WIDENER
HN YMSK F

PGerm 250.1.2

№ 3468

Frankfurter
zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

Neue Folge.

Band XIV.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1893.

P Germ 250.1.2

LLEGE LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Heft 1	Wasserburg, Ph. (Laicus), Die Reichthümer der Enterbten.	1
„ 2	Brunner, S., Joseph II. als absoluter Beherrscher seiner Länder.	31
„ 3	Steinle, A. M. v., Der Peterspfennig.	63
„ 4	Diefenbach, J., Inspector, Besessenheit, Zauberei und Hexenfabeln.	85
„ 5	Muth, C., Wem gehört die Zukunft?	141
„ 6	Bock, W. v., Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Karthago und Albert von Buxhöwden, Bischof von Livland.	181
„ 7	Zimmermann, A., S. J., Die Klöster in Frankreich vor der großen Revolution 1766—1789.	201
„ 8	Stillbauer, Joh. B., Joseph Klein, erster Generalvikar des Erzbisthums München-Freising.	233
„ 9	Baumgarten, P. M., Hat das System Kneipp eine soziale Bedeutung?	257
„ 10 u. 11	Greiffenrath, Dr. F., Bischof Wilhelm Emmanuel, Freiherr von Ketteler und die deutsche Sozialreform.	285
„ 12	Brunner, S., Joseph II. als Kirchenreformator.	381

Die Reichthümer der Enterbten.

Von

Philipp Waſſerburg (Laicus).

Die Reichthümer der Enterbten! Iſt das nicht ein Widerſpruch in ſich? Wie kann demjenigen, der reich iſt, ſein Erbe vorenthalten worden ſein? wie ſollte er ſonſt Reichthümer beſitzen? Und wie könnte man denjenigen, der Reichthümer beſitzt, einen Enterbten nennen? hat er ja doch Reichthümer als Erbe erhalten.

Ob man nicht diejenigen, die ſich ſelber die Enterbten nennen, mit Unrecht ſo nennt? Das iſt die Frage, welcher wir in dem Nachfolgenden näher treten wollen.

Mit Unrecht! Aber wie kann das nur eine Frage ſein, was wir tagtäglich mit Augen ſehen, mit Ohren hören und mit Händen greifen können? Sehen wir denn nicht, daß der Eine mit ſüßem Nichtsthun die Zeit verbringt, daß er den Verſtand, den ihm Gott gegeben, ausſchließlich dazu anwendet, neue Arten von Vergnügen und Lüſten zu erſinnen, um ſich das Leben angenehm zu machen? Sehen wir nicht, daß er mit einem Raffinement ſondergleichen Alles genießt, was die Welt zu bieten vermag, und daß ihm in reichlichem Maaße die Mittel dazu zu Gebote ſtehen?

Und ſehen wir nicht auf der anderen Seite, wie Viele genöthigt ſind, den Verſtand, welchen Gott ihnen gegeben, vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht anzuſtrengen, um auf dem ſtürmiſchen Meere des Lebens ihr beſcheidenes Schifflein oben zu halten, und wie oft ſchlägt da noch eine Welle über Bord, oder ein Riff ſtößt ein Leck hinein und es heißt pumpen und ſchöpfen, um nicht ſelbſt angeſichts des Hafens noch zu verſinken!

Gott gab dem Einen den Verſtand .... er gab dem Anderen den Verſtand .... Wie viel in Geld ausgedrückt, mag der Verſtand wohl werth ſein? Das iſt doch auch ein Stückchen Reichthum, welches Hoch und Nieder, Reich und Arm beſitzt.

Es fällt uns im gewöhnlichen Leben aber nicht ein, den Verstand in das Inventar unseres Vermögens zu setzen, weil Niemand diejenigen Güter schätzt, die Jeder besitzt. Wir schätzen nur die Differenzen, und da besitzt der Eine eine Million und der Andere keinen rothen Pfennig, das ist dann eine ungeheure Differenz und wenn sie noch viel kleiner wäre, so erschiene sie immer noch ungeheuer. Aber die Größe dieser Differenz schrumpft immer enger zusammen, je höher der Werth jener Güter ist, welche wir Alle von der Natur empfangen haben, und denen wir eben darum, weil wir sie Alle besitzen, einen reellen Werth nicht beilegen. Schätzen wir z. B. diese Güter auf tausend Millionen, was bedeutet dann noch die eine Million, die der Eine mehr und der Andere weniger hat? Sie wird zum Tropfen am Eimer und nicht um tausend Millionen, nicht um alles Geld der Erde wäre mir mein Verstand feil. Denn was wären mir sonst die irdischen Millionen werth?

Und wie es mit dem Verstand bestellt ist, genau so ist es auch mit dem Körper. Was ist ein Auge werth, was sind gar beide Augen werth? Wie schätz' ich mein Herz, wie meine geraden Glieder, wie meinen Magen? Das sind Dinge die Jedermann hat; darum scheinen sie uns ohne Werth zu sein. Sowie wir uns aber vergleichen mit einem Menschen, der diese Dinge nicht besitzt oder in einem geringeren unzureichenden Grade besitzt, oder bei dem diese Dinge vorübergehend nicht in Ordnung sind, erscheinen wir uns bei all unserer Armuth reich wie Crösus. Es braucht nur einmal ein Millionär einen Magenkatarrh zu haben, um mit neidischem Auge den armen Maurer zu betrachten, welcher in der Vesperstunde am Bau sitzt und in aller Behaglichkeit Schwarzbrod mit Speck, nebst einem Gläschen Korn, genießt! Von Herzleidenden und Schwindsüchtigen gar nicht zu reden. Diese frage man, wie hoch sie ein gesundes Herz und eine gesunde Lunge taxiren.

Ich habe einmal einen Ausflug gemacht durch den Rheingau und in der Nähe von Geisenheim fand ich zwischen der Landstraße und dem Rhein eine prachtvolle Villa. Ein herrlicher Bau, umgeben von saftig grünen Rasenstücken, einem hundertjährigen Park auf der einen und der wunderlieblichen Aussicht über den Rhein auf der anderen Seite — ein wahres Eden. Glücklich der Mensch, der hier seine Tage procul negotiis, ohne Sorge zubringen kann. Und als ich dann meiner bescheidenen Verhältnisse, meines Kampfes um's Leben unter Mühen und Sorgen gedachte, da richtete auch ich die Frage

an das Schicksal, warum dem Einen alle Lust und Freude auf Erden und dem Andern ein mühseliger Kampf beschieden ist, der ihn bis zum Grabe nicht aus den Sorgen und Nöthen herauskommen läßt. Ich stand am Gitterthor, betrachtete mir all die Herrlichkeiten und hatte dabei nicht übel Lust, mit unserm Herrgott zu hadern. Diese Stimmung dauerte so lange, bis ich jenes Glücklichen gewahr wurde, welcher dieses Eden sein Eigen nannte. Ein Bedienter in Livree fuhr ihn eben um die Ecke, er lag gichtgekrümmt in einem Rollwägelchen, an einem wunderschönen Sommertage in wollene Decken gehüllt bis unter die Achselhöhlen. Und als er näher kam und ich die Züge seines Gesichtes unterscheiden konnte, da war seine Miene so grämlich, so verbissen, daß ich unserm Herrgott für meine Armuth und meine gesunden Glieder dankte. Ich schätzte mich reich und glücklich gegenüber diesem Edenbesitzer, den ich wenige Minuten vorher als den Glücklichsten der Menschen gepriesen hatte!

Es ist ja nun allerdings nicht absolut nothwendig, daß Einer, der in angenehmen Verhältnissen lebt, die Gicht haben muß, welche ihm seinen Besitz verbittert. Es kann Einer auch sehr gesunden Leibes sein und seines Besitzes in vollen Zügen genießen und es kann ebenso sein, daß ein Anderer, dem kein Livreebedienter zum Drücken zur Verfügung steht, der, wenn ihm seine Kräfte versagen, hohlängige Noth in seiner Familie sieht, die Gicht hat. Das ist durchaus nicht ausgeschlossen. Aber das geht doch klar hervor, daß Gesundheit ein höheres Gut ist als Reichthum im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und daß das Gut der Gesundheit dem unvergleich größeren Theil der Menschheit zu Theil geworden ist. Jedenfalls ist darin kein Unterschied zwischen Arm und Reich. Wir haben dieselbe Gesundheit; wir kräftigen, erhalten und ruiniren sie Alle auf dieselbe Weise.

Und so würde sich denn schon hier die Frage stellen, ob der Reichthum oder die Armuth der Gesundheit förderlicher ist. Daran zweifelt Niemand, daß die Gesundheit das höhere Gut ist; daß sie mehr ist, als alle Schätze der Welt. Wenn nun der Reichthum dies höhere Gut schwerer bedroht und leichter untergräbt, als die Armuth, dann ist eigentlich derjenige der Reichste, der arm ist; denn er besitzt das höhere Gut mit größerer Gewißheit, es nicht zu verlieren, als derjenige, welcher sich eines großen

Vermögens erfreut. Es handelt sich aber nicht nur um die Gesundheit allein. Wir haben schon den Verstand angeführt. Es handelt sich auch um den Verstand, um die geistigen Fähigkeiten. Mit allem Geld der Welt kann sich Einer wohl ein gewisses Wissen einbläuen lassen, aber wenn er eben stiefmütterlich an Verstand begabt ist, dann wird er mit allem Wissen, das er sich mühsam hat eintrichtern lassen, ein dummer Kerl bleiben sein Leben lang. Man sagt, der Dumme hat Glück. Er braucht's auch, das ist eine Handlung der ausgleichenden Gerechtigkeit Gottes. Wie will denn der Dumme durch das Leben kommen, wenn er nicht nur keinen Verstand, sondern auch kein Glück hätte? Es handelt sich aber weiter um den Charakter, um innere Zufriedenheit, um Familienglück; es handelt sich endlich um das höchste aller Güter, um den Glauben an Gott. Das sind lauter Reichthümer, die in die Hände jedes Einzelnen gegeben sind, wir mögen ihn arm oder reich nennen, und erst, wenn wir uns sagen müssen, daß der Reichthum diesen Gütern geringere Gefahr droht, als die Armuth, erst dann hat der Arme ein Recht, sich über das Loos zu beklagen, das ihm zu Theil wurde. Sollten wir aber umgekehrt zu der Ansicht gelangen, daß großer irdischer Besitz diese wahren in die Hand eines Jeden gegebenen Reichthümer in größerem Maaße bedroht, dann preisen wir den glücklich, der um den Kampf des Lebens durchzumachen, auf seinen Verstand und seiner Hände Arbeit, nicht auf die Couponscheere angewiesen ist.

Nehmen wir vor Allem die Gesundheit und mit ihr die Körperkraft, die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen die ihn bedrohenden Gefahren. Wir sind darüber nicht zweifelhaft, da das, was wir Reichthum nennen, nicht gerade von günstigem Einfluß auf diese hohen Güter ist. Trotz der besseren Nahrung sehen wir die Reichen von einem viel schwächeren Körperbau. Wir sehen sie — wir wollen nicht gerade sagen krank — aber fortwährend kränkelnd. Es fehlt ihnen bald da, bald dort. Sie müssen in's Bad. Ich weiß zwar, daß man dies „Müssen" belächelt, dies Lächeln ist aber zum guten Theil nicht berechtigt. Der Mangel an Bewegung, der mit einer unthätigen Lebensweise verbunden ist, hemmt die Ernährung und macht es nothwendig, eine streng geregelte Lebensweise einzuführen, durch welche das wieder gut gemacht wird, was man durch Ueppigkeit am Körper versündigt.

Allerdings die Besucher von Erholungsbädern sind auch mir

immer verdächtig; denn bei den Vergnügungen, welche dort geboten werden, erholt man ſich eigentlich nicht. Hoch und einſam gelegene Luftkurorte laſſen ſchon eher auf ein Bedürfniß ſchließen; aber daß Einer zu ſeinem Vergnügen in ein wirkliches Heilbad geht und ein Leiden affectirt, das er nicht hat, das gehört in's Bereich der Phantaſien, welches in dieſer Beziehung bei den Minderbegüterten ſehr viele Provinzen zählt. Es iſt keine Annehmlichkeit in einem ſolchen Bade zu verweilen, und noch viel weniger annehmlich iſt die nach ſtrenger Hausordnung geregelte Lebensweiſe in irgend einer Klinik. Wenn ſich die Beſucher nicht wirklich in ihrer Geſundheit erſchüttert fühlten, brauchten ſie ja nur einfach eines von den Bädern aufzuſuchen, in welchen man ſich amüſiert.

Der Arme iſt darin beſſer geſtellt: das beweiſt ſchon der in der Regel ſtärkere Körper. Wenn ein Reicher plötzlich ſeinen Reichthum verliert und er ſoll ſein Leben durch Arbeit verdienen, wird er in den meiſten Fällen erliegen. Der Arbeiter, welcher von Jugend auf daran gewöhnt iſt, erträgt das nicht nur, ſondern es ſtählt ſeine Geſundheit.

Es ſchwebt uns hier natürlich ein Arbeiter vor, der ſeine Schuldigkeit thut, ein mäßiges Leben führt und von dem Ertrage ſeiner Arbeit mit ſeiner Familie lebt. Wir ſetzen voraus, daß er in ſeiner Jugend etwas gelernt hat und arbeiten will. Das Alles ſteht in ſeiner Hand; das iſt von ihm, von ſeinem Verſtande, ſeinem guten Willen und Pflichtgefühl abhängig. Das iſt kein Glück, das ihm von Außen in den Schoß zu fallen braucht, und wenn das nicht der Fall iſt, ſo iſt das ein Unglück, über welches er keinen Andern anklagen kann als ſich ſelber.

Ich ſpreche nicht von Denen, die das Unglück gehabt haben, geiſtig oder körperlich verkrüppelt zu ſein, von denen, die beſonders harte Schickſalsſchläge verfolgen. Es gibt Solche, die nur zum Unglück geboren ſcheinen, denen nichts gelingt, die trotz allen Fleißes und allen guten Willens aus der tiefſten Armuth ſich nicht emporheben können. Aber ihre Zahl iſt um Vieles geringer, als man anzunehmen pflegt. Ich habe mich in meinem Leben ſehr viel in Arbeiterkreiſen bewegt; aber abgeſehen von geiſtigen und körperlichen Gebrechen iſt mir in meinem ganzen Leben keine Arbeiterfamilie begegnet, deren Glieder alle vollauf ihre Pflichten erfüllten und welche trotzdem bis in die Tiefen jener hilfloſen Armuth heruntergeſunken wären; nicht eine einzige! Aber ich will trotzdem nicht

leugnen, daß es auch solche gibt. Sie haben ebenfalls ihren Existenzgrund; sie sollen denen, die Gott mit Glücksgütern überhäuft hat, helfen, die Pforten des Paradieses zu sprengen und zwar dadurch, daß sie ihnen Gelegenheit geben, mit ihrem Reichthum das Elend Jener zu bekämpfen. Denn wahrhaftig! ein Reicher allein bringt die Sprengung der Paradiesespforte nur sehr schwer fertig!

Wir nehmen bei unsern Vergleichen eine Arbeiterfamilie an, welche mit mäßigen Ansprüchen ihren Pflichten treu nachzukommen sucht, und die heute ebenfalls von denen, welche sich als besondere Arbeiterfreunde ausgeben, als die „Enterbten der Menschheit" geschildert werden.

Betrachten wir den Eingang in das Leben. In der Geburt sind Alle gleich. Sagt ja schon das Buch der Weisheit: „denn kein König hat einen andern Anfang von Geburt, sondern Alle haben einerlei Eingang in's Leben und gleichen Ausgang". Alle kommen nackt und bloß auf die Welt; Reich und Arm, Hoch und Niedrig, — das gleiche existenzunfähigste Geschöpf unter allen lebenden Wesen ohne die liebende Sorge der Eltern.

Aber in dieser liebenden Sorge begegnen wir einem Unterschied, welcher bis in die frühesten Tage zurückreicht. In der allerersten Zeit ist wohl das Verhältniß aller Kinder zu ihren Müttern das gleiche. Die Stimme der Natur spricht da zu mächtig und das Weib ist über ihr Mutterglück zu sehr erregt, um dieselbe zu ersticken. Aber wenn wir auch hüben wie drüben ehrenwerthe und bedauerliche Ausnahmen zulassen, so wirft sich schon in diesen ersten Tagen die Frage auf: wer dem Kinde die Brust reicht. Unter den geringen Leuten ist das gar keine Frage, das versteht sich von selbst. Die Natur hat diese Frage bereits entschieden und die menschliche Sprache bezeichnet die Ernährung des Kindes an der Brust der Mutter als die ur-eigentliche Mutterpflicht. Nur physische Unmöglichkeit wird eine Mutter in der großen Masse des Volkes dazu veranlassen oder vielmehr zwingen können, ihr Kind auf künstliche Weise groß zu ziehen; aber auch in diesem Falle ist es immer sie, welche das thut, es ist ihre erste Sorge und sie ist durchaus nicht gewillt sich derselben zu entschlagen. Sie benutzt jeden freien Augenblick, um nach ihrem Kinde zu sehen, und auf ihren Schultern bleibt die Verantwortlichkeit haften.

Wie ist es aber in dieser Beziehung mit den oberen Zehntausend bestellt? Wie selten sind die Mütter, welche sich in diesen

Kreiſen ihrem Kinde widmen. Fragt man ſie, ſo iſt keine phyſiſch in der Lage ihrer Mutterpflicht zu genügen!

Vielfach mag dies Vorgeben der Begründung nicht entbehren; aber welches gräßliche Licht wirft dies auf die Folgen des Reichthums? Er erzeugt Mütter, welche keine Kinder groß bringen können, wenn ſie nicht das Weib aus dem Volke dazu nehmen, um ihnen die Bruſt zu reichen! Das iſt kein Zufall, ſondern es hat in der That ſeine Begründung und wir werden darauf zurückkommen, wenn wir von der Erziehung ſprechen.

Aber bei Andern, — und deren iſt auch keine geringe Zahl — iſt das nur ein Vorgeben, um ſich der Erfüllung der Mutterpflicht zu entziehen. Eine Mutter, die ihr Kind nährt, iſt an dasſelbe gefeſſelt. Sie kann den gewohnten Vergnügungen und Geſellſchaften nicht nachgehen, die Pforten des Theaters und des Konzerthauſes bleiben ihr verſchloſſen, der Sprößling, welchen ſie ihrer Familie geſchenkt, verlangt jeden Augenblick ihre Pflege. Das Einfachſte in dieſer Beziehung iſt eine Schenkamme, welche die Erfüllung aller Mutterpflichten gegen baar übernimmt. Mit der Zahlung dieſer Summe und mit Verabreichung entſprechender Koſt findet ſich die Mutter mit ihren Pflichten ab und lebt dann in der Geſellſchaft weiter, als ob daheim Niemand ſich befände, welchen Gott ihrer Sorge, nicht der Sorge einer Schenkamme, anvertraut hat.

So ſteht die Sache vom Standpunkt der Mütter. Betrachten wir ſie nun vom Standpunkt der Kinder. Das Kind aus dem Volke entbehrt nicht die Mutter und das Kind der Reicheren beſitzt an Stelle einer Mutter den Miethling. Welch ein unendlicher Reichthum liegt für den Menſchen, der eben das Licht der Welt erblickt hat, in dem Beſitz einer Mutter! Nichts auf der Welt iſt im Stande, ſie zu erſetzen. Auch die ſorgſamſte Schenkamme hängt nur mit halbem Herzen an dem Kind, das man ihr gegeben, die andere Hälfte gehört ihrem eigenen Kinde und wenn ſie ihre Pflicht gar nicht vernachläſſigt, vollführt ſie dieſelbe ſtets wie ein Miethling; ſie wird niemals die Sorge haben um ein fremdes Kind, welche die Mutter um ihr eigenes empfindet.

Aber dem Kinde geht noch ein Anderes nach; die natürliche Liebe zwiſchen Mutter und Kind feſtigt und adelt ſich durch den fortwährenden Verkehr, durch die fortwährende Sorge, welche die Mutter um ihr Kind trägt. In dieſem Aufwachſen bei der Mutter,

in diesem beständigen Folgen der Mutter liegt außerdem der Keim der elterlichen Autorität. Vom moralischen Katheder herab kann man die elterliche Autorität deduciren. Sie ist in den Geboten Gottes und in der Natur der Sache begründet. Aber wenn die Aeußerung der Autorität und die Unterwerfung unter dieselbe erst dann Platz greifen sollte, wenn dem Kinde das philosophisch und moralisch deducirt ist, so sähe es doch schlimm um die Welt aus. Die Autorität entsteht via facti, auf dem Wege der Thatsache: dadurch, daß die Mutter dem Kinde ihren Willen auflegt und das Kind daran gewöhnt, sich demselben zu unterwerfen. Das beginnt gleich vom Augenblick der Geburt an; und wenn nun nicht die Mutter, sondern die Schenkamme das thut, so entwickelt sich nicht eine mütterliche, sondern eine schenkammliche Autorität, und von dem Augenblicke an, wo das Kind merkt, daß das zu seinem Besten ist, ein Augenblick, der schon dann eintritt, wenn das Kind beim Anblick der Schenkamme lächelt, wenn es die Händchen nach ihr ausstreckt, dann bildet sich im Kind statt einer kindlichen Liebe eine schenkammliche Liebe aus, und wenn diese Eindrücke längst sich verwischt zu haben scheinen, so sind sie darum doch nicht verschwunden; und wenn wir Menschen in der Seele des Kindes lesen könnten, wie Gott in derselben liest, so würden wir vielleicht darin finden, daß die Keime späterer Entfremdung und Gleichgültigkeit in denjenigen Zeiten gelegt wurden, in welchen die Mutter für ihr Kind eine Person miethete, um der gesellschaftlichen Vergnügungen nicht entbehren zu müssen.

Das entwickelt sich dann noch viel weiter in der Erziehung. Die geborenen Erzieher des Kindes sind die Eltern. Alles, was sonst noch auf die Erziehung einwirkt, ist Surrogat, und gerade hier hat das Kind minder begüterter Eltern einen unschätzbaren Vortheil vor den Kindern der Reichen. Das Kind des Minderbegüterten steht seinen Eltern viel näher, sie sorgen persönlich für es, sie bekümmern sich um es. Bei den Reichen ist das auch vielmehr eine Geldfrage als eine Herzensfrage; es erhält bessere Speise, schönere Kleidung und in der Regel eine höhere Schulbildung; dafür entbehrt es der Eltern, es ist in der frühen Jugend den Dienstboten überlassen, es entbehrt der wilden Spiele, zu welchen die Natur das kindliche Alter antreibt; denn es bedarf derselben zur Entwickelung seines Körpers. Das Kind der Reichen erzielt eine Frühreife, welche es um die schönste Zeit seines

Lebens, die fröhlich spielende Kinderzeit, betrügt. Namentlich die weibliche Jugend wird darin fortgesetzt in einer Weise mißhandelt, im Vergleich zu welcher die vielleicht etwas rohere Behandlung der Kinder des Volkes ein Paradies ist. Diese rohere Behandlung sieht viel schlimmer aus, als es sich in der That verhält. Der leichte Sinn des Kindes hilft darüber sehr rasch hinweg. Dafür hat es die Spiele mit gleichalterigen Genossen; es genießt eine viel größere Freiheit in körperlichen Bewegungen und während das Mädchen der sogenannten besseren Stände nach dem langen Stillsitzen in der Schule, nach dem Fertigen ausgedehnter häuslicher Schularbeiten, am Klavier sitzt und übt, bewegt sich das Kind minder begüterter Leute ungezwungen auf der Straße, leistet wohl auch seinen Eltern kleine Dienste und gelangt auf diese Weise zu einem gesünderen, gestählteren Körper, als dies bei den besseren Ständen der Fall ist.

An die Unnatur der jugendlichen Bildung schließt sich die Unnatur der jugendlichen Vergnügungen. Da haben wir Kindergesellschaften, Kinderbälle, Kindertheater — um Gotteswillen, wo will denn das hinaus? Mit zwölf und vierzehn Jahren sind das keine Kinder mehr, sondern junge Herrn und Damen, welche zu lieben und zu intriguiren verstehen, bei denen Eifersucht und Klatschereien eine keineswegs geringe Rolle spielen, deren Herz bereits von allen menschlichen Leidenschaften durchwühlt wird, ohne daß der Charakter die nöthige Stärke, der Verstand die nöthige Umsicht besitzt, diese Leidenschaften zu bändigen und zu beherrschen. Da stehen sie mit der Anwartschaft auf Bleichsucht und Lungenschwindsucht, und dann muß der Arzt zu Hilfe geholt werden, um die Körpermaschine, die man seit Jahren weit über Gebühr abgenutzt, wieder einigermaßen in Stand zu setzen.

Das ist die Erziehung in unseren sogenannten besseren Kreisen. Die Kinder der Minderbegüterten befinden sich nach dieser Richtung um Vieles besser.

Wir kommen zum Lebensberuf. Die Werkstätte ist der Schauplatz, auf welchem sich das Leben der minder gut Situirten zu bewegen pflegt. Gewiß, unsere Werkstätten in den Fabriken und den Handwerken haben in Bezug auf Licht und Luft Vieles zu wünschen übrig gelassen, und sind auch heute noch lange nicht in dem Zustande, in welchem sie sich befinden sollten und welchen wir für unumgänglich erforderlich halten. Wir begrüßen es deshalb lebhaft, daß die Gesetzgebung hier zum Schutze der minderbegüterten

Klasse eingegriffen hat; und es muß das auch ferner geschehen. Das Institut der Fabrikinspektoren ist seinem Grundgedanken nach ein höchst segensreiches, es hat bereits segensreich gewirkt und wird diesen Segen in dem Maaße weiter entfalten, als die geeigneten Persönlichkeiten gewählt werden und die Arbeiter zu ihnen Vertrauen fassen. Nicht minder glücklich ist der Gedanke der Arbeiterausschüsse, die Beschränkung der Arbeitszeit für jugendliche Arbeiter und eine strenge Handhabung der Sonntagsruhe. Unter diesen Voraussetzungen aber ist die körperliche Arbeit im Hinblick auf die Gesundheit und das Wohlsein jeder anderen Arbeit vorzuziehen. Wir sehen das schon bei einer Vergleichung der arbeitenden Klassen unter sich. Diejenigen, welche bei ihrer Arbeit eine stärkere Muskelbewegung entfalten, welche, wie man zu sagen pflegt, schwer arbeiten, sind im Allgemeinen kräftiger, abgehärteter und gesünder, als diejenigen, die nur leichtere Arbeiten verrichten. Allen voran steht darin der Bauernstand, der zudem noch jeder Unbill der Witterung ausgesetzt ist, in manchen Zeiten sich fast keine Ruhe gönnt und doch begegnen wir in ihm durchschnittlich dem kräftigsten und gesündesten Menschenschlag.

Und wahrhaftig, wir haben alle Ursache stolz zu sein auf unseren Bauernstand. Obwohl er hart um seine Existenz ringen muß, härter als vielleicht irgend ein anderer Stand, steht er, ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, da als der fast alleinige Träger wirklich staatserhaltender Grundsätze; er hat sich seinen Glauben bewahrt, sein Familienleben ist rein, und er ist der festeste Damm allen umstürzenden Elementen gegenüber. Er besitzt in reichstem Maße, auch bei äußerer dürftiger Lage, die höheren Güter, die so oft in den besser situirten Kreisen schmerzlich vermißt werden.

Betrachten wir uns die besser situirten Stände, so widmen sich dieselben in der Regel dem Gelehrtenberufe und dem Kaufmannsstand.

In den Kreisen derer, welche angestrengt körperlich arbeiten, gilt die Arbeit des Kaufmanns und mehr noch die der gelehrten Berufe nicht als vollwichtig. Es ist eigentlich gar keine Arbeit. Man sitzt auf dem Comptoir oder in dem Studirzimmer und schreibt oder liest. Ist das gearbeitet? Das kann derjenige, der sägt und hobelt, derjenige, der den ganzen Tag den Schmiedehammer führt,

nicht zugeben. Zur Arbeit gehört Schweiß und dabei schwitzt man nicht.

Und doch stelle man einmal einen Mann, der diesen „arbeitslosen" Berufen nachgeht, neben den, der körperlich arbeitet, und vergleiche man ihr Aussehen. Woher die Kahlköpfigkeit? Woher die Schwäche der Sehkraft? Diese so leicht erscheinenden Arbeiten gehen auf Kosten des edelsten Sinnes, des Gesichtssinnes. Das natürliche Kapital der Sehkraft, das der Mensch, der es besitzt, nicht um Millionen vertauscht, wird in diesen Berufen viel eher aufgebraucht, als in jedem andern. Das sind die Berufe der sogenannten besser situirten Klassen, welche an den höchsten natürlichen Reichthümern zehren.

Außer der materiellen Lage kommen auch noch andere Güter in Betracht, mit welchen gerade die Enterbten der Menschheit in der Regel besser bedacht sind als die oberen Zehntausend. Das Glück besteht nicht darin, daß man einen möglichst großen Besitz anhäuft, sondern es besteht darin, daß man nicht nur mit dem, was man besitzt, sondern auch mit den Verhältnissen, in welchen man lebt, zufrieden ist. Jene orientalische Fabel, welche ergab, daß der einzig Glückliche im Reiche kein Hemd besaß, enthält eine tiefe Wahrheit. Er besaß Arbeit, womit er sich ernährte, kümmerlich zwar, aber ohne Noth zu leiden, ein Weib, das ihn liebte, Kinder, die gediehen, einen gesunden Körper und einen heiteren Sinn — wozu brauchte er da noch ein Hemd? Und der kranke König, der nur durch das Hemd eines Glücklichen gesund werden konnte, mußte sterben, weil der einzig Glückliche in seinem Reiche, den man mit vieler Mühe nach wochenlangem Suchen endlich aufgespürt hatte, kein Hemd besaß!

Glück und Unglück sind eigentlich relative Begriffe. Vergleichen wir die Lage, in welcher wir uns befinden, mit der Lage derjenigen Personen, welche dasjenige besitzen, oder auch oft nur zu besitzen scheinen, was wir entbehren, so fühlen wir uns unglücklich. Vergleichen wir unsere Lage mit der Lage derjenigen Personen, welchen dasjenige fehlt, was wir besitzen und gebrauchen, so fühlen wir uns glücklich, und es ist deßhalb das einfachste Mittel sich im Allgemeinen glücklich zu fühlen, wenn man sich daran gewöhnt, die Lage derjenigen zu erwägen, welche übler daran sind als wir. Wir werden damit nicht nur mit unserem Loose zufrieden, sondern wir werden auch noch immer Mittel und Wege finden, mag unsere Lage

thatsächlich sein, welche sie will, Andern in dem einen oder dem andern Punkte zu helfen.

Aber abgesehen von diesen individuellen Gefühlen gibt es höhere Güter, welche in der That sich mehr in der großen Masse der mittleren und kleineren Existenzen, als im Schooße des Reichthums finden.

Wir rechnen dazu in erster Linie das Familienleben. Wir haben schon oben Gelegenheit genommen darauf hinzuweisen, daß im Schooße des Reichthums die Entfremdung zwischen Eltern und Kindern um Vieles größer ist, als in den ärmeren Klassen. Noch in viel höherem Grade gilt dies vom ehelichen Leben.

Es läßt sich diese Seite des menschlichen Glückes nicht besprechen, ohne Hereinziehung der Religion. Die Ehe ist nicht blos ein natürliches, ein gesellschaftliches Institut, sie ist auch ganz wesentlich religiös, sie ist ein Sakrament und hat als Voraussetzung zu ihrem Glücke die Erfüllung von Pflichten, welche, getrennt von der Religion, Ansprüche an den sittlichen Menschen stellen, denen dieser kaum gewachsen ist. Gerade auf diesem Felde bewährt sich vielleicht mehr als auf jedem andern, daß die Sittlichkeit ohne Religion eine Pflanze ist, deren Wurzel die Erde fehlt, und daraus folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß alle Lebenslagen, welche geschickt sind, die Religion zu unterwühlen, auch geschickt sind, das Eheglück zu Grunde zu richten.

Wenn wir fragen: sind die Ehen der Reichen glücklicher als die der Armen, so hängt die Beantwortung dieser Frage von der Beantwortung der Vorfrage ab: liegt in dem Reichthum oder in der Armuth die größere Gefahr für den religiösen Glauben? Müssen wir diese Frage dahin beantworten, daß der Reichthum größere Klippen bietet, dann ist damit auch zugleich die erste Frage dahin beantwortet, daß das Familienglück der Reichen größeren Gefahren ausgesetzt ist, als das der mittleren und ärmeren Klassen.

Wir wiederholen, daß wir hier immer nur von der Regel sprechen. Wir lassen gerne Ausnahmen gelten; aber dieselben wurzeln dann in besondern Verhältnissen und stürzen die Regel nicht um, sondern sie beweisen sie.

Nun lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß in der That der Reichthum große Gefahren für die Religion in sich birgt. Wir haben den furchtbaren Ausspruch Christi, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in's Himmelreich eingeht. Der Besitz

großen Reichthums weckt einerseits die Lust, denselben immer und immer zu mehren, und anderseits das Bestreben, Alles das zu genießen, was man sich durch Reichthum verschaffen kann. Nun lehrt uns die Religion, daß wir Reichthümer besitzen sollten, als ob wir sie nicht besäßen, d. h. nicht nur für uns sollen wir sie verwenden, sondern auch zum Besten Anderer. Wir sollen uns nur als Verwalter dieser Güter betrachten und diese Güter als einen Schatz, den Gott uns anvertraut hat, um in guten Werken damit zu wuchern. Der Reichthum soll uns kein Lotterbett sein, sondern eine schwere Last, die uns um so drückender wird, je mehr er sich mehrt. Wir sollen dastehen wie ein Verwalter, dem die Verwaltung eines kleinen Vermögens nicht viel Kopfzerbrechens macht; aber ein großes Vermögen, das gut verwaltet werden soll, das Zinsen in solcher Ueberfülle einbringt, daß die Zinsen wiederum Zinsen bringen müssen, das erfordert Mühe, Umsicht und Thatkraft, und als solche Zinsen und Zinseszinsen verlangt die Religion gute Werke; sie verlangt den Krieg gegen das Laster, sie verlangt den Krieg gegen das Elend, sie verlangt den unerbittlichen fortgesetzten Krieg gegen die Sünde, die so häufig die Folge des Elendes ist. Das ist die Aufgabe des Reichen, und doch öffnen sich seinem goldenen Schlüssel alle Pforten des Vergnügens, und nicht blos des sittlich erlaubten Vergnügens; es öffnen sich ihm alle Pforten verbotener Lüste, und er soll dieser Versuchung, welche alle sinnlichen Leidenschaften täglich und stündlich an ihn herantreten lassen, Trotz bieten mit jenem goldenen Schlüssel in der Hand, mittelst dessen er sich jederzeit Befriedigung verschaffen kann!

Wenn es kein göttliches Sittengesetz gäbe? Wenn es keinen Gott gäbe? Wenn es keine Verantwortlichkeit nach dem Tode gäbe? Wenn das Gewissen in unserer Brust nur ein anerzogener Popanz wäre, von den Klugen für Andere erfunden und in Anderen gehegt, um desto ungestörter herrschen und genießen zu können? Mit welcher Lust könnte man leben, wie wäre im Besitze von großem Reichthum das ganze Leben ein Taumel von Genuß zu Genuß, nur unterbrochen durch die von der Natur erzwungenen Pausen der Ruhe, damit die Lebensgeister Zeit hätten sich wieder zu erfrischen und auf's Neue genußfähig zu werden! Das ganze Leben wäre ein Bachanal, eine Orgie! Das ist der Reiche im Evangelium, der alle Tage große Gastmähler hielt. Das ist die Versuchung, welche den Reichen so wenig verläßt wie sein Schatten im Sonnenschein.

Und nun hört er die frohe Botschaft, welche ihm die auf Irrwege gerathene Wissenschaft bringt. Nun hört er den Zweifel bestätigen, welchen die Lust nach sinnlichen Genüssen in ihm wach gerufen. Er hört es aus dem Munde von Autoritäten, welche auf der Hochwarte des menschlichen Geistes zu stehen und alle Errungenschaften menschlicher Wissenschaft sich angeeignet zu haben behaupten!

Und es muß wohl so sein, wie er wünscht, daß es sei! Denn er sieht sie hochgeehrt, er sieht ihren Unterweisungen alle diejenigen überliefert, die sich der Wissenschaft widmen. Was soll er angesichts dieser täglichen Erfahrung thun? Was soll ihn zurückhalten der Stimme seiner Leidenschaften zu folgen? Solange der Mensch im Besitz seiner Kraft ist, wünscht er, daß kein Gott sei, der ihm verbietet seine Kraft zu zügeln und sie in den Dienst Schwächerer zu stellen.

Und was ist die Folge davon, in Bezug auf die Ehe? Daß man die Ehe betrachtet wie Alles auf Erden von dem Standpunkte des eigenen Interesses aus; daß man die Annehmlichkeiten, welche das eheliche Leben gewährt, mit Vergnügen hinnimmt, und der Pflichten, welche es auferlegt, sich entschlägt; daß man die Ehe als ein Geschäft betrachtet, aus welchem man so viel wie möglich Nutzen zieht, um diesen Nutzen in neue Lust umzusetzen.

Ein eheliches Glück aber ist nur denkbar auf der Basis gegenseitiger Pflichterfüllung; es ist nur denkbar auf der Basis gegenseitiger Treue, auf der Basis der Verzichtleistung des eigenen Selbst, um in den Wünschen und Neigungen des andern Theils aufzugehen.

Und wie stimmt das nun mit dem Besitze des Reichthums überein?

Die Ehen der minder begüterten Klassen werden vor allen Dingen in dem Bewußtsein geschlossen, daß es sich hier nicht blos um die Annehmlichkeiten des ehelichen Zusammenlebens handle, sondern daß der Mann, der seither für sich allein gearbeitet, nunmehr für zwei und im Verlaufe der Zeit für Mehrere zu arbeiten hat, und daß die Frau sich nicht nur selbst versorgt, sondern auch die Sorge zu übernehmen hat, daß der Verdienst des Mannes ausreiche nicht blos für ihn, sondern auch für sie und die zu erwartenden Kinder, daß auch von dem Verdienste etwas zurückgelegt werde für Zeiten der Noth und die Zukunft. Der Schritt, den

beide Brautleute thun, stellt sich ihnen in einem viel ernsteren Lichte dar, als wenn eine Million zu einer andern Million kommt. Es ist etwas ganz Anderes, ob ein Familienvater das tägliche Brot zu erwerben oder ob er nur das bereits längst Erworbene zu verwalten hat. Die minder begüterten Massen haben das Bewußtsein, daß sie sich Pflichten auferlegen, und wenn sie nicht den ernsten Willen haben sie zu erfüllen, so legen sie sich dieselben nicht auf; sie brauchen das ja nicht.

Es treten ferner diejenigen Versuchungen nicht oder nicht mit gleicher Stärke an sie heran, denen der Reiche fortwährend ausgesetzt ist. Mögen auch die Leidenschaften und bösen Neigungen dieselben sein; aber es fehlt der goldene Schlüssel, welcher die Befriedigung erleichtert. Es fehlt die Zeit, böse Gedanken zu fassen und ihnen nachzugehen. Sie wird durch die Arbeit in Anspruch genommen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Das ist ein Satz, welcher in dem Sprüchwörterschatze aller Nationen steht und was bei allen Völkern sprüchwörtlich geworden ist, dessen kann man sich versichert halten, das ist wahr.

Aber nicht nur diese banalen Gründe bieten den minder Begünstigten Schutz gegen solche Versuchungen, denen der Reiche schutzlos gegenüber steht; auch höhere Gründe bewahren ihn davor. Bei den minder gut situirten Klassen sind Mann und Frau in viel höherem Grade auf gegenseitige Hilfe und Unterstützung angewiesen, als dies bei den Reichen der Fall ist. Wozu braucht die Frau eines Millionärs dessen Unterstützung und Hilfe? Wir leben nicht mehr in den alten Ritterzeiten, in welchen das weibliche Geschlecht mancherlei Unglimpf ausgesetzt gewesen sein muß; denn sonst hätte der Rittereid nicht unter Andern das Gelöbniß enthalten, Frauen und Jungfrauen zu schützen. Da mag selbst das Weib des Höhergestellten eines Schutzes bedurft haben. Heute steht die Frau wie der Mann unter dem Schutze eines jeden Polizeidieners und wer sich nicht selber in die Gefahr begiebt, kommt nicht mehr darin um. Wenigstens gilt das von den Vorfällen des täglichen Lebens: namentlich die Frau des Reichen bedarf des Schutzes nicht mehr, sie bedarf auch keiner Stütze. Die Stütze findet sie in ihrer Schatulle in Gestalt jener gelben runden Dinger, die man Zwanzig- und Zehnmarkstücke nennt. Keine eigentliche Noth und Sorge des Lebens tritt an sie heran, sie lebt neben

ihrem Mann als deſſen Freundin; ſie iſt ſeine Geſellſchafterin, ſie hat auch gleiche Intereſſen mit ihm und nur inſofern ſteht ſie ihm nah.

Ganz dasſelbe iſt auch beim Mann der Fall. In all den hundert Vorfällen des täglichen Lebens, in welchen der Mann die Hilfe ſeiner Frau in Anſpruch nimmt, geſchieht dies höchſtens inſoweit, daß er ſie von ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen in Kenntniß ſetzt — manchmal auch das nicht — und ſie giebt dann ſeinen Befehl weiter an das Dienſtperſonal. Sie mögen ganz gut und freundlich nebeneinander exiſtiren; aber das iſt doch nicht das innige Verhältniß zwiſchen Mann und Frau, welches uns als Ideal der Ehe vorſchwebt. Die Ehen der minder gut Situirten mögen vielleicht nicht die feinen Verkehrsformen aufweiſen, die in höheren Kreiſen heimiſch ſind; aber trotzdem iſt das Verhältniß ein viel innigeres. Die Frau weiß, daß ihr Mann für ſie arbeitet, und der Mann weiß, daß er all' die kleinen Behaglichkeiten, die auch dem Leben der Aermeren nicht zu fehlen brauchen, nicht blos dem Sinnen und Trachten, ſondern auch der perſönlichen Arbeit der Frau verdankt. Die Frau hat am Herde geſtanden und die Speiſen bereitet, die der Mann auf dem Tiſche findet; die Frau hat an der Waſchbütte geſtanden und die Hemden gewaſchen, die der Mann anzieht. Sie hat die Wohnung ſauber und in Ordnung gehalten, ſie hat die Kleider ausgebeſſert, ſie hat die Kinder beſorgt, er weiß, daß er ſeine ganze Häuslichkeit dem Schaffen der Frau von früh bis in die Nacht verdankt und ſie weiß, daß der Lohn, den er ihr bringt nicht das Ergebniß einiger Schnitte mit der Couponſcheere iſt, ſondern daß an jedem Markſtück Mühe und Schweiß ihres Mannes hängt. Wenn ein Arbeiter ſeiner Frau im Monate 60 Mark bringt, ſo hat das für die Frau einen höheren Werth und iſt ihr ein heiligeres Gut, als wenn ſie den zehnfachen Betrag, der mühelos errungen iſt, als Nadelgeld empfängt.

Das Verhältniß wird dadurch ein viel innigeres, und das tritt auch in die äußere Welt der Erſcheinung. Man braucht nicht einmal ein tiefer Beobachter zu ſein, um das zu bemerken; man ſehe nur, wie der heimkehrende Arbeiter empfangen wird. Die Frau läuft ein Dutzendmal an's Fenſter, ob denn der Mann noch nicht kommt. Die Kinder laufen ihm halbwegs entgegen, ſie hängen ſich an ihn. Unter den Ehen der Reichen bemerken wir etwas derartiges nicht. Ich habe das hundertmal beobachtet und ſtets

meine Freude daran gehabt, wenn so ein kleiner Knirps auf den Vater losstürzt und ihm vor Allem die Neuigkeiten des Hauses und der Straße erzählt, wenn dieser ihn dann nicht selten auf den Arm nimmt, und so seinen Einzug in seine bescheidene Wohnung hält.

Dieses innigere Verhältniß, das sich durch die Gemeinsamkeit der Freuden und Sorgen entwickelt, ist ein mächtiger Schutz gegen die Gefahren, welche die Reinheit und damit das Glück der Ehen bedrohen.

Und dann kommt auch hier die Religion in Betracht Nicht aus den Tiefen der Gesellschaft hat sich das Gespenst der Gotteslengnung erhoben; wie Christus vor Allem ein Freund der Armen war, so sind die minder gut Situirten Freunde Christi geblieben. Für sie ist Gott kein Wort, dem der Begriff fehlt, in ihrem sorgenvollen Leben fühlen sie das Bedürfniß einer liebevoll waltenden Vorsehung; sie grübeln nicht nach, wie schön es sei, wenn kein Gott wäre, sie haben dazu weder Ursache noch Zeit; und so büßt auch für sie weder das göttliche Sittengesetz, noch die Hüterin desselben, das Gewissen, seine Kraft ein. Sie finden in ihm die letzte starke Stütze treuer Pflichterfüllung, und im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht beruht die Zufriedenheit der Seele und darin alles Glück, welches die Erde zu spenden vermag.

„Ich hab gethan, so wie ich mußte."

Das ist ein Trost, der Ruhe gibt in allem Unglück, welches unverschuldet über uns hereinbricht.

Wir können hier nicht umhin, einen Seitenblick auf die Verwüstungen zu werfen, welche der Unglaube auch unter den minder gut situirten Klassen angerichtet hat. In weiten Kreisen begegnet uns heute die Gottlosigkeit, und was finden wir in diesen Kreisen? Ihr häusliches Leben gleicht mit Nichten den Zuständen, welche wir soeben geschildert haben. Es fällt mit dem Glauben an Gott das Bewußtsein der Nothwendigkeit der Pflichterfüllung. Die Religion drückt ihren adelnden Stempel nicht auf das Zusammenleben der Geschlechter. Ehe wir noch den sozialdemokratischen Staat genießen, sehen wir bereits, wie massenhaft Ehen abgeschlossen werden, wenn man hier dieses sakramentale Wort noch gebrauchen darf, ohne die Dazwischenkunft irgend eines „Funktionärs", wie sich der Cynismus Bebels ausdrückt. Welches Bild bieten uns aber diese „Ehen"? Unzufriedenheit herrscht in ihren Wohnungen. Nach einem unerreichbaren irdischen Paradiese strecken Mann und Frau die Hände

aus, ihre Lage verwünschend, im Streit mit Gott und der Gesellschaft und nicht an letzter Stelle in Streit untereinander, bis sich das Zusammenleben wieder gerade so löst, wie es eingegangen worden ist.

Die Annalen der Gerichte eröffnen einen geradezu schauderhaften Ausblick; auch der Mann, welcher an Gott glaubt und den Vorschriften seiner Religion nachkommt, hat darin keine unbedingte Bürgschaft, daß er in der Versuchung nicht falle. Auch er kann sich schwer gegen das Gewissen, schwer gegen die Sittlichkeit, schwer gegen die Gesetze seines Landes versündigen. Nicht einmal der Papst ist von dieser Möglichkeit frei und wir sind die Letzten, welche gesonnen wären, alle Handlungen aller Päpste zu vertheidigen; aber wenn ein solcher Gottesgläubiger und religiöser Mann fällt, dann kommt's in die Zeitung; eine bessere Würdigung der moralischen Kraft des Gottesglaubens haben wir noch nirgendwo gefunden, als in der Thatsache liegt, daß man diese Fälle in die Zeitung setzt. Wären sie alltäglich, würde man keine Druckerschwärze an sie verschwenden.

Wenn ich hier auf meine persönlichen Erfahrungen rekurriren darf, so möchte ich anführen, daß ich nächst anderthalb Jahre nothgedrungener Weise in dem intimsten Verkehr mit der Verbrecherwelt stand. Ich habe ihren Strohsack getheilt und mit ihnen Kost genossen. Hunderte sind an mir vorübergezogen, ich war der Vertraute ihrer Geheimnisse und unter diesen Hunderten habe ich nur einen Christen und einen Juden getroffen, deren Frömmigkeit anzuzweifeln ich keinen Grund habe. Alle Andern waren vollständig ungläubig oder hatten sich selber eine Weltanschauung zurecht gestutzt, die an den verrücktesten Pantheismus streifte, eine Weltanschauung, in welcher Gott nicht mehr als ein sittliches Wesen erschien.

Und wir wiederholen hier, dieser Unglauben ist nicht aus den Tiefen in die Höhen gestiegen, sondern aus den Höhen in die Tiefen gekommen. Man ereifert sich heute in den Tiefen über die Ausbeutung durch das Kapital, und man hat Recht; die Sucht Reichthümer zusammenzuscharren und sich mühelos den sauer verdienten Schweiß der Arbeit anzueignen, schreckt vor Nichts zurück; für das Arbeitspferd und den Arbeitsochsen, welche dem Besitzer ein Kapital repräsentiren, trägt derselbe Sorge, damit sie die ihnen entsprechende Wohnung und Nahrung erhalten und zwar vollauf, um das

in diesen Geschöpfen niedergelegte Kapital möglichst lange benutzen zu können; aber dem Arbeiter, der gleich ihm, Gottes Ebenbild und sein Bruder ist, sucht er den Lohn zu kürzen und gewährt ihm so wenig wie möglich, unbekümmert darum, ob das Wenige hinreicht, ihn nicht vollauf, sondern auch nur nothdürftig zu erhalten, unbekümmert darum, ob er nicht vorzeitig dessen Arbeitskraft abnütze; denn im Arbeiter geht ihm kein Kapital zu Grunde, wie im Pferd oder im Ochsen.

Und doch verschwindet diese so frevelhafte Ausbeutung vollständig gegen den weiteren Frevel, daß der Kapitalismus dem Armen den Gottesglauben nahm. Da möchten wir mit Schillers Verina ausrufen: „Du hast den Himmel geneckt, und diesen Prozeß wird das Weltgericht führen.“ Uns will es bedünken, als ob die Posaunen dieses Weltgerichtes bereits ziemlich vernehmbar an unsere Ohren klingen!

Wir glauben in dem Obigen hinreichend dargethan zu haben, daß außer dem, was man landläufig Reichthümer nennt, es noch eine Reihe Güter gibt, natürliche und übernatürliche, Güter des Geistes und Güter des Körpers, welche nicht wie die sogenannten Reichthümer in verhältnißmäßig wenigen Händen angehäuft sind, denen die große Masse als Enterbte gegenübersteht. Ein kräftiger normaler Körper, Gesundheit an Leib und Seele, geordnete Arbeit, ungetrübtes Familienleben, Gottesglaube, das Alles sind Güter, die nicht an den Besitz von Reichthümern gebunden, sondern vielmehr durch denselben gefährdet werden. Es sind höhere Güter als Reichthum, und der gütige Gott hat sie mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen allen Menschen gegeben; es sind Güter, welche man ihnen gegen ihren Willen so wenig nehmen kann, als die Luft, welche sie athmen; aber weil sie eben Jedermann besitzt, darum werden sie wenig geachtet.

Und doch die wahren Enterbten sind nicht diejenigen, welche des Reichthums entbehren, sondern diejenigen, welche diese höheren Güter entweder nie besessen haben oder ihrer verlustig geworden. Zu den Enterbten der Menschheit gehört nicht der Arbeiter, der Arbeit hat, selbst um kärglichen Lohn; zu den Enterbten gehört derjenige, dem die Gesundheit abgeht. Ein kranker Mann, ein armer Mann, sagt das Sprüchwort. Zu den Enterbten gehört der Blinde. „Sterben ist nichts,“ sagt Schiller, „doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück.“ Zu den Enterbten gehört derjenige,

der nicht weiß, wie er seine Zeit todtschlagen kann, der ein Leben führt, welches kein Leben ist. „Denn zahme Trägheit ist lebend'ger Tod," singt Halm „und Leben athmet nur im Kampf der Kräfte." Ein Enterbter ist derjenige, der in zerrütteten Familienverhältnissen lebt; mag er selbst reich sein, wenn ihm der häusliche Friede fehlt, er wird seines Reichsthums nicht froh. Enterbt unter Allen am meisten ist derjenige, dem die Leuchte des Glaubens erloschen, dessen geistiges Auge umnachtet und welcher in dieser Nacht einem Abgrunde zutaumelt, der sich im Augenblicke des Todes vor seinen Füßen öffnet. Hätte Einer alle Reichthümer der Welt, „was nützt es ihm, wenn er Schaden an seiner Seele nähme." Ja noch mehr: „Wenn dich dein Auge ärgert," heißt es, „so reiß es aus, denn es ist besser mit einem Auge in den Himmel zu kommen, als mit zweien in die Hölle zu fahren." Selbst auf diese höchsten unter allen zeitlichen Gütern, auf das Licht unserer Augen sollen wir verzichten, um des Erbes Christi willen. Diejenigen, welche dies Erbtheil zurückgestoßen haben, dies Erbtheil, das Allen in den Schooß geworfen wird, die eines guten Willens sind, *das sind die wahren Enterbten der Menschheit.* —

Wenn wir nun die logischen Folgerungen aus dem oben Entwickelten ziehen, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß es für einen Christen eigentlich nichts Klügeres geben kann, als den ganzen Krämpel von Reichthümern, den ihm Gott sowie die Thätigkeit seiner Vorfahren und seine eigene Thätigkeit verschafft haben, den Armen zu geben, damit sie sich darein theilen und selber arm und Arbeiter zu werden, um all diese höheren Güter in vollem Maaße und minder gefährdet zu erhalten. Aber wir sehen gleichwohl, daß das nicht geschieht, sondern die Leute alle so thöricht sind, das Ihrige für sich zu behalten und gegen jede Tendenz zu theilen mit einer Entschiedenheit losstürzen, die an den Kampfstier erinnert, dem man ein rothes Tuch vorhält.

Und doch ist die Folgerung richtig; nur möchten wir sie nicht als eine allgemeine für Jeden geltende bezeichnen, sondern sie ist individuell. Daß aber diese Folgerung individuell richtig ist, dafür berufen wir uns auf keinen Geringeren, als auf Jesus Christus selbst, der dem reichen Jüngling gesagt hat: „Willst du vollkommen werden, so gieb deine Reichthümer den Armen und folge mir nach." Daß aber die Folgerung nur individuell richtig ist, geht gerade daraus hervor, daß Christus seine Forderung nicht

an die Masse, sondern auf eine ganz bestimmte Frage, an ein ganz bestimmtes Individuum gerichtet hat, und daß diese Folgerung nicht gezogen werde, das müssen wir ganz entschieden bestreiten; sie ist von Millionen gezogen worden und wird heute nach zweitausend Jahren immer noch gezogen.

Jeder, der in einen katholischen Orden eintritt, gibt sein Vermögen an die Armen, sei es direkt, indem er darüber vor dem Eintritte verfügt, sei es indirekt, indem er es dem Orden überläßt; denn das Vermögen der Orden ist gemeinsames Gut der Armen; er selbst wird ein armer Arbeiter, ein Arbeiter im Dienste Gottes und im Dienste seiner Nebenmenschen. Dabei ist sein Lohn kärglich. Seine Lebensbedürfnisse sind außerordentlich bescheiden. Er nimmt keine Bedienung in Anspruch, sondern er bedient sich selbst und Andere. Er hat auf die Genüsse des Lebens verzichtet, und fühlt er sich etwa da enterbt?

Derjenige, welcher das behauptet, ist noch mit keinem Klostermann in Berührung gekommen. Er kennt das Klosterleben nur aus jenen Ritter-, Räuber-, Geister- und Klostergeschichten, welche nach dem Erlöschen der romantischen Dichterschule in einem gewissen Spieß, dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini, ihren passenden Vertreter gefunden. An ihn schloß sich würdig Eugen Sue, der aber in seinem „Ewigen Juden" nur den Jesuitenorden romantisch mißhandelte, und in der neuesten Zeit findet er seine Nachfolger in den Berliner Schund- und Schauerromanen, denen sich die liberale Presse mit „Barbara Ubryk" und portugiesischen Vergiftungsgeschichten würdig anschließt. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus, als jene Schauergemälde, welche schlecht geführte Pinsel uns auf die Leinwand zaubern. In den stillen Räumen der Klöster herrscht bei aller Frugalität des Lebens ein größeres und reineres Glück, als an den Höfen der Fürsten und in den Palästen der Reichen. Wir sehen in Fülle, daß man diese angeblichen Höhen der Menschheit verläßt, um in die ärmliche Zelle einzuziehen; aber die Fälle, in welchen man die Zelle verläßt, um auf die Höhen der Gesellschaft zurückzukehren, gehören zu den seltensten Erscheinungen. Es ist uns keine solche bekannt, mit Ausnahme einer einzigen Klosterfrau aus unserer Kinderzeit, die noch nicht einmal ewige Gelübde abgelegt hatte; und es denkt uns doch schon eine geraume Weile. Schwierigkeiten stehen heute einem solchen Schritte

durchaus nicht mehr im Wege, und das Kloster kann keinen Mönch halten, welcher zur Welt zurückkehren will.

Welch ein erhabenes Beispiel haben uns darin die Jesuiten und sogenannten verwandten Orden gegeben, als das Jesuitengesetz die Aufhebung ihrer Niederlassungen anordnete. Mit welchem Jubel hätte man den Jesuiten begrüßt, der daraufhin sein Ordenskleid abgelegt und sich alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten mit dieser Ablegung erkauft hätte. Aber Alle haben sie es verschmäht, Alle, Alle. Sie haben, Manche mit blutendem Herzen, zum Wanderstab gegriffen und ihre Schritte dahin gelenkt, wohin der Orden sie wies. Nach irdischen Anschauungen zu den Enterbten zählend, ja mehr enterbt als die heutigen Enterbten der Menschheit, denen man doch wenigstens die Luft der Heimath gönnt, hat keiner von ihnen auf das höhere Erbe verzichten wollen.

Aber wir haben gesagt, daß diese logische Konsequenz nur individuell gelte, nur für diejenigen, die den eigenen Beruf dazu in sich fühlen. Für alle Anderen würde es nicht nur eine Thorheit, sondern, wir wagen es zu sagen, eine Sünde sein, in solcher Weise ihres irdischen Gutes sich zu entledigen. Denn wenn es Gott gefügt, daß Viele arm sind, so hat das seinen Zweck in der göttlichen Weltregierung, und wenn er es gefügt, daß Andere reich sind, so hat das auch seinen Zweck in der göttlichen Weltregierung. Der Mönch, der seinen Reichthum den Armen gibt, verzichtet nicht nur auf sein irdisches Gut, er verzichtet auch auf die Freuden der Familie und ist damit auch der Pflichten enthoben für seine Familie Sorge zu tragen. An Stelle der häuslichen Familie tritt für ihn die klösterliche Familie; aber der Familienvater, der sein Vermögen den Armen geben und seine Familie, die auf seine Sorge angewiesen ist, den Unfällen des Lebens und der Noth aussetzen wollte, der würde dadurch nicht dem von Christus gegebenen *Rathe* folgen, sondern er würde sich an den ihm näher liegenden *Pflichten* versündigen. Darum darf und soll der Reiche nicht so ohne Weiteres auf sein Vermögen verzichten, und mit vollem Recht schreiten in einem solchen Falle sogar die Gesetze des Staates ein, indem sie ihn des Rechtes der Vermögensverwaltung entkleiden und ihn unter Vormundschaft stellen.

Aber mit ihrem Reichthum haben sie zugleich eine besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung erhalten. Und dieser Aufgabe müssen sie sich ebenso gut unterziehen, wie es die Aufgabe

des Armen iſt, in Geduld und ohne Neid die Laſten der Armuth zu tragen. Dieſe Aufgabe beſteht darin, dieſe Laſten der Armuth zu erleichtern, einen unerbittlichen Krieg gegen alle Arten menſchlichen Elends zu führen, ſoweit dies ihnen irgend die Verhältniſſe geſtatten. Der Reiche, der ſeinen Reichthum nur dazu benutzt, um mit Zins und Zinſeszinſen neue Reichthümer anzuhäufen, iſt ebenſo ein Empörer gegen die göttliche Weltordnung, wie der Sozialdemokrat, der alles Eigenthum zu Gunſten einer chimäriſch vollkommenen Geſellſchaft konfisciren will. Ob der eine einen Frack trägt, und ſich, mit Titeln und Orden geſchmückt, auf den Höhen der Geſellſchaft bewegt, oder der Andere ſich in eine ſchmutzige Blouſe kleidet und in den Höhlen des Proletariats wohnt, wo er auf Schritt und Tritt von den Argusaugen der Polizei überwacht wird, das macht vor Gott gar keinen Unterſchied aus. Vor ihm iſt der Frack derſelbe Moder wie die Blouſe, nicht mehr und nicht weniger.

Dieſer Aufgabe kann und darf ſich der Reiche nicht entziehen, und es hat auch zu allen Zeiten mit Glücksgütern reichgeſegnete Menſchen gegeben, welche das erkannt, und ein leuchtendes Vorbild für alle in gleicher Lage befindlichen geworden ſind. Wir haben ja bereits auf die Klöſter hingewieſen, deren Mitglieder auf alles Eigenthum verzichten; aber hier handelt es ſich um ſolche, welche in der Welt blieben, weil ſie keinen Beruf zum Kloſterleben fühlten, oder andere Bande ſie hinderten, dieſem Berufe nachzugeben.

Von wem rühren denn alle die reichen Stiftungen her, welche es der Kirche ermöglichten Univerſitäten und Schulen zu gründen, Armenhäuſer, Spitäler, Hoſpize zu errichten, Pflegeanſtalten für Breſthafte, für Krüppel, für Wahnſinnige zu bauen und zu unterhalten, Almoſen im umfaſſendſten Sinne zu ſpenden? Es mag ja mancher Pfennig der Wittwe dabei ſein, aber im allgemeinen waren das nicht die Groſchen der Arbeiter, wie ſie die heutige Socialdemokratie nimmt, ſondern die Güter der Reichen, die ihr zu dieſem Behufe übergeben worden. Und man ſagt ja, daß die Kirche im Laufe der Zeit ungeheuer reich geworden iſt; es muß ihr alſo ungeheuer viel auf dieſem Wege zugekommen ſein. Aber das waren keine Reichthümer der Kirche, ſondern in Wahrheit die Reichthümer der Armen, welche die Kirche zu ihren Gunſten verwaltete.

Denn das waren ja alles Anstalten für die Armen. Es handelt sich nicht um das Almosen, das ich dem zudringlichen Bettler in den Hut werfe, um Ruhe vor ihm zu haben; auch da gibt man dem Hungrigen ein Stück Brot; es handelt sich hier darum, wie man dem Armen wirklich hilft aus vorübergehender und aus dauernder Noth. Es handelt sich um Almosen, die nicht bloß in Geld bestehen, sondern in wirklicher eigner Bethätigung, in der Pflege der Kranken, in der Beschaffung von Arbeitsstätten, im Verkehr mit der Familie! Welchen unnennbaren Segen verbreiteten die Krankenpflegerorden mit dem, was sie für die Armen von den Reichen zusammengebettelt haben. Tausende und aber Tausende fließen durch die Hände der Vincenz- und Elisabethenvereine aus den Taschen der Reichen in solche Familien, die in Noth gerathen sind. Wir machen aufmerksam auf das Wirken der Zünfte, welche für ihre in Noth gerathenen Zunftgenossen aufkamen; auf die Wohlthätigkeitsstiftungen der Städte, der Pfarrkirchen u. s. w. Wenn wir die Summen zusammenstellen könnten, es würden Millionen zusammenkommen.

In der neueren Zeit, wo keine Zunft mehr für ihre Angehörigen sorgt, und die Noth große Arbeiterkreise heimsucht — welchen leuchtenden Beispielen der Fürsorge für ihre Arbeiter begegnen wir bei einzelnen Fabrikanten? Es gäbe keinen Klassenhaß und keine den ganzen Bestand der Gesellschaft bedrohende sociale Frage, wenn nur alle den gegebenen leuchtenden Beispielen folgen wollten. Es bestehen da unter Mitleitung und gewichtiger finanzieller Mithilfe der Arbeitgeber alle Arten Kassen und Einrichtungen zum Schutze der Sittlichkeit, zur Bequemlichkeit, zur Ausbildung, zum finanziellen Nutzen, zur Unterhaltung der Arbeiter. Mit welchen Opfern werden Arbeiterwohnungen errichtet, kurz wir sehen allenthalben das Wirken religiösen Geistes auch in unserer dem Mammon huldigenden Zeit laut Protest dagegen erheben, daß die Glücksgüter zu weiter nichts dienen, als zur Befriedigung egoistischer Gelüste. Respekt vor diesen Männern, welche die Fahne des christlichen Eigenthums hoch tragen.

Aber wenn wir im Kreise der mit Glücksgütern Gesegneten Umschau halten, so sind das doch nur vereinzelte Sterne an einem nächtlichen Himmel, und wir begreifen dann allerdings die Wahrheit des göttlichen Wortes, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher in's Himmelreich.

So erledigt sich in sehr einfacher Weise die Frage des Reichthums. Auf den Reichthum zu verzichten ist Sache eines besonderen individuellen Berufes; für alle Uebrigen, welche mit den kleineren Gütern der Erde reichlich gesegnet sind, handelt es sich nicht um den Verzicht auf dieselben, sondern um deren richtige Anwendung.

Aber wenn denn die allgemeinen Güter so groß sind, daß dagegen der ungleich getheilte Reichthum vollständig verschwindet, woher dann das in der menschlichen Natur so tiefgründende Streben nach Erwerb und Besitz? Sehen wir ja doch, daß die meisten Menschen in dem Erwerb dieser kaum der Rede werthen irdischen Güter ihren ganzen Lebensberuf suchen, daß sie ihn nicht bloß auf sittlichem, sondern leider auch allzu oft auf unsittlichem Wege zu erhalten und zu vermehren bestrebt sind! Woher der ungeheure Werth, so daß man nicht bloß in den unteren Ständen, die um das tägliche Brod ringen, sondern auch vielfach und mit ungleich größerem Erfolg in den oberen Ständen, wo man dessen nicht bedarf, Gesundheit, Leben und Gewissen daran setzt? Sollen wir diesen Erwerbssinn verurtheilen? Sollen wir es als die sittliche Aufgabe des einzelnen Menschen betrachten, ruhig in der Lage zu bleiben, in welche ihn Gott einmal gesetzt hat, und mit den hohen allgemeinen Gütern zufrieden zu sein, die ihm Gott verliehen, ohne sich weiter um den Plunder irdischer Glücksgüter zu kümmern? Das ist eine Frage, welche von den besitzenden Klassen mit derselben Entschiedenheit bejaht wird, mit welcher die Nichtbesitzenden sie verneinen, und seitdem die Existenz Gottes oben wie unten bestritten wird, sehen wir oben wie unten jede Muskelfaser anspannen, um diese Frage im blutigen Ringen der Gewalt in seinem eigenen Sinne zur definitven Lösung zu bringen. Sie wird faktisch ungelöst bleiben, so lange sich nicht beide Theile wiederum der göttlichen Weltordnung unterwerfen, und sie wird friedlich in dem Augenblicke gelöst sein, wo das geschieht.

Der Erwerbssinn ist berechtigt, so antworten wir, aber nur innerhalb der von Gott gesetzten Grenzen. Er ist berechtigt, insoweit der Mensch dadurch seine eigene Lage verbessert und die seiner Familie gegen die Unglücksfälle des Lebens möglichst sicher stellt. Er ist aber nicht berechtigt, insoweit diese Zwecke längst erreicht sind, und das weiter Erworbene nur noch das Ziel hat, unersättlich Reichthümer auf Reichthümer zu häufen; er ist namentlich

dann nicht berechtigt, wenn er zu seiner Befriedigung unlauterer Mittel sich bedient.

Namentlich bezüglich des letzten Punktes herrscht viel Unklarheit. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn man dem Gesetze genügt; man irrt. Noch lange nicht Alles, was vor dem Gesetz erlaubt ist, ist auch vor Gott und dem Gewissen erlaubt. Man kann vor dem Gesetz mit dem Arbeiter um einen schandbaren Hungerlohn kontrahiren; man kann eine vielleicht vorhandene Krisis ausnützen, in welcher dem Arbeiter keine Wahl bleibt, in welcher er, um mit seiner Familie nur das trockene Brot zu haben, seine Hände um jeden Preis verkauft, und kann auf dem Wege dieser Ausnützung Tausende verdienen. Das Gesetz kann nichts dagegen machen. Die Gesellschaft nennt vielleicht einen solchen Mann einen Wohlthäter seiner Arbeiter, weil er ihnen in arbeitsloser Zeit, wenn auch um geringen Lohn, Arbeit gegeben. Er ist's auch; wenn er das nicht in der Absicht gethan, unter Benutzung der gedrückten Verhältnisse seinen Gewinn auf Kosten seiner Arbeiter zu erhöhen. Vor dem Gesetz ist's in jedem Fall unantastbar; wenn er aber in der letzteren Absicht gehandelt hat, dann schreit sein Gewinn zum Himmel und diese Weise der Bethätigung des Erwerbssinnes steht ganz auf gleicher Stufe, als ob er seine Arbeiter um den verdienten Lohn betrogen hätte.

Ueberaus schön und wahr bezeichnet der Heilige Vater Leo XIII. es als eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit, daß der Lohn des Arbeiters so hoch sein müsse, um bei bescheidenen Ansprüchen mit seiner Familie anständig davon leben und etwas erübrigen zu können. Der Heilige Vater spricht damit ein Princip aus, welchem leider bei den heutigen Verhältnissen nicht immer und überall genügt werden kann. Allzuoft stehen Arbeitgeber und Arbeiter vor dem Dilemma Aut Caesar aut nihil, d. h. wenn der Lohn so hoch ist, wie das von dem Heiligen Vater aufgestellte Princip verlangt, dann muß eben die Fabrik geschlossen werden, weil die Conjuncturen des Marktes den Preis der Waare so weit herabgedrückt haben, daß die Fabrik mit Schaden arbeiten würde. Dann muß eben accordirt werden. Wenn der Arbeiter nicht Caesar sein, d. h. seinen vollen ihm gebührenden Lohn erhalten kann, so ist ein magerer Vergleich doch immer besser, als wenn er nihil wird, d. h. wenn die Fabrik geschlossen und er vollständig arbeitslos wird.

Respect vor einem Arbeitgeber, der in einem solchen Fall

vor ſeine Arbeiter tritt und ihnen ſagt: So ſtehen die Verhältniſſe, dieſen Lohn kann ich zahlen. Hebt ſich die Lage, ſo ſollt Ihr bis zur Höhe des gebührenden Lohnes am Gewinn betheiligt ſein.

Wir wiederholen: Reſpect vor einem ſolchen Arbeitgeber! Der hat ſich in gar nichts gegen die Forderung der natürlichen Gerechtigkeit verſündigt; wenn er aber die gedrückte Lage benützt, um den Lohn herabzuſetzen und bei dem ſich dann hebenden Geſchäft den ganzen Gewinn in die Taſche ſchiebt, dann hat er ſich allerdings einer Sünde gegen dieſe Forderung der natürlichen Gerechtigkeit ſchuldig gemacht und vom Standpunkte der Moral aus iſt er ein Betrüger, ſo unantaſtbar ſeine Handlungsweiſe auch vom Standpunkt des Strafgeſetzbuchs erſcheint.

Wir ſtreifen hier in das Gebiet des Socialismus hinüber. Nachdem wir die Reichthümer der Enterbten geſchildert, nachdem wir den Nachweis geführt zu haben glauben, daß ein mäßiges und ſelbſt ein geringes Vermögen geeigneter ſei, dieſe wahren und hohen Reichthümer zu erhalten und zu fördern, als der Ueberfluß an Geld und Gut, welch letztere vielmehr eine Gefahr für dieſe höheren Reichthümer bilden, wirft ſich uns die Frage auf, ob das unausgeſetzte Streben der gering bemittelten Claſſen nach Beſitz, ſelbſt im Umkreiſe der Berechtigung des Erwerbsſinnes, nicht ein Unglück für dieſelben ſei. Wir beantworten dieſe Frage mit dem lateiniſchen Sprüchlein: Sit modus in rebus; d. h. Alles nach Geſtalt der Sache. Für den Mann, der eine ihm zuſagende Arbeit als Lebensberuf hat und dabei ſo viel verdient, daß er mit ſeiner Familie anſtändig und ſorglos leben, daß er ſeine Kinder erziehen und erwerbsfähig machen kann und daß er ſich auf ſeine alten Tage etwas zurückzulegen vermag, für einen ſolchen Mann halten wir einen bedeutenden Zuwachs an Glücksgütern als ein Unglück. Er wird ſich damit Sorge kaufen; er wird ſeine Zufriedenheit einbüßen; er wird auf Vergnügen verfallen, welche ſeine Geſundheit und ſein Familienglück zerſtören; er wird ſich in ſeinem geſellſchaftlichen Kreiſe nicht mehr behaglich finden, und in den Kreiſen, nach welchen er ſtrebt, wird es ihm noch unbehaglicher ſein. Reichthümer können ihm die glückliche Sorgloſigkeit nicht erſetzen, in welcher er ſich bewegte.

Er ſetzt ſich aber einer noch um Vieles höheren Gefahr aus. Gerade diejenigen Leute, bei welchen ſich ein ſolcher Wechſel der Umſtände vollzog, laufen die dringendſte Gefahr, an ihrem religiöſen

Glauben Schiffbruch zu leiden. Sie gerathen in Kreise, denen sie sich äußerlich möglichst zu accommodiren suchen, in Kreise, in welchen es für wohlanständig und zum guten Ton gehörig betrachtet wird, über religiöse Dinge zu spotten, und deren ganze Bildung neben äußerem Schliff nicht selten darin besteht, daß sie die Religion für einen von der Wissenschaft überwundenen Standpunkt erklären, und je widerwilliger diese Kreise den Parvenue aufnehmen, um so mehr sucht sich dieser als ihres Gleichen zu benehmen und mit der Zeit wird man das, was man im Anfang vielleicht nur zu scheinen bestrebt war.

Aber leider müssen wir zugestehen, daß die Zahl dieses glücklichen Mittelstandes, auf welchem früher die Kraft und die Stetigkeit des Staates ruhte, heute bereits ziemlich gering ist und von Tag zu Tag geringer wird. Während das Kapital sich in immer größeren Massen und in immer wenigeren Händen anhäuft, zieht die eigentliche Armuth immer größere Kreise. Die Vervollkommnung der Maschinen, die Heranziehung des Weibes in die Fabrik und die dadurch herbeigeführte Entfremdung für ihren häuslichen Beruf, die danach eingetretene Verödung der Arbeiterwohnung, die Heranziehung der Kinder zur Arbeit, welche in Verbindung mit der Heranziehung des Weibes die Familie bis auf das Schlafen im gemeinsamen Wohnraume vernichtete, die Entziehung jeglicher Sonntagsruhe, haben jene Zustände herbeigeführt, welche heute eine Gefahr für die öffentliche Ordnung geworden sind und welchen man endlich durch den Beginn einer Socialgesetzgebung entgegen zu treten suchte; den Frauen, welche in den Bergwerken halb nakt, auf Händen und Füßen kriechend, vor einen Kohlenkarren gespannt sind und Jahr aus Jahr ein um einen Hungerlohn Kohlen ziehen, sagen zu wollen, sie besäßen diese höheren Güter und hätten darum alle Ursache zufrieden zu sein; um dieser höheren Güter willen das Loos jener Kinder glücklich zu preisen, welcher in Spinnereien 14 bis 16 Stunden täglich beschäftigt sind, welche man während der Arbeit füttert, weil sie ihre Hände nicht frei haben dürfen und welche bis über die Kniee in Bleistiefeln stecken, damit sie nicht zusammenbrechen, — das hieße zu dem Unglück den Hohn fügen. Die Frage der Berechtigung dieser Aermsten der arbeitenden Menschheit, nach gründlicher Aenderung und Besserung ihrer Lage zu streben, auch nur aufwerfen zu wollen, wäre ein Frevel an der Güte und Weisheit Gottes.

Und wahrhaftig, indem wir die sogenannten Enterbten der

Menſchheit auf die großen Reichthümer aufmerkſam machten, welche Gott ihnen, wie allen Andern verliehen, war nichts weniger unſere Abſicht, als ſie verpflichten zu wollen, ſich einen ſolchen Zuſtand gefallen zu laſſen. Nicht nur ſie ſind berechtigt zu fordern, daß dem ein Ende gemacht werde, ſondern die Geſellſchaft iſt verpflichtet einzuſchreiten und ſolche Verhältniſſe nicht zu dulden.

Und was von dieſen Armen im ausgedehnteſten Maaße gilt, das gilt aufwärts von all' den Arbeitern, deren Lohn nicht auf der Höhe ſteht, welcher dem in der Encyklika niedergelegten Prinzipe entſpricht. Seine Familie muß der Arbeiter mit ſeinem Lohne ernähren können; damit löſt ſich die Frage der Frauen- und Kinderarbeit von ſelbſt, und die ihrem häuslichen Berufe zurückgegebene Frau wird dann wieder in der Lage ſein, das Heim des Arbeiters ſo zu geſtalten, daß er es den Genüſſen des Wirthshauſes vorzieht. Und wenn das höchſte Geſchenk Gottes für den Menſchen die Fähigkeit iſt, ihn zu erkennen, und wenn er in ſein Herz einen unbezwinglichen religiöſen Zug gelegt hat, ſo iſt es eine Verſündigung an Gott, die Anſprüche des Fabrikſchlotes ſo hoch zu ſtellen, daß dieſe Erkenntniß ſich in ihm trübt und er nicht in der Lage iſt, dieſem religiöſen Zuge zu folgen. Das heißt man den Menſchen, der ſich in abhängiger Lage befindet, nicht bloß um Geld und Gut, ſondern auch um die höheren Güter betrügen, welche Gott Allen verliehen hat.

Nicht dazu iſt das Eigenthum gegeben, daß Einzelne es zuſammenraffen und nach ihrem Belieben der minder begünſtigten Maſſe einen Brocken hinwerfen, der gerade ausreicht, ſie am Leben zu erhalten und ſich fortzupflanzen, damit es an Ausbeutungsobjekten nicht gebreche. Zu den großen unſchätzbaren Gütern, die Gott mit verſchwenderiſcher Hand dem Menſchen gegeben, hat er die Erde gefügt, damit das, was ſeine ſchöpferiſche Hand auf derſelben hervorbringt, die Grundlage für eine würdige Exiſtenz des von ihm ſo hoch begnadeten Geſchöpfes ſei, und wenn er zugelaſſen hat, daß dieſe Güter minderer Art ungleich vertheilt ſeien, ſo hat er damit ſich die Einen nicht als ſeine Günſtlinge, die Andern nicht als ſeine Enterbten zeichnen wollen, ſondern denjenigen, die er mit Reichthümern überhäuft, hat er damit die Sorge gegeben, daß ſie jenen Andern zu Hilfe kämen, damit die Einen durch die Tugenden der Armuth, die Andern durch die Tugenden des Reichthums jenes ewige Erbe erlangen, zu welchem er Alle ohne Ausnahme berufen hat.

Zu Festgeschenken ganz besonders geeignet:

Gedichtsammlungen

von **Leo Fischer.**

Blumen aus dem Klostergarten — Ecclesia Militans. Ein Cyclus historischer Gedichte. — **Dichtergrüße aus den Alpen.**

Jedes Bändchen elegant gebunden à Mk. 2.50.

Für alle jene, welche Sinn und Verständniß für die Dichtkunst haben, bietet uns hier ein Benediktinerpater, Leo Fischer, einen wahrhaft wohlriechenden Blumenstrauß. Ein Vergleich mit dem sonst üblichen Reimgeklingel über Liebe, Treue oder Untreue können wir selbstverständlich nicht machen. Der Benediktiner hat und besingt edlere Ideale. Viele seiner Gedichte beschäftigen sich mit religiösen Thematen, „geistliche Gesänge" nennt er sie, doch fehlen auch in anderes Genre einschlagende Motive nicht.

Leben der hl. Elisabeth von Thüringen

in Wort und Bild. Herausgegeben von Inspektor **Joh. Diefenbach.** Der Preis ist bis zum 1. Januar 1893 von **Mk. 15 auf nur Mk. 9** ermäßigt.

Das hübsch ausgestattete Werk empfehlen wir zur **Anschaffung allen, welche den Namen der grossen Heiligen tragen,** wie dasselbe sich auch als **Weihnachts- und Neujahrs-,** sowie als **Braut-Geschenk** ganz besonders eignet.

Drei geschichtliche Vorträge.

Karl der Große. — Gustav Adolf in Deutschand. Rußland und Polen vor hundert Jahren.

Von **Johannes Janssen.**

1. Auflage. Preis brosch. Mk. 1.80; elegant geb. Mk. 2.40.

Wenngleich seit Abfassung der Vorträge bereits ein Vierteljahrhundert verflossen ist, so sind dieselben dennoch keineswegs veraltet, sondern werden gewiß bei allen neuen Lesern ein gleiches Interesse erwecken, wie sie es bei ihrem ersten Erscheinen gethan haben. Die Sprache ist ebenso meisterhaft und edel, wie sie in der „Geschichte des deutschen Volkes" mit Recht allgemein bewundert wird.

Bunte Blätter.

Ein letzter Strauß von Dr. **Franz Alfred Muth.** Mit dem Porträt des Verfassers. 12°. Elegant geb. Mk. 4.

Hier bietet uns der rühmlichst bekannte Dichter einen letzten Strauß seiner so überaus sinnigen, reinen, von religiösem Geiste verklärten Gedichte.

Dichterbilder und Dichterstudien

aus der neueren und neuesten Litteratur. Von Dr. **Franz Alfred Muth** 8°. 360 Seiten. Mk. 4.50.

Dieses Buch bietet eine Sammlung von Miniaturbildern und Studien. Alle bedeutenderen Dichter der neueren Zeit sind hier in Lebensbildern oder Studien anziehend geistreich und originell behandelt.

Ein Marienkind.

Von **Christian Reid.** Aus dem Englischen von **Herman Bartol.** 8°. 299 Seiten. Broschirt Mk. 2.60, elegant geb. Mk. 3.80.

Der Herr Uebersetzer hat sein Manuscript dem Kirchenbaufond der Gemeinde Bornheim bei Frankfurt geschenkt. **Der ganze Erlös wird daher der Bornheimer Kirche zufließen.** Wir wüßten aus der ganzen neuen katholischen Erzählungslitteratur nicht leicht ein Werkchen, welches wir, ganz abgesehen von dem guten Zwecke, um seiner selbst willen, so sehr wie „Ein Marienkind" empfehlen könnten.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Blumen im Garten Gottes

Kleine Heiligenlegende für die christliche Jugend. Monat Dezember.
Mit einem Chromobildchen „Jesus in der Krippe liegend" von Prof. Klein in Wien.

Das Werk ist zunächst für die Jugend von 9 bis 14 Jahren bestimmt und deswegen in einer der kindlichen Fassungskraft angepaßten Sprache geschrieben. Es erscheint in zwölf Monatsheftchen, von denen jedes außer einem feinen Chromobilde nach dem Entwurfe von Professor Klein auf jeder Seite eine kurze Lebensgeschichte des Heiligen des betreffenden Tages nebst einer kleinen Nutzanwendung enthält. Der Verfasser, seit langer Zeit im Dienste der Erziehung der Jugend thätig, war bemüht, die Kinder, die leider heutzutage allüberall, oft sogar im Elternhause, das schlechteste Beispiel vor Augen haben, in schlichten Worten auf die erhabenen Tugendbeispiele der lieben Heiligen Gottes aufmerks. zu machen und sie zur Nachahmung derselben aufzumuntern.

Das Manuscript des ersten Heftchens wurde vor der Drucklegung von mehreren in der praktischen Seelsorge oder als Religionslehrer wirkenden hochw. Geistlichen einer genauen Durchsicht unterzogen und sowohl der Plan des ganzen Werkchens wie auch die Ausführung als recht praktisch befunden und sehr günstig beurteilt. Das Hochwürdigste Ordinariat zu Limburg a. d. Lahn hat gerne die oberhirtliche Druckerlaubnis ertheilt. Von weiteren Anerkennungen und Approbationen teilen wir die des Hochw. Bischöfl. General Vikariats zu Paderborn mit. Dieselbe lautet: **„Das uns vorgelegte Dezember-Heftchen „Blumen im Garten Gottes" haben wir gerne einer eingehenden Durchsicht unterzogen. Das Leben der Heiligen ist in einer dem jugendlichen Geiste und Gemüthe recht entsprechenden Form dargestellt; die am Schlusse einer jeden Legende gegebene Nutzanwendung wohl geeignet nicht bloß treue Glaubensgesinnung zu fördern, sondern auch dazu anzueifern, die Blumen der christlichen Tugenden in den Herzen der jugendlichen Leser zu pflegen. Wir stehen daher nicht an, dem Werkchen die kirchliche Approbation zu ertheilen und dasselbe zur weitesten Verbreitung bestens zu empfehlen."**

Der Preis eines Heftchens ist 15 Pfg.; 12 Heftchen kosten Mk. 1,50.

Vorausbestellungen auf das complete Buch „Blumen im Garten Gottes" werden von allen **Buchhandlungen,** sowie auch von der **Verlagshandlung** angenommen u. dasselbe zum **Preise von M. 1,50 complet geliefert.**

7. Dezember.

Der hl. Ambrosius, Erzbischof und Kirchenlehrer.

Nachdem die Christenverfolgung beendet war, hatte die Kirche heftige Kämpfe gegen innere Feinde zu bestehen, welche sich von ihr losrissen und eigene Gemeinden oder Sekten bildeten. Da erweckte Gott viele heilige und gelehrte Männer, welche ruhmvoll die wahre Lehre verfochten. Man nennt sie Kirchenlehrer oder Kirchenväter. Zu ihnen gehört auch der hl. Ambrosius, der berühmte Erzbischof von Mailand. Ehe er zum Bischof erwählt wurde, war er römischer Stadthalter von Ligurien und Aemilien. Mit tiefer Gelehrsamkeit verband er große Frömmigkeit, und besonders glänzte an ihm die Kardinaltugend des Starkmutes. Furchtlos ging er dem Bösen zu Leibe, wo er es fand, auf dem Throne oder in der Hütte. Der Kaiser Theodosius hatte einst im Zorne viele Tausende von Bewohnern Thessalonichs niedermetzeln lassen. Wegen dieser schauervollen That schloß ihn der heilige Bischof von der Gemeinschaft der Kirche aus. Er nahm ihn nicht eher wieder auf, als bis er vor allem Volke reuige Buße gethan hatte. Heilig, wie gelebt, starb der heil. Ambrosius am 7. Dezember 397. Das Lied: „Großer Gott wir loben Dich" wird nach ihm der „Ambrosianische Lobgesang genannt, weil er es (mit dem hl. Augustinus) verfaßt haben soll.

Der Wille Gottes, das Gesetz Gottes muß stets die erste Richtschnur unseres Handelns sein. Wir dürfen durch keinerlei Rücksicht auf andere Menschen uns von der Erfüllung unserer Pflicht abhalten lassen. Fürchte Gott, aber nicht die Menschen!

Joseph II.

als absoluter Beherrscher seiner Länder.

Von

Sebastian Brunner.

1. Viele Geschichtschreiber und wenig Wahrheit. Es dürften kaum über einen Fürsten neuerer Zeit so viele Entstellungen der Thatsachen, Unwahrheiten und absichtliche Lügen verbreitet worden sein, als über Joseph II. Der Schreiber dieses war durch gewissenhaftes Nachforschen in archivalischen Quellen in den Stand gesetzt, so manchen schwarzen Nebel zu zerstreuen. Wer sich genauer darüber unterrichten will, den verweisen wir auf unsere Geschichte Joseph II. (zweite Auflage bei Herder in Freiburg) und auf die in dieser Schrift angeführten von uns herausgegebenen Quellen über die Josephinische Zeit. Mit Berufung auf diese Schrift kann der Autor konstatiren, daß der vorliegende kurze Bericht durchwegs erwiesene Thatsachen enthält.

Hier nur ein eklatantes Beispiel von Geschichtsfälschung in Bezug auf Joseph II. Im Jahre 1821 sind bei Brockhaus in Leipzig „Briefe Joseph II." erschienen. Dieselben erlebten mehrere Auflagen — eine wurde 1848 von Schuselka mit einem gewaffneten Vorwort herausgegeben. Diese Briefe wurden gutmüthig nicht nur von den gewöhnlichen Lesern, sondern auch von fast allen, auch den konservativen Historikern als echt angesehen und als solche citirt und verwerthet.

Dem Schreiber dieses, der sich mit der eigenhändigen Correspondenz Josephs bekannt gemacht hat, kamen diese Briefe so entschieden verdächtig vor, daß er es versuchte ihrem Ursprunge nachzuforschen. Da gelangte er nun zuerst zum Resultate, daß die erste Ausgabe dieser Briefe nicht 1821 bei Brockhaus, sondern

schon in den neunziger Jahren mit dem fingirten Druckort „Konstantinopel" erschienen — er fand ein Exemplar davon in der Wiener Universitätsbibliothek. Ferner hat der Autor nach Durchforschung des handschriftlichen Nachlasses Joseph II. den Beweis erbracht, und denselben durch den Hofarchivsdirektor Ritter von Arneth bestätigen lassen: daß diese ganze Briefsammlung (2 Stücke ausgenommen) pures Falsifikat ist.

Ebenso ist die Mehrzahl der über den Kaiser in Geschichtsbüchern kursirenden Anekdoten erfunden und erlogen. Selbstverständlich wird es nun gegenüber der fast ein Jahrhundert fortlaufenden Geschichtsfälschung die wichtigste Aufgabe sein — der Wahrheit eine Bahn zu eröffnen und den Tendenzlügnern die Larve herunterzunehmen.

Bei dem sehr enge bemessenen Raume, welcher der vorliegenden Schrift zu Gebote steht, hat sich der Autor darauf beschränken müssen, statt den üblichen bekannten Unwahrheiten über die Regierung Joseph II. unbekannte Wahrheiten zu bringen, und die zeitgemäße Aufgabe einer Lebensskizze dieses Herschers in der Klarstellung der Thatsache zu suchen: daß Joseph durchaus kein Liberaler nach heutigem Muster gewesen, sondern daß er im Gegentheil jede Stände- oder auch Volks-Vertretung, jeden Constitutionalismus von Herzen gehaßt und nach Möglichkeit auszurotten gesucht hat. Auch liberale Historiker wie Ottokar Lorenz (jetzt Professor in Jena) haben dasselbe Urtheil über Joseph in drastischer Weise ausgesprochen.

2. Die Zustände in Oesterreich unter Maria Theresia. Josephs Jugendzeit. Joseph war der Sohn Franz I. von Lothringen und der Kaiserin Maria Theresia. Er wurde zu Wien am 13. Mai 1741 geboren. Somit fällt seine Geburt in eine Zeit, in welcher die Brandfäden der Revolution von Frankreich aus schon über sämmtliche Länder Europas ausgesponnen waren. Der Sturm gegen die Kirche war zur Mode geworden. Manche Regenten machten diese Mode harmlos mit, ohne zu bedenken, daß sie ihre eigenen Throne dadurch selbst unterwühlten. Maria Theresia war eine aufrichtig fromme, edle Frau, voll des besten Willens und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Regentenpflichten, insoweit es ihre Einsicht und ihr Verständniß der politischen Weltlage nur immer zuließ. Leider war sie schon von einem Netze zerstörender Geheimbünde umsponnen und hatte nicht mehr die Kraft den Ring

der Freimaurer in ihrer nächsten Umgebung zu durchbrechen. Voltaire, d'Alembert, Rousseau hatten in Wien gelehrige Schüler gefunden. d'Alembert gründete in Paris ein Institut für Hofmeister im Sinne der Encyklopädisten und bis 1778 waren schon über 400 Verbreiter des revolutionären Wurmsamens nach Deutschland gesendet — und theils an Höfen, theils in den Familien des hohen Adels untergebracht. Diese Herren bearbeiteten ihre Zöglinge nach dem System von Rousseaus „Emil". Gerade des Schulwesens wußten sich die Freimaurer sehr schlau zu bemächtigen, durch diesen Coup sollte ihnen die Zukunft gesichert sein. Viele Gesinnungsgenossen wurden aus Deutschland und Belgien auf Lehrstühle nach Oesterreich berufen.

Die Korruption hatte sich leider auch der geistlichen Kurfürstenhöfe bemächtigt. Am Hofe des Kurfürsten Erthal von Mainz hatten sich entschieden nichtsnutzige und verlotterte Gesellen aus Frankreich und Deutschland eingefunden. Die Schriften Voltaires und seiner Anhänger wurden in Gesellschaft vorgelesen und die Hofcavaliere, die Herren und Frauen und selbst die Domherren, Söhne des hohen Adels, hatten ihre helle Freude daran. Dr. Förster schreibt: „So trostlos aber auch jenes Zeitalter ist, wo aus der Familie die Sitte, aus der Kirche der Glaube, aus dem Staate die Freiheit gewichen war, wir dürfen es dennoch nicht aus unsern Geschichtsbüchern streichen, wo es mit Schrecken daran mahnt, daß aus seinem Schooße die französische Revolution geboren wurde."

Die Domkapitel in Deutschland machten sich selber Statuten, durch welche alle höheren Stellen und Pfründen der Kirche nur dem hohen Adel verliehen werden mußten. Oft und wiederholt protestirten die Päpste gegen diesen Mißbrauch der Gewalt, leider vergebens. Die traurigen Zustände in Kirche und Staat müssen in die Wagschaale gelegt werden, wenn man die ebenso traurige Richtung beurtheilen will, welche auf die Erziehung Josephs bedeutend einwirkte.

3. Josephs Erziehung. Joseph war als Knabe gesund, lebhaft, rasch, kein Freund vom Sitzen, er besaß ein gefühlvolles Herz und ließ sich durch Mitleid zu edlen Thaten bewegen. Seine schlimme Seite war Eigensinn und Trotz. Die Kaiserin sagte: Mein Joseph kann nicht gehorchen! Mit 4 Jahren war er schon ein so sehr entschiedener Starrkopf, daß er 8 Tage lang lieber gar nichts aß, wenn man ihm nicht die von ihm verlangten Speisen vorsetzte. Die Kaiserin suchte seinen Eigensinn zu brechen und kam auf

das unglückliche Mittel durch einen Bauchredner hinter der Tapete den Knaben mit einer Stimme aus der Geisterwelt bedrohen zu lassen! Es ist eine traurige Methode, mit dem Hereinragen einer andern Welt Komödie zu spielen; werden die Kinder älter und kommen sie zur Einsicht, daß man sie in dieser Weise betrogen hat, so verschütten sie das Kind mit dem Bade und meinen, es mit Religion und Gottesfurcht auch nicht ernstlich halten zu dürfen.

Aus Dankbarkeit gegen die getreuen Ungarn ernannte die Kaiserin einen Grafen Batthyanyi zum ersten Hofmeister und Erzieher des Prinzen — eine sehr unglückliche Wahl. Batthyanyi wollte den Trotz des Prinzen durch starre Militärdisciplin brechen — das Experiment verunglückte total. Joseph konnte in der Folge diesem seinem Erzieher nie mehr gut werden. Dem Staatssekretär Bartenstein wurde die wissenschaftliche Ausbildung anvertraut. Dieser Herr war 64 Jahr alt und stoppelte ein historisches Unterrichtswerk in 15 Foliobänden zusammen, worin er über die Avaren und Gothen und andere alte Völker so viel Papier verdarb, daß ihm für die lehrreiche Geschichte der österreichischen Monarchie wenig Raum und Zeit übrig geblieben. Das Rechtsstudium besorgte Martini, der, mit den revolutionären Rechtstheorien, die aus Frankreich importirt waren, angefüllt, mit allen geschichtlichen Grundlagen aufräumte, und somit durch seine verunglückte Arbeit, alles Recht aus dem Naturzustande der Menschen herzuleiten, den allerverderblichsten Einfluß auf den Prinzen ausübte und die eigentliche Ursache gewesen ist, daß Joseph auf diesen Prinzipien der Revolution fortbauend sein großes Reich innerhalb zehn Jahren geradewegs auseinander regierte. Es war ihm nach diesen Prinzipien *völligste Rechtsverachtung* bezüglich der Personen und Corporationen und zugleich *sein absolutes Recht* mit allem, was ihm nicht gefallen wollte, aufzuräumen, beigebracht worden.

Ferner war es entschieden ein Fehler, daß der Religionslehrer Bittermann aus der Gesellschaft Jesu zugleich Latein, Geographie, Mathematik, Geometrie, Feldmeß- und Kriegsbaukunst seinem Zögling beibringen sollte — durchwegs Gegenstände, die den phantasiereichen Anlagen des Prinzen sehr zuwider gewesen sind — so zwar, daß er durch diese für ihn peinvollen und langweiligen Lehrstücke auch zugleich gegen den armen Lehrer sehr mißgünstig gestimmt worden ist.

Nie hätte Batthyanyi, dem alles Verständniß für Erziehung

mangelte, auch das Zeug gehabt, harmonische Lehrkräfte zusammen zu suchen, um in die Erziehung eine gedeihliche Einheit zu bringen. Der Prinz erlangte somit durch dieses Vorgehen weder ein nutzbringendes Wissen, noch Achtung vor Gelehrten, noch Sinn für Kunst. Dagegen ward ihm eine verderbliche Ansicht über seine absolute Macht und über die Rechtslosigkeit der Personen, Körperschaften und Provinzen beigebracht. Die traurigen Folgen seiner ganzen Regierungsmethode sind nur ein Beweis für seine verunglückte Erziehung.

4. Joseph als Mitregent. Nach seines Vaters Tod (1765) wurde er in seinem 24. Lebensjahre von seiner Mutter zum Mitregenten für die österreichischen Staaten berufen. Es konnte in Folge seiner Erziehung nicht anders kommen, als daß er sogleich mit seiner Mutter und der Regierungsart derselben in den hellsten Widerspruch gerieth. Er wollte gleich zu reformiren anfangen, alles neu machen, alle Hemmnisse, die seinem Streben entgegen standen, mit Gewalt entfernen; die sog. humanen Pläne und Gedanken sogleich ins Leben umsetzen, mit einem Worte „Völker beglücken", aber alles nach seiner Manier, nach seinem Willen, wenn auch diese Völker sich in ihrer Lage glücklich fühlten und von den ihnen aufgezwungenen glücklichen Zuständen durchaus nichts wissen wollten.

Er verkehrte bezüglich seiner Reformpläne mit seiner Mutter schriftlich. Obwohl es im Interesse beider lag, daß diese Briefe nicht auf die Nachwelt kämen, sind doch viele derselben als ein trauriges Denkmal dieses Zerwürfnisses und auch der Rücksichtslosigkeit und Rohheit des Sohnes seiner Mutter gegenüber aufbewahrt worden. Die Kaiserin beklagte sich bitter in Briefen an eine Freundin in Belgien und an Kaunitz über die Behandlung, welche sie von Joseph zu ertragen hätte. Manche dieser Briefe sind nach ihrem Geständnisse unter Thränen geschrieben, welche ihr das bittere Gefühl der Mißhandlung etwas erleichtern sollten. Durch Karajan in Wien und Baron Kervyn in Brüssel sind 1868 diese Schreiben veröffentlicht worden. Die Kaiserin bemerkte gewöhnlich am Schluß dieser Briefe, ihre Freundin möge dieselben verbrennen, sie wollte ihren tiefen Schmerz nicht der Nachwelt preisgegeben wissen. — Noch in seinem 23. Jahre, als ihn der Wahn liberal-absolutischer Völkerbeglückung noch nicht ganz erfaßt hatte, war er der liebenswürdigste Sohn. 1764 begann er einen Brief

an seine Mutter: „Wie beneidenswerth ist mein Loos, eine solche Fürstin und eine solche Mutter zu haben" u. s. w. Aber schon 1765, mit dem Antritt seiner Mitregentschaft, war der Zwist in Flammen ausgebrochen. So dauerte es fort bis zum Tod der Kaiserin. Mit diesem Tode waren ihm freilich leider zu spät die Augen aufgegangen. Er schreibt an seinen Bruder Leopold in Florenz am 4. Dezember 1786: „Lieber Bruder, ich bin von der gestrigen entsetzlichen Ceremonie so zu Boden gedrückt, daß ich dir kein Wort darüber sagen kann. Dieses Begräbniß ist die grausamste Begebenheit, die man sich zu denken vermag. Eine Anhänglichkeit von 40 Jahren, der Gegenstand meines Liebens und meiner Dankbarkeit für alle Wohlthaten" u. s. w.

5. Josephs Frauen. Wir müssen uns bei dem eng begrenzten Raum mehr auf eine Charakterschilderung des Kaisers als auf die Geschäfte seiner Regierung beschränken.

Am 6. Oktober 1760 vermählte er sich in seinem 20. Lebensjahre mit Isabella Prinzessin zu Parma; diese war ein Ideal von Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit. Die Kaiserin achtete sie hoch. Joseph war ihr in aufrichtigster Liebe zugethan. Die Briefe über sie an seine Mutter sind voll des Lobes seiner Frau und voll des Rühmens seines Eheglückes. Eine kleine Begebenheit charakterisirt dieses Verhältniß mehr als jede Schilderung. 1761 schreibt er seiner Mutter während einer Wallfahrt nach Maria Zell. Im Cisterzienser Stifte Lilienfeld bleibt er mit seiner Frau dreiviertel Stunden während eines Salve Regina in der Kirche, dann ziehen sich beide in ihre Gemächer zurück, unter denen noch heutigen Tages ein großer Forellenteich zu sehen. Beide fangen Fische vom ersten Stock aus mit der Angel. Er berichtet seiner Mutter: Ich hatte das Glück am meisten zu fangen, und beide erfreuen sich wie die Kinder, und er schreibt jeden Tag, wie es ihnen ergangen, was sie erlebt. Im Stifte wurden sie vom Abt und Convent mit allen Ehren empfangen und traktirt. 28 Jahre später vermag den Kaiser selbst die Erinnerung an den glücklichen Aufenthalt und die ehrenvollste Bewirthung nicht zur Gnade zu stimmen. Er dekretirt die Aufhebung, und die Güter des Stiftes kommen unter den Hammer. Erst nach dem Tode Josephs wurde von seinem Bruder Leopold II. die Aufhebungsprocedur rückgängig gemacht.

Isabella starb 1762, tief betrauert von Joseph, an der Blatternepidemie. Nachdem Joseph 1764 zum römischen König

Digitized by Google

gekrönt worden war, heirathete er 1765 im Januar Josepha die Tochter des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Diese Ehe war im hohen Grade unglücklich, was liberale Historiker (wie Heyne) sehr schlau mittelst Phrasen vertuschen wollten. Die Kaiserin nannte diese Frau wegen der Unbilden, welche Joseph dieser armen Fürstin zufügte und die sie in Geduld getragen, eine Heilige, und Maria Christina, die überaus edle Schwester Josephs, schrieb über ihres Bruders Verhältniß zu dieser unglücklichen Frau: „Ich glaube, wenn ich seine Frau wäre und so behandelt würde, ich glaube, ich wäre entflohen und hätte mich an einem Baum in Schönbrunn aufgehängt.“ Diese Behandlung seiner Gemahlin verletzte sämmtliche Hofdamen, die sich in ihrer Frauenwürde durch eine derartige Behandlung tief gekränkt fühlen mußten. 1767 wurde die Dulderin auch durch die Blatternkrankheit von ihrem Leiden erlöst. Von dieser Zeit an blieb Joseph Wittwer bis an sein Ende.

6. Josephs Reise nach Frankreich. Er unternahm dieselbe mit seinem intimen Freund Graf Cobenzl incognito, welche auf sein ganzes Regierungssystem den größten Einfluß ausübte. Er bewunderte und besuchte dort sämmtliche renommirten Erfinder der neuen Systeme, durch welche die Welt beglückt werden sollte. Leider haben diese sämmtlichen Systeme, als sie ins Leben umgesetzt wurden, eklatantes Fiasko gemacht. Neker, der Finanzmann, Turgot, der Oekonomist, Rousseau, d'Alembert, Marmontel, Buffon lernte er persönlich kennen. Rousseau war der Erfinder des verunglückten gesellschaftlichen Urvertrags und der Erziehungslehre auf Grund der „reinen Naturreligion“, Buffon war der Schüler Voltaires, d'Alembert das Haupt der Encyklopädisten.

In Oesterreich lag der Boden zum Anbau dieser Systeme schon durch die Freimaurer in der Umgebung des Kaisers vorbereitet. Freiherr Kreßl, Großmeister der Freimaurer, wußte den Kaiser zu gängeln. Martini, Pehem, Eibel, van Swieten, die Hofräthe Sonnenfels und Born, ebenfalls Logenhäupter, wußten ihren Einfluß auf die neue Gesetzgebung, Polizei und Verwaltung geltend zu machen. Der Kaiser selber gehörte dem Orden nicht an und suchte im Jahre 1785 denselben sogar einzuschränken, nachdem er zur Einsicht gelangt war, daß sich neben dieser Macht, die ihn nur als ihr Werkzeug benutzen wollte, nicht mehr regieren lasse. Das Handbillet des Kaisers vom 16. Dezember 1785 bezeichnet das Wirken des Geheimbundes wohl als „Gaukelei“, gibt

aber auch zu, daß die Logen für Sitte, Religion und Ordnung gefährlich werden könnten; darauf ging der Lärm der Maurer gegen den Kaiser los. In einer Woche erschienen gegen ihn 10 Broschüren. Eine enthält das nicht zu unterschätzende Geständniß: „Preßfreiheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w., was sind sie anders als Werke dieser Gaukelei? Wo wäre das undankbare Oesterreich noch sonst, als in den Händen unheiliger Pfaffen, wenn diese Gaukler nicht schon seit vielen Jahren ihre Entwaffnung mit einer klugen bewundernswürdigen Vorsicht vorbereitet hätten." Am Schlusse wird dem Kaiser ins Gesicht gesagt: „Gesetzgebung (d. h. du Kaiser), du mußt dich an eine andere Sprache gewöhnen, wenn du in den Herzen der freien Menschen ehrwürdig bleiben willst." Der Kaiser klagte, daß selbst Beamte nicht mehr Beförderung finden könnten, wenn der Vorgesetzte Maurer ist und sie nicht dem Bunde angehören.

7. Josephs erster Minister Kaunitz. Während dieser Gesandter Oesterreichs in Paris war, bediente er sich eine zeitlang des J. J. Rousseau als Privatsekretärs. Er war ein ausgesprochener Verehrer Voltaires. Wir haben einen Brief von Kaunitz an Voltaire im Geheimarchiv gefunden, der die Stellung desselben gegenüber Voltaire kennzeichnet. Letzterer hatte den Kaunitz 1762 ersucht, er möge ein Paket von ihm dem Grafen Schuwaloff in Petersburg zusenden. Kaunitz erwiederte mit Schmeichelei und bedauert, daß das Paket gesiegelt ist, weil er das größte Interesse für alles habe, was von Voltaire herrührt. Der (französische) Brief schließt: „Verfügen Sie mit mir in der Folge, ich bitte Sie darum, und erweisen Sie mir die Ehre überzeugt zu sein, daß ich durch ihre Achtung und Freundschaft mich zu sehr geschmeichelt fühle, um nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, Ihnen meine Erkenntlichkeit und zugeneigte Gesinnung zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe" u. s. w. Das ist ein Schlüssel zum Charakter Kaunitzens.

8. Pabst Pius in Wien. Als Pius VI. seinen Wunsch kund gab, den Kaiser in Wien zu besuchen, correspondirten Joseph und Kaunitz in vielen Briefen miteinander. Kaunitz gab theils schlaue, theils Gewalt verlangende Anschläge, um den Pabst in dessen vermuthlichem Vorhaben die Gewaltreformen Josephs sistiren zu wollen, durchwegs zu hemmen. Sämmtlichen Bischöfen der Monarchie wurde vom Kaiser verboten in Wien zu erscheinen, um den Pabst zu begrüßen. Der Pabst wohnte in der Hofburg und

war hier bei jedem seiner Tritte und Schritte sorgsam bewacht. Der Kaiser benahm sich Pius VI. gegenüber, wie ein Souverän gegen einen andern, jedenfalls nobler und rücksichtsvoller, als es der brutale Voltairianer Kaunitz dem Kaiser angerathen. Doch ließ er sich in seinen gewaltsamen Akten gegen kirchliche Institute nicht hemmen. Der Pabst wurde überall mit Jubel empfangen. Ein Protestant machte einen eigenen Bericht über die Anwesenheit Pius VI. in Wien und sagt darin: „Die Wirkung der Anwesenheit des Pabstes in Wien ist außerordentlich. Ich war oft zugegen, wie der Pabst dem Volke in der Kaiserstadt den Segen gab. Ich gehöre nicht zur katholischen Religion, auch nicht zu den weinerlichen Leuten, aber ich versichere, ich wurde heftig erschüttert und bis zu Thränen gerührt. Sie können es nicht glauben, welchen Eindruck es macht, über 50,000 Menschen auf einem Platze versammelt und die ganze große Masse in einem Momente zu überblicken, wo der Ausdruck der frömmsten Gefühle aus allen Mienen leuchtet, und wo die Sehnsucht den Segen für das diesseitige und jenseitige Leben aufzunehmen ihnen eine Andacht, ich möchte sagen einen Enthusiasmus einflößt, die sie unempfindlich macht für die unbeschreiblichen Beschwerden, die sie im Gedränge auszustehen hatten" u. s. w.

9. Joseph in Rom. Im Winter 1783 ging der Kaiser incognito nach Rom. Niemand wußte dort etwas von seiner Ankunft, er überraschte den Pabst. Es war dem Kaiser bei seinem absolnten Regiment darum zu thun, die Ernennung sämmtlicher Bischöfe und Dignitäten, welche dem Pabst noch vertragsmäßig zukamen, für sich ausschließlich zu gewinnen. In Briefen erzählt er dem Kaunitz, wie theils schlau, theils gewaltsam er sein Vorhaben durchgesetzt.*) Aus dem Briefe vom 20. Januar 1784 ist ersichtlich, daß der Kaiser von dem Rechte des Pabstes überzeugt war, und daß er mit Kaunitz in Wien genau durchgesprochen, wie dies Recht dem Pabste könne abgerungen werden. 90 Jahre später war die Lombardei für Oesterreich schon verloren.

10. Reformen im Handel. Josephs Bemühungen den Handel im Allgemeinen auch in den Niederlanden und mit Rußland und der Türkei zu heben, verdienen alle Anerkennung. An gutem

*) Diese Briefe sind zum erstenmal publicirt in: Correspondences intimes de l'Empereur Josef II. avec son amis le comte de Cobenzel et son premièr Minister Kaunitz par Sebastian Brunner. Paris Lethielleux. 1871.

Willen mangelte es ihm sicher nicht, er wollte aber in aller Geschwindigkeit alle Pläne, die ihm durch den Kopf fuhren, verwirklicht sehen. Recht und Herkommen achten, das kannte er nicht. Was nicht auf dem Wege Rechtens ging, suchte er mit Gewalt durchzusetzen. So machte er es bei seinem Handelstraktat mit den Holländern. — Er wollte seinen Unterthanen in den Niederlanden die Schelde öffnen; die Holländer aber erkannten in der Oeffnung der Schelde ihren Ruin. Die europäischen Mächte wurden über das gewaltsame Vorgehen des Kaisers stutzig und erklärten sich gegen ihn, er mußte durchwegs nachgeben. Der ganze Handel schwächte das Ansehen des Kaisers in den Augen der Diplomaten und Völker. Die Staatsmänner erkannten nun seine schwache Seite und handelten darnach.

Glücklicher war der Kaiser im Anknüpfen von Handelsverbindungen mit Rußland und der Türkei. Die Ungarn wollten ihm in Ofen dafür sogar ein Denkmal setzen. Er bedankte sich, bemerkte aber: wenn ich es doch einmal werde dahin gebracht haben, daß die Ungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem König und den Unterthanen erkennen, wenn ich Thätigkeit und Industrie veredelt sehen werde ꝛc. dann werde ich ein Denkmal mit Dank annehmen. — Die Ungarn sahen und erfuhren bald, was er mit den „wahren Verhältnissen" zwischen dem König und Volk in Ungarn im Auge hatte: Aufhebung der verbrieften Constitution, und er absoluter unbeschränkter Herrscher. Daß die Ungarn ihre Constitution aufrecht erhalten wollten, das dünkte ihm eine irrige Ansicht zu sein.

Das Sperrsystem Colberts in Frankreich betrachtete er als sein Ideal. Er erließ in diesem Sinne ein Zollpatent. Fremde Produkte wurden so hoch verzollt, daß an eine Einfuhr nicht mehr zu denken war. Der Kaiser sah wohl die Uebelstände, aber die Art und Weise, wie er denselben Knall und Fall abhelfen wollte, ist die verkehrteste von der Welt gewesen. Nur *ein Beispiel* für hunderte. Er schrieb an den Kanzler Kolowrat: „der Staat hat bisher mehr als 24 Millionen bei seinem Kommerz verloren. Bisher war es beinahe eine besondere Absicht der österreichischen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Chinesen zu ernähren und sich aller der Vortheile selbst zu begeben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte. Ich weiß, welche Sensation meine Verordnungen unter den Kaufleuten der Reside

hervorbrachten, aber sie verdienen keine größere Nachsicht, sie sind nichts weiter als die Faktoren der übrigen europäischen Kaufleute." — Bei Ausführung seiner Pläne ging er rücksichtslos zu Werke, tausende von Existenzen vernichtend. Alle fremden Waaren in Wien mußten sogleich in ein Magazin gebracht und von Staatswegen verkauft werden. Jeder Private, der fremde Waaren, auch Eßwaaren kaufen wollte, mußte eigens um diese Erlaubniß bitten, sich einen Paß hiefür erwerben und 60 Prozent des Werthes derselben als Zoll bezahlen, Kaufleuten aber war es durchaus, auch unter Bezahlung der 60 Prozent verboten, fremde Waaren zu halten. Wurden Waaren ohne Paß und Erlaubniß eingeführt, so mußten sie geradewegs vernichtet werden. So wurde am 6. August 1785 ein Wagen mit fremden Kleiderstoffen aus Seide, Wolle und Leinen zwischen der Burg und dem Stadtthor öffentlich zum abschreckenden Beispiele verbrannt. Der Werth der Waaren soll sich auf 30,000 fl. belaufen haben. An geschmolzenem Gold und Silber fand sich in der Asche noch ein Werth von 1000 fl. Kaufleute und Publikum, alles jammerte und lamentirte. Ein Triestiner sagte: Wir haben einen Freihafen, aber bei diesem enormen Zoll können wir nichts verkaufen, wir sind ruinirt. Die Mauthbeamten erbitterten durch ihre Brutalität das Publikum. Ein Mauthaufseher hatte täglich fünf Kreuzer Löhnung. — Bestechung und Schmuggel wucherten nun allgemein. Fremde Fabrikanten zogen in Massen nach Oesterreich — aufgehobene Klöster wurden ihnen zu ihren Fabriken fast geschenkt — sie wurden Millionäre, das Publikum gewann nichts, es bekam fürs schöne Geld schlechte Waare. Die allgemeine Erbitterung des Volkes war zum höchsten gediehen; nur die fremden Fabrikanten, die in der Wolle saßen, lobten den Kaiser und seine Staatsweisheit.

11. Gerechtigkeitspflege. Polizei. Leibeigenschaft. Das Verdienst um die Reformen der argen, grausamen, unmenschlichen Gerechtigkeitspflege verdient die vollste Anerkennung. Joseph stellte jeden Verbrecher, mochte er was immer für einem Stande angehören, vor dem Gesetze gleich. Wie aber bei allen seinen Verfügungen, so war er auch hier nicht konsequent. Er schaffte alle grausamen Strafen ab — führte aber neue sehr entehrende und grausame Strafen dafür ein. Stockschläge spielten eine bedeutende Rolle. Unter den neuen Strafen war das Schiffziehen für die Todesstrafe eingeführt die grausamste: die Uebel-

thäter wurden aneinander geschmiedet, so daß ihnen nur die Bewegung für ihre Arbeit frei war. Sie mußten die Schiffe donauaufwärts ziehen, bekamen nur zweimal die Woche Fleisch und täglich ein wenig Wein und mußten zu guter Jahreszeit in hölzernen Hütten übernachten. Es war eigentlich eine langsamere aber auch grausamere Hinrichtung als die durch den Henker.

Auch das öffentliche Straßenkehren als Strafe war eine Erfindung Josephs. Diese Strafe schnitt derartig in das Schamgefühl, daß 1788 in Wien 30 verurtheilte Männer um die Gnade flehten, lieber zum Schiffziehen in Ungarn verwendet zu werden. Diese Sträflinge beiderlei Geschlechts waren mit Ketten aneinander gebunden und mußten in groben Kleidern mit kurzgeschnittenem Haar täglich die Straßen säubern. Manche geachtete ehrenhafte Familie war hierdurch eines unwürdigen Mitgliedes wegen täglich der Schande und dem Spott preisgegeben. Er machte sich dadurch in den höheren und Mittelständen erbitterte Feinde. Bei christlichen Regenten war es seither Uebung, vom Gericht verhängte Strafen entweder ganz nachzulassen oder herabzumildern. Joseph behielt sich aber nach seinem Gutdünken die Verschärfung der Strafen vor. Auch dieser Mißgriff mußte die größte Erbitterung hervorrufen. Das Brandmarken hatte er dahin geändert, daß dem Verbrecher die Galgengestalt nicht mehr auf den Rücken, sondern auf die Wangen eingebrannt werden sollte. Wenn gleich dem Kaiser gute Absichten bei seiner Regierung zuerkannt werden müßen, so kann man sich doch mit seinen absoluten, grausamen Mitteln dieselben durchzuführen nicht einverstanden erklären.

Trotz des besten Willens des Kaisers den Richterstand zu der ihm gebührenden Achtung zu verhelfen, war ihm auch dieses Vorhaben außerordentlich mißlungen. Er wollte Gesetz und Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf Person und Stände walten lassen. Wie traurig es kurz nach des Kaisers Tod mit der Justizpflege bestellt war, das geht aus einem Memorandum hervor, welches über diesen Gegenstand der competenteste Beurtheiler desselben, der Justizpräsident Graf Christian von Seiler (6. Juli 1794) dem Kaiser Leopold II. überreichte.*) Die Ursache dieses traurigen Zustandes bezeichnete Seiler: „Dieses große Unglück dürfte hauptsächlich der bisherigen üblen Erziehung zuzuschreiben sein, bei welcher unter

*) Wir haben dieses Schriftstück im Hof- und Staatsarchiv gefunden und in: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II." veröffentlicht.

anderm auch insbesondere es an dem Unterricht ächter Grundsätze der Religion sowohl im bürgerlichen als geistlichen Stande gebricht, wessen sich aber ohne Religion zu erwarten, ist viel zu auffallend, als daß sich dabei zu verweilen wäre."

Das Auffangen von Briefen haben die liberalen Regierungsmänner von damals als ein geheiligtes Privilegium gehalten. Wenn damals Jemand die Aufforderung: „jeder freie Mensch habe das Recht auf den ungehemmten Verkehr mit seinen Mitmenschen" ausgesprochen hätte, so wäre ihm von dem liberalsten Herrn Minister unter die Nase gelacht worden. Der Kaiser war für das Briefauffangen so sehr eingenommen, daß täglich ein Paket solcher aufgefangener Briefe auf sein Schreibpult gelegt werden mußte. Selbst der große und edle Laudon mußte sich dieser Polizeiprocedur in Geduld fügen. Sogar sein eigner Bruder Leopold, damals Großherzog von Toskana, wurde mittelst Interecepten bewacht und auszuforschen gesucht. Als Pius VI. von Rom nach Wien reiste, war er auf dem Wege von einem wohlgestrickten Netz von Polizisten umgeben, die täglich referiren mußten.

Alles was wir hier in gedrängter Kürze anführen, haben wir durch eine Menge von Thatsachen aktenmäßig in unseren Schriften über die josephinische Periode nachgewiesen.

Bei alle dem darf man aber auch nicht außer Acht lassen, daß es Joseph mit der Befreiung des Volkes, besonders des Bauernstandes von ungerechtem schwerem Drucke sehr ehrlich gemeint hat. Nur ein Beispiel. Als der Kaiser seinem Kanzler Graf Kotek gegenüber die Befürchtung aussprach: es sei besser den Bauern jetzt etwas nachzulassen, als daß diese in der Folge am Ende gar nichts mehr hergeben, meinte Kotek, man könnte die Widerspänstigen am Ende mit Gewalt zur Entrichtung ihrer Abgaben zwingen. Der Kaiser entgegnete: „Mit Gewalt? Die physische Gewalt ist bei dem dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir alle pritsch." Man sieht, der Kaiser hatte die Stimmung in Frankreich kennen gelernt, er versuchte dem Stoß, welcher in Frankreich schon damals drohte, in seinen Ländern vorzubeugen. In diesem Sinne ist die Aufhebung der Leibeigenschaft die größte That des Kaisers zu nennen. Die Völker Oesterreichs sind ihm für diese Gabe unverkümmerten Dank schuldig, der hohe Werth derselben darf nicht herabgemindert werden. Ein Jubel durchzog damals alle Länder, drei Tage lang wurden in allen Kirchen Opfer

und Gebete dargebracht. Bei Ablesung des Befreiungspatents war es dem Volk, als ob von den früheren Sklavenbanden ein Kettenglied nach dem andern klirrend zu Boden fiele.

12. Reform des Schulwesens. Minder glücklich war der Kaiser mit seinen Reformen der wissenschaftlichen Anstalten und Schulen. Um vollkommen unparteiisch zu sein, bringen wir hier das Urtheil des protestantischen Historikers Karl Adolf Menzel in seiner Neuern Geschichte der Deutschen: „Zur Würdigung des deutschen Schriftthums aber gebrach es ihm (Joseph) an allem Sinn für Poesie und Kunst. Der Buchhandel stand in seiner Schätzung unter dem Käsehandel, wenn dieser mehr Geld ins Land zog, und was für die Emporbringung der Universitäten unternommen wurde, geschah in der Absicht, daß die Landsleute keinen Anlaß oder Vorwand haben sollten, auswärts zu studieren und Geld aus dem Lande zu schleppen. Die Einrichtungen, welche den höheren Lehranstalten gegeben wurden, tragen den Stempel des rechnenden Geistes, der wie überall so auch im Gebiete der Bildung für wenig Geld möglichst viele Waare oder Arbeit zu erlangen begehrt u. s. w." In dieser Weise geht es in dem längeren Berichte über das damalige Unterrichtswesen fort. Der Kaiser meinte auch mit der Preßfreiheit den Fortschritt in der Wissenschaft zu förder.. Wir fanden einen vom Kaiser selbst unterschriebenen Befehl vom 25. April 1784, in welchem komische Hilfsmittel gegen die auftauchende Schandpresse enthalten sind: „Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden liegt, daß unendlich viele Broschüren geschmiert worden und schier noch keine einzige an das Tageslicht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit Ehre gemacht, oder dem Publiko einige Belehrung verschafft hätte, so ist künftig jeder Autor, der eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, zugleich bei der Einreichung derselben bei der Censur 6 Dukaten zu erlegen. Wird sein Werk durch die Censur zum Druck approbirt, so sind ihm die 6 erlegten Dukaten zurückzustellen, wird dasselbe aber verworfen, so sind die 6 Dukaten zu behalten und dem Armeninstitut zuzuwenden, wodurch hoffentlich die unnützen Broschürenschmierer eingehalten werden, sich auf was Nützliches zu verlegen" u. s. w. Die Verordnung nützte gar nichts, der schmutzige Strom fluthete nur noch brausender und verheerender über die Ufer.

13. Kunst und Wissenschaft. Welche Werthschätzung Kunst und Wissenschaft zu jener Zeit erfahren mußten, davon ver-

läufig nur einige Beispiele. Graf Mailath berichtet: Das Kunstkabinet, welches Kaiser Rudolph II. in Prag angelegt hatte und welches man bisher das Rudolphinische Kabinet nannte, war seit seines Gründers Tod in der königlichen Burg zu Prag. Plötzlich faßte Kaiser Joseph den Entschluß, die Hofburg in eine Kaserne zu verwandeln. Der Tag war bestimmt, an welchem die Burg geräumt sein mußte. Man fing mit dem Rudolphinischen Kabinet an. Es mußte ein Inventar aufgenommen werden. In diesem Inventar haben sich die mit diesem Geschäfte beauftragten Personen ein Denkmal sowohl ihrer Dummheit als ihres vandalischen Verfahrens gesetzt. Eine Leda von Titian ist darin mit folgenden Worten bezeichnet: „Ein naktes Weibsbild von einer bösen Gans gebissen." Ein Torso wurde, weil er keinen Käufer fand, zum Fenster hinaus in den Schloßhof geworfen; dort blieb er geraume Zeit liegen, bis ihn der Wiener Augenarzt Barth um ein Spottgeld an sich brachte. Dieser Torso ist aber der Ilioneus in der Glyptothek zu München. Barth kaufte ihn um 6 Siebzehner (102 Kreuzer), während des Kongresses in Wien 1814 erwarb ihn Prinz Ludwig von Baiern um 6000 Dukaten. Der allgemeine Schrei des Unwillens, der aus Böhmen erscholl, als es hieß, die Burg werde in eine Kaserne verwandelt werden, vermochte den Kaiser den Befehl zurückzunehmen, aber das Rudolphinische Kabinet war schon vernichtet. Mit ähnlicher Dummheit, Roheit, man möchte sagen Zerstörungswuth handelten die Kommissäre bei Aufhebung der Klöster, in denen sich eine ungeahnte Masse von Urkunden, Handschriften, seltenen Büchern und Kunstschätzen befanden. Kostbare Manuskripte wandelten zum Kässtecher, Bibliotheken wurden um ein Spottgeld verschlendert, die goldenen und silbernen Kunstschätze wurden häufig von Juden erstanden u. s. w. Darüber ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Hier nur ein Beispiel. Van Swieten wird noch heut zu Tage in den judenliberalen Blättern als ein Heros der Aufklärung gerühmt In neuester Zeit ist er im Parterregang der Universität in einer Bronzebüste — und an dem Monument für Maria Theresia in einem Bronzerelief zu bewundern. Auf den Vortrag dieses Weisen wurden 1784 die Bücher aus den Klosterbibliotheken zu je 300 Ballen das Stück um 7 Gulden als Makulatur verkauft. Aus den theologischen Büchern wurden auf seinen Befehl der Titel und mehrere Blätter in der Mitte herausgerißen — um diese Bücher unverkaufbar und unbrauchbar zu

machen. Wenn „Mönche“ einen ähnlichen Vandalismus sich erlaubt hätten, über diese würde eine Fluth von „Dummköpfen und blöden Fanatikern“ hereingebrochen sein, aber van Swieten bleibt ein Weisheitskopf — wenn auch der unaussprechlichen Bornirtheit und Bosheit dieses Menschen die Wissenschaft unersetzbare Verluste zu verdanken hat.

14. Spitäler, Armeninstitute. Der Kaiser errichtete in Wien nach dem Muster des Hotel Dieu in Paris ein allgemeines Spital für 2000 Kranke. Zur Begründung desselben wurden die Fonds aller ähnlichen Wohlthätigkeitsstiftungen eingezogen. Er errichtete für Geisteskranke einen Thurm von kolossalem Umfang, der unter dem Namen „Narrenthurm“ eine traurige Berühmtheit und eine Handhabe zu unzähligen Witzen dargeboten hat. Ein Spottvogel soll, den Titel des Kaisers benützend, die Inschrift auf den Eingang dieses Thurmes geklebt haben: „Josephus ubique secundus, hic primus“.*) Auch ein Gebähr- und Findelhaus wurde errichtet. Eine große Wohlthat war die Gründung einer eigenen Hochschule für Militärärzte mit dem Rechte der Promotion zu Doktoren. Nebenbei ließ er ein großes Militärspital erbauen. Minder glücklich war er bei Creirung des Armeninstitutes, obwohl auch hier sein edler Wille anerkannt werden muß. Klöster und andere auf religiösem Grunde bestehende Institute (Brunderschaften) wurden aufgehoben, ihr Vermögen confiscirt. Da hatten die Armen und Hungernden immer Nahrung und Aushilfe bekommen. Diese Blitzableiter für die Armuth waren in den Städten und auf dem flachen Lande zerstört, man wußte sich vor dem Andrang der Armen nicht mehr zu retten. Polizei, Gemeinde und Ortsseelsorger sollten jetzt für die Armen sorgen. Die Polizei kann aber nie ein Surrogat für die christliche Liebe sein.

15. Die äußere Politik. Als Politiker war Joseph II. durchwegs im hohen Grade unglücklich. Er reiste selbst nach Petersburg, um ein Bündniß mit Katharina II. zu schließen. Rußland wußte dieses Bündniß in seinem Interesse gehörig auszunützen; es eroberte sich durch Geld und List die Tartarei mit Hilfe Josephs II. und gewann dazu die krimmsche Halbinsel, Kuban und die Insel Taman und schwächte zu seinem ferneren Nutzen das ottomannische Reich. Sporschil, ein Oesterreich keineswegs feind-

*) Joseph, überall der zweite, hier der erste.

licher Schriftsteller, sagt über diese Angelegenheit: „So verschwand ein unabhängiger Staat, ja ein ganzes Volk vom Erdboden, was vielleicht nicht geschehen sein möchte, wenn die Kaiserin Katharina nicht der Freundschaft Joseph II., der in völkerrechtlicher Beziehung ebenso wenig ein Gewissen hatte, wie sie selbst, sicher gewesen wäre, und Friedrich II. nicht Entwürfe auf Danzig gehabt hätte, zu deren Verwirklichung ihm Rußlands Zustimmung nothwendig war."

Auch zur Anerkennung der Herrschaft Rußlands über die Tartaren mußte Joseph der Katharina durch ein Bündniß mithelfen. Auch hier war Joseph wieder hintergangen. Am meisten aber schädigte der Kaiser sein Reich durch einen gegen die Türkei auf Anrathen Rußlands unternommenen Krieg, der für Oesterreich ebenso verderblich wie für die Pforte war; aber dafür Rußlands Macht überaus vergrößerte und befestigte. Dieser Krieg war ebenso ungerecht als unpolitisch, denn er forderte auch alle übrigen Mächte gegen Oesterreich heraus. Erwiesenermaßen handelte der Kaiser an der Türkei treulos, hielt seine Verträge nicht und suchte sich mit maechiavelistischen Kunstgriffen Geltung zu verschaffen. Zum Unglück ließ der Kaiser noch den anerkannten Feldherrn Laudon zu Hause rasten und übergab das Oberkommando in Ungarn gegen die Türken dem sehr höflichen aber auch ebenso talentlosen Lascy. Erst nach einem allgemeinen Murren über die Mißerfolge Laseys, der das große Heer Seuchen und Niederlagen aussetzte, rief der Kaiser diesen zurück und sendete an seine Stelle den von den Soldaten und dem Volke mit dem vollsten Vertrauen angejubelten Laudon. Dieser suchte die Verluste unter der unglücklichen Führung Laseys, der die ganze Armee in tageweiter Entfernung in sumpfigen Fiebergegenden auseinander getheilt, vorerst zu ersetzen. Vom Juni 1788 bis Mai 1789 erkrankten 172,000 und starben 33,000 Mann, ungerechnet die, welche für ihr ganzes Leben dienstuntauglich wurden. Selbst Sporschil, in der Regel ein Lobredner Josephs, gesteht bezüglich dieses für Oesterreich verderblichen Krieges: „Wenn man dem Kaiser gewiß nicht nachrühmen kann, daß er in dem Feldzug von 1788 auch nur eine Spur von Feldherrntalent habe blicken lassen, so muß man andererseits bekennen, daß sein persönliches Bemühen Hochachtung und Bewunderung verdient. Er trug schlichte Kleider, theilte mit den Soldaten alle Strapazen und gab Beweise der größten persönlichen Unerschrockenheit." Der Kaiser hatte sich aber in diesem Feldzug auch den Keim zu seiner Todeskrankheit

geholt. — Laudon eroberte Belgrad zum Jubel der Oesterreicher, der Kaiser zierte den siegreichen Helden mit dem Großkreuz des Theresienordens in Diamanten, mit den Insignien, die er selbst bei Ordensfesten zu tragen pflegte.

16. Die Politik in den Niederlanden. Am unglücklichsten war Joseph mit seiner Politik in den Niederlanden. Seit 100 Jahren ist vielleicht keine Geschichte derartig entstellt und verdreht worden, als die der Revolution in den Niederlanden unter Joseph II. Die liberalen Dutzendhistoriker schreien noch immer fort im Romanstyl: „Die Niederländer waren noch zu unaufgeklärt, um die Wohlthaten der Reformen Josephs einzusehen, sie waren von den Mönchen gelenkt und hatten kein Verständniß für die edle Absicht des Kaisers." In neuester Zeit haben aber selbst liberale Historiker, denen der Sinn für historische Wahrheit nicht abgekommen ist, das vollkommene Unrecht Josephs in seiner Vergewaltigung der Niederlande von staatlicher und kirchlicher Seite anerkannt und ausgesprochen. Ottokar Lorenz, Professor in Jena, hat in dieser Richtung entschieden den landläufigen Romanhistorikern die geschichtliche Wahrheit entgegengestellt. Joseph II. hat die Verfassung der Niederlande (Joyeuse Entrée) in unverantwortlicher Weise gebrochen, das Volk um die von ihm beschworenen Rechte und Privilegien gebracht und durch rücksichtsloses Vorgehen in seinem absolutistischen Reformiren alle Stände des ganzen Landes erbittert. Der Verlust Belgiens für Oesterreich war die Frucht dieses nicht nur im höchsten Grade ungerechten, sondern geradezu auch unpolitischen und unsinnigen Vorgehens. Erst zu spät, auf seinem Todesbette mußte er den Abfall der Niederlande erfahren, eine Nachricht, die nach seiner eigenen Aeußerung nur seinen Tod schneller herbeiführte.

Wir wollen hier nur kurz anführen, daß die Bewohner der Niederlande keine Rebellen gegen ihren Landesfürsten waren, als welche sie von liberalen Historikern sehr ungerecht immerfort dargestellt werden, sondern daß sie das verbriefte, vom Landesherrn beim Antritte seiner Regierung beschworene Recht hatten: „jedem Fürsten, der ihre Freiheit verletzte, den Gehorsam so lange aufzusagen, bis er wieder innerhalb der Gränzen seiner beschworenen Pflichten zurückgekehrt war." Karl VI. hatte die Niederlande nur unter der Bedingung erlangt, daß sie durchaus bei ihren altherkömmlichen Rechten und Freiheiten erhalten würden. Maria

Theresia hatte dieselben gewissenhaft geachtet, Kaiser Joseph sie öffentlich beschworen.

Trotzdem versuchte der Kaiser die politische und kirchliche Verfassung der Niederlande in der verletzendsten Weise umzustoßen, wodurch er die wohlberechtigte Nothwehr dieser ganzen Nation herausforderte. Das hatten seine dem Maurerbunde angehörigen Rathgeber auf dem Gewissen, die den Kaiser wie ein Werkzeug behandelten und ihn auf die abschüssige Bahn hinstellten mit der Versicherung, es werde die ganze Procedur ruhig verlaufen. Der Schreiber dieses hat die geheime Correspondenz des Großmeisters der Freimaurer in Wien, Baron Kresel, mit dem königlichen Rath Dusour in Brüssel aufgefunden und publicirt *), wodurch die Revolution in Belgien in ihren Grundzügen enthüllt worden ist.

Joseph hatte das Unglück, bei seinen Plänen, wenn er auch durch die aufrichtigsten und wohlwollendsten Rathgeber auf das nothwendige Mißlingen derselben aufmerksam gemacht wurde, dennoch obstinat zu verharren. Der Cardinal Graf Frankenberg suchte den Kaiser wiederholt in der eindringlichsten Weise über sein Unrecht und die traurigen Folgen seines Vorhabens aufmerksam zu machen — der Kaiser behandelte den edlen Mann dafür als Hochverräther. Joseph wollte mit Militärgewalt die Reform durchführen, es wurde unter das Volk und unter die Studierenden hineingeschossen; dies grausame Vorgehen erbitterte die Niederländer so sehr, daß ein allgemeiner Aufstand dem Kaiser die Antwort auf sein Unternehmen gab, und die Niederlande auf ewige Zeiten für Oesterreich verloren gingen.

17. Der Tausch Belgien's für Baiern. Bei seinem Versuche Belgien mit Baiern umzutauschen, war der Kaiser eben so unglücklich wie bei seinen Reformbestrebungen in den Niederlanden. Karl Theodor Kurfürst von Pfalz-Baiern lebte mit den ererbten Baiern auf sehr gespanntem Fuße; Baiern gegen die Niederlande, eine Königskrone gegen sein Kurfürstenthum einzutauschen schien ihm ein sehr plausibler Handel. Joseph II. hätte wieder sich mit dem Besitze Baierns als an Oesterreich angrenzend arrondiren können. Rußland war dafür, Frankreich nicht entgegen. Aber Preußen stiftete gegen diesen Plan den „Fürstenbund" **)

*) Der Humor in der Diplomatie ꝛc., 2 Bd. S. 250 ff.

**) Die oben angedeuteten Vorgänge aktenmäßig geschildert in Joseph II. von S. Brunner, 2. Auflage S. 97 bis 117.

(13. Juli 1785), in welchem den kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten ihr Fortbestehen garantirt wurde. Durch diesen Bund waren diese Fürsten für Preußen gewonnen und die Macht und das Vorhaben Joseph II. zugleich ruinirt.

18. Das Toleranzedikt. Eben so unglücklich war der Kaiser mit dem Toleranzedikt. Er hatte den besten Willen dabei, was alle Anerkennung verdient, aber die Art der Ausführung konnte nur Unfrieden und Zerwürfnisse stiften. Die Apostel der damaligen Aufklärung wollten nur eine einseitige aber keine gegenseitige Toleranz, die katholische Kirche sollte alle möglichen Confessionen toleriren, sie selber aber sollte nicht mehr tolerirt werden, sie sollte sich allen Insulten, Injurien, auch der völligen Beraubung gegenüber passiv verhalten, und es nie und nimmer wagen die Anstürmer gegen dieselbe zurückzuweisen. Die Aufklärer drangen mit dem Banner der Toleranz bewaffnet in die Klöster ein, verjagten ihre Bewohner, warfen ihr Eigenthum in das große Sieb des Staatsschatzes und pflegten meist bei dieser Manipulation den eigenen Säckel nicht zu vergessen. Großhoffinger, einer der größten Lobredner Joseph II., kann nicht umhin bezüglich der Wirkung des Toleranzpatents folgendes Geständniß zu machen: „Die Toleranzgesetze Josephs erregten bei den Akatholiken einen übermäßigen Freudentaumel, der sie zu Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion oder die der Mehrzahl wurde von ihnen aufs Unanständigste beleidigt, ihre Priester verspottet und so Thätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderseitiger Intoleranz hervorgerufen."

Aus dem letzten Satz dieses „Historikers fürs Volk" ist zu ersehen, daß die Katholiken deßhalb intolerant gescholten wurden, weil sie die ihnen angethanen Insulte nicht mit Schafsgeduld ertragen wollten.

Wie Joseph aber auch trotz seines Toleranzpatents keinen Spaß verstand, das läßt sich aus hunderten von eigenhändigen Verfügungen desselben nachweisen. Nur beispielsweise einige davon.

Es gab zu jener Zeit auch schon Confessionslose. Nach seinem System hätte er auch diese dulden sollen. So wollte er aber sein Patent nicht ausgelegt haben. „Vortrag 19. August 1786". „Die von dem Brünner Kreisamte vorgenommene Untersuchung wegen einiger in dem Ansiedlungsorte Zaisendorf sich befindlichen Familien, die sich zu keiner der tolerirten Religionen bekennen, betreffend. Resolution: Diese sind lediglich wie die

Deisten zu behandeln; denn ob man einen Gott ohne Religion, oder eine Religion ohne Gott behauptet, so ist eines so absurd wie das andere. Indessen sind die Männer mit 24 Stockstreichen und die Weiber mit 24 Ruthenstreichen sogleich zu belegen, weil sie sich unterstanden haben, sich so zu benennen und sie sind dann nach Hause zu schicken. Sollten sie dennoch in ihrem Irrthum beharren und sich zu keiner Frequentirung eines oder des andern Gottesdienstes der geduldeten Religionen herbeilassen, so sind sie ohne weiteres nach dem Beispiel der Deisten an das Militär nach Ungarn zur Vertheilung abzugeben, ihre Häuser und Grundstücke müssen aber während der Minderjährigkeit ihrer sämmtlichen zurückgebliebenen Kinder durch eigene bestimmte Vormünder besorgt werden, sowie auch die Herrschaft auf den Unterricht und die Verpflegung dieser Kinder zu sehen haben wird."

Aus diesen wie aus unzähligen andern Resolutionen ist zu entnehmen, wie diese Toleranz durch Stock- und Ruthenschläge und auch durch andere noch eindringlichere Zwangsmaßregeln sich außerordentliche Einschränkungen gefallen lassen mußte.

18. Wie die Toleranz verstanden worden ist. Statt hunderten von Beispielen, was man zu jener Zeit von oben unter Toleranz verstanden, nur eines. Um ja nicht parteiisch zu erscheinen, wollen wir einen der ersten Lobredner Joseph II. wörtlich vernehmen. Der Protestant Geisler erzählt (IV. 191) 1783: „Joseph will Toleranz und schlägt Intoleranz zu Boden, will es nicht durch Güte gehen — mit Gewalt. Folgende Begebenheit mag davon einen Beweis geben. In Lobkowitz unweit Melnik verstarb ein Hussit, welchen die katholischen Bauern nicht wollten auf ihrem Friedhof begraben haben. Sie zwangen den Bruder des Verstorbenen unter Bedrohung des Todtschlagens den Körper auf seinem Acker einzuscharren. Nach geschehener Einberichtung wurden zwei Kommissäre von Prag dahin abgeschickt, um der Beerdigung auf dem kathol. Friedhof anzuwohnen, welche die Bauern aber nicht gestatten wollten. Darauf wurden 30 Mann Grenadiere dorthin beordert, und als die Kommissäre unter dieser Bedeckung mit dem Todten nach dem Kirchhof kamen, verwehrten die durch die gezogenen Sturmglocken bis 60 zusammengerotteten Bauern den Eingang. Die Grenadiere wollten durchbrechen, die Bauern wehrten sich; man feuerte blind, endlich scharf und es gab auf beiden Seiten Verwundete. Unterdessen nahmen die Weiber den Leichnam und warfen ihn in die

Elbe, und er schwamm einige Dörfer hinab, wo er sodann bei dem letzten aufgefangen und ohne Verweigerung beerdigt wurde. Hierauf erging der allerhöchste Befehl: „Der Körper des Verstorbenen sollte auf katholischem Gottesacker begraben werden.“ Zu diesem Zwecke wurden in der Prager Garnison von jeder Kompagnie 60 Mann Infanterie nebst 30 Dragonern ausgehoben, welche des Nachts von Prag abmarschirten und mit dem anbrechenden Tage zu Lobkowitz und den nahe liegenden Dörfern ankamen. Der Todte wurde ausgegraben, nach seinem Dorfe gebracht und ohne Widerstand begraben. Von den Bauern wurden viele geschlossen und arretirt nach Prag gebracht, um ihre Strafe für ihre Widerspänstigkeit zu erhalten. In den Dörfern blieben kleinere Kommandos zurück, die übrigen gingen wieder zu ihren Regimentern. Dieser mag wohl der erste Bauer sein, der unter Paradirung von 600 Mann begraben worden ist.“ — So Geisler, der mit diesem Verfahren nicht nur einverstanden ist, sondern es noch sehr lobenswerth findet.

19. Die Begräbnißfrage. Diese Gewaltmaßregeln sind jedoch nicht vereinzelt geblieben, vielmehr nahmen sie in der Folge eine sehr bedenkliche Wendung und Joseph wurde durch förmliche Aufstände gezwungen seine Verordnungen wieder zurückzunehmen.

Wir wollen in dieser Richtung nur das Beerdigungsgesetz als eklatantes Beispiel anführen, welches durch Rücksichtslosigkeit gegen christliche Pietät und Verehrung der sterblichen Ueberreste hingeschiedener Mitmenschen in allen Provinzen die größte und erbittertste Mißstimmung hervorgerufen hat. Im Jahr 1782 verordnete Joseph, es sollen die todten Körper in den Truhen, um sie geschwinder der Verwesung zuzuführen, mit Kalk bestreut werden, daß man nicht so vieler und großer Friedhöfe bedürfe. — Es kommen nun Klagen aus allen Provinzen — darüber wurde Joseph nur noch mehr gereizt und erließ 1784 eine Resolution: 1. die Körper sämmtlicher Verstorbenen sollen in Säcke eingenäht, 6 Schuh tief in die Erde gelegt (ohne Truhe) und mit Kalk bestreut werden. 2. in allen Pfarren sollen allgemeine Truhen in verschiedenen Größen für jeden angeschafft werden, wer nicht kann eine eigene besorgen, jedoch darf der Todte nicht mit derselben begraben werden, sondern sie muß dem Todtengräber verbleiben u. s. w.

Diesmal kehrte sich die ganze öffentliche Meinung gegen den Kaiser; es waren sogar an vielen Orten deßwegen Aufstände ausgebrochen. Selbst der Lobredner Geisler gesteht (VI. 229): „Die

neue Beerdigungsart ohne Särge ist noch zur rechten Zeit abgeschafft worden, sie hätte sonst zu allerhand Unfug Gelegenheit geben können. In einem böhmischen Dorfe waren die Bauern wirklich deßwegen aufrührerisch geworden, ihren Pfarrer und Todtengräber, welche beide den kaiserlichen Befehl strenge hielten, hatten sie tüchtig abgeprügelt und mußten durch ein Kommando Soldaten wieder zur Ruhe gebracht werden". Der liberale Historiker und Lobredner Josephs sagt hierüber: „Das bewog den Kaiser endlich die Maßregeln fallen zu lassen. Er that dies nicht ohne jenen Anflug von Empfindlichkeit, mit welcher eine wohlgemeinte aber mißdeutete Absicht das Feld zu räumen pflegt."

Das interessante, Bitterkeit athmende Handbillet der Rücknahme dieses Gesetzes lautet: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der lebenden Leute noch so materialistisch sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihr Körper langsamer faule und länger ein stinkendes Aas bleibe, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich wollen die Leute begraben lassen, ich will Niemand zwingen vernünftig zu sein und jeder kann frei thun, was er für seinen todten Körper im Voraus für das Vernünftigste hält." Darauf schrieb ein damaliger Lobredner Josephs: „Dieses Handbillet, welches wohl unendlich mehr Eindruck hätte machen müssen, wenn der große Haufen denken könnte, that weiter keine andere Wirkung, als daß die Oesterreicher eilig zum Tischler liefen und sich neue Särge bestellten."

Der Kaiser ist bei diesen seinen Verordnungen durch die Principien zu entschuldigen, welche damals betreffs Vermehrung des „Nationalreichthums und der Nationalökonomie" geherrscht haben. Die von ihm zuerst befohlene Begräbnißart sollte dem Feldbau (durch das geringere Ausmaß der Friedhöfe) weniger Boden entziehen, und die spätere durch Holzersparniß (indem auf die Särge zu viel Holz aufgeht) der Verwüstung der Wälder Einhalt thun.

20. Die Judenfrage. Auch an die Juden war der Kaiser mit seinen Reformprojekten herangekommen. Die Verfügungen, welche Maria Theresia in Betreff der Juden in Böhmen getroffen,*) bezeugen, daß ihre strengen Maßregeln keineswegs aus Religionshaß, sondern aus der sozialen Stellung der Juden den Christen gegenüber hervorgegangen sind. Diese Verfügungen athmeten Humanität,

*) Die Mysterien der Aufklärung von S. Brunner S. 388 ff. und Joseph II. 2. Auflage S. 138 ff.

aber sie waren den Juden, die im Trüben fortfischen wollten, nicht angenehm. Die Juden sollten feste Namen annehmen und auf festen Domicilien sich aufhalten. Das war den nomadischen Abweidern nicht genehm. Joseph wollte auch die Juden aufklären und sie dem Staate nützlich machen. Wenn er auch hier in der Wahl der Mittel nicht glücklich war, so ist nur seine Unkenntniß des Charakters dieser Nation als Ursache anzusehen. Seine Absicht war aber bei alledem nicht, die jüdische Nation in den Erbländern mehr auszubreiten, sondern sie dem Staate nützlich zu machen. Er erklärte: „Die Kanzlei und die Stellen würden überhaupt meiner Anordnung die unrichtigste Auslegung geben, wenn sie deren Absicht dahin zu gehen vermeinten, durch die verwilligten Begünstigungen die Judenschaft, so wie sie jetzt in meinen Staaten, noch mehr zu vermehren, oder ihrer Bevölkerung, wenn sie nicht nutzbarer wird, einen weiteren Zuwachs zu verschaffen." Er wollte die Juden „mit Ausrottung der dieser Nation eigenen Vorurtheile aufklären, und sie entweder zu Christen bilden, oder doch ihren moralischen Charakter bessern und sie zu nützlichen Staatsbürgern ausbilden". Es war sein Lieblingsplan die Juden zum Ackerbau heranzuziehen. Sie sollten aber das ihnen gewährte Land mit eigenen Händen bebauen. Dieses sein Vorhaben, welches sehr wohlgemeint war, mußte mit Eklat scheitern — seine humanitären Anschauungen vom ganzen Judenthum waren von einem großen Irrthum, weil von ebenso großer Unkenntniß des ganzen jüdischen Wesens befangen.

Wenn wir dieses Thema hier etwas weitläufiger behandeln, so hat dies seinen Grund. Eben jetzt die Judenfrage ganz Europa in Bewegung, und wir können hier den Beweis liefern, daß selbst unter den Aufklärern der josephinischen Zeit noch so viel Einsicht vorhanden war, zu sehen, wohin die Judenherrschaft endlich führen mußte. Die Christen wurden in Kriegen zu Tausenden todtgeschlagen, während die Juden bequem ihren Geschäften nachgingen. Schon damals bemerkte hierüber ein Autor:*) Wenn die Rede war, der jüdischen Nation die Freiheit wie den Christen zu ertheilen, Handwerke und Künste zu erlernen, und ihnen alle gleichen Rechte und Freiheiten mit den übrigen Einwohnern des Staates zu gewähren, so stellte man sich für die Zukunft die übelsten Folgen vor. Man sagte, wenn nur binnen 20 toleranten Jahren die in

*) Beweis daß heutzutage die Juden zu Kriegsdiensten ebensowohl verpflichtet sind als die Christen. Wien bei Joseph Rafel 1788.

alle bürgerlichen Rechte eingesetzten Juden, die jüdischen Handwerker und Künstler in den Städten sich ansehnlich vermehren und ihre Kinder ruhig, ohne vom Kriege verzehrt zu werden, groß wachsen — in diesen 20 Jahren aber ein- oder wohl gar zweimal ein Krieg wie der von 1756 oder 1762 wüthet und die christliche junge Mannschaft aufreibt, so müssen unumgänglich ganze Städte und Dörfer in jüdische Hände fallen. Die nach dem Kriege aufwachsenden Christen werden alsdann nicht so leicht ein Etablissement finden, die in dem Krieg übrig gebliebenen und nun zurückkehrenden Bauern werden keinen Hof finden, sondern dienen müssen, vielleicht auch nicht mal einen Dienst bei einem jüdischen Bauern bekommen, wegen der Menge der aufgewachsenen und im Kriege nicht todtgeschlagenen jüdischen Knechte u. s. w.

Derselbe Autor handelt im 3. Abschnitt: „von der Nothwendigkeit die Juden in den k. k. Ländern mit den nämlichen Pflichten für den Staat zu belegen, welchen die christlichen Unterthanen unterworfen sind." — —

In der Theorie ist jetzt auch die Gleichheit der Pflichten auf dem Papier proklamirt — da entziehen sich nun die Juden durch Flucht, List, Bestechung und andere Künste zu Tausenden dem verhaßten und gefürchteten Militärstande. Die amtliche Wiener Zeitung vom 22. Juli 1859 (zu einer Zeit, in welcher die offizielle Presse noch nicht in jüdischen Händen und von Juden von oben her geleitet war) bringt nur aus einem einzigen (dem Zloczower) Kreise allein die Namen von 100 jüdischen Rekrutierungsflüchtlingen. Juden, welche dem Dienst nicht entfliehen können, wissen sich als Aerzte, Kanzleibeamte u. s. w. in Stellungen einzuschmuggeln, in denen sie vor dem eigentlichen Kombattantendienst gesichert sind. Statistische Ausweise über diesen thatsächlichen Umstand werden hartnäckig verweigert und durch die bekannten Künste der Betheiligten vereitelt.

Wie schon zu Josephs Zeiten die strenge, über das Treiben der Juden wachende Kontrole nur in etwas gewichen war, auch schon in einigen Jahren die Präponderanz der sich hervordrängenden Juden bemerkbar geworden, das bezeugt selbst der höchst liberale Lobredner Josephs, Geisler (II. B. S. 189). Es heißt beim Jahre 1786: „Seit der Einführung der Toleranz sieht man die Juden immer mehr auch mit Leuten von bon ton vermischt, und wie man sonst in allen Gesellschaften einen Geistlichen antraf, so findet man

jetzt fast überall einen Juden, der so lange vorschießt, so lange es bei der Familie etwas zu verhypotheciren gibt."

Es muß betont werden, daß der Berichterstatter ein Aufklärer war, und daß die Stimmung gegen die Juden nicht in ihrer Religion (wie sie so gerne immer glauben machen wollen), sondern in ihrer Handlungsweise sich begründet. Wie das immer so gewesen ist, das bezeugt auch der berühmte Professor Riehl*): „In manchen Rheinischen Städten überwuchsen die arbeitsrührigen (in der Handelsarbeit) Juden das lässige Christenvolk dergestalt, daß zu befürchten stand, sie würden alle Bürger zuletzt aus der Stadt hinausarbeiten. Gegen diese Concurrenz half man sich im Stile des 11. Jahrhunderts dadurch, daß man die Juden todtschlug. In manchen Städten war es gewiß nicht blos Glaubenshaß, sondern zugleich eine barbarische Nothwehr, welche zu dem Judenmord trieb. Selbst in unseren Tagen gilt der gewaltthätige Judenhaß revolutionärer Bauern nicht dem Judenglauben und der Judensitte, sondern der Judenarbeit, dem Schacher, der schon so manchen Kleinbauer aus dem Lande hinausgearbeitet hat."

Das Resultat der Bemühungen Josephs, die Juden auch in den staatsbürgerlichen Organismus als taugliches Triebwerk einzureihen, ist nur ein Beweis, daß der Kaiser auch diese Frage nicht verstanden hat — obwohl er sich über die Juden in seinen Resolutionen in sehr abfälliger Weise ausgesprochen, immer aber auch von seinem Regierungstalent ganz überzeugt war, er könne aus der Judenschaft zu einem Theil „nützliche Staatsbürger" durch seine Gesetzgebung heranziehen.

22. Die letzte Lebenszeit. Nun haben wir Joseph II., in so weit es der engbemessene Raum gestattet, in Wahrnehmung verschiedener Regierungsangelegenheiten nach Innen und nach Außen kennen gelernt und wollen nun einige Nachrichten über die letzten Jahre seiner Regierung und über sein Ende bringen.

Schon im Jahre 1788 war Joseph aus dem für ihn und sein Reich unglücklichen Türkenkrieg krank und gebrochen zurückgekehrt. Als im folgenden Sommer sein Befinden sich ernstlich verschlimmerte, dachte der Kaiser an sein nahes Ende und schrieb Abschiedsbriefe an Freunde und Vertraute.

In einer Antwort an Kaunitz, welcher den Kaiser brieflich über den Verlust der Erzherzogin Elisabeth zu trösten suchte, er-

*) Die deutsche Arbeit. Stuttgart — Cotta 1861 S. 64.

widert Joseph unter anderm: „Ich bin von dem Ausdruck ihrer Theilnahme innig gerührt. Allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung anders thun, als mich derselben unterwerfen.“ In seinen letzten Lebensjahren hatte der Kaiser viele Abende im Kreise hochgebildeter Frauen aus dem höchsten Adel zugebracht. Es waren dies die verwittweten Fürstinnen Franz und Karl Liechtenstein, Kinsky und Clary und die Gräfin Kaunitz. In dieser Gesellschaft wechselten ernste Besprechungen über Wissenschaft und Künste mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Nur auf Politik hat sich Joseph mit diesen Damen nicht eingelassen. So oft eine oder die andere ein solches Thema anschlagen wollte, wurde sie vom Kaiser kurz und derb abgefertigt. Der Abschiedsbrief, den Joseph an diese Frauen schrieb, legt Zeugniß ab von seiner Gemüthlichkeit und auch von seiner Religiosität. Er lautet:

„Mein Ende nahet heran. Es ist Zeit Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse und angenehme Feinheit zu bezeugen, die Sie mir während so vieler Jahre, die wir mitsammt in Gesellschaft zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen mit Ihnen umzugehen ist das einzige verlustliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank anerkennen; nur im Vertrauen auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können, sie beweist meinen Zustand. Joseph.“

Dieser Brief ist eine der rührendsten Kundgebungen des Kaisers und ist zugleich ein Beleg für das schöne und lautere Verhältniß, in dem er zu diesem Frauenkreise gestanden.

23. Der Tod Josephs. Wir lassen über die letzten Tage und den Tod des Kaisers geflissentlich Heyne, einen Protestanten und entschiedenen Feind der katholischen Kirche, sprechen:

„Am 19. Februar 1790 fühlte er sich schon sehr schwach. Er sagte zum Fürsten Dietrichstein, mit welchem er auch über Staatsangelegenheiten gesprochen: Es ist Zeit, daß wir abbrechen, wir haben uns zum letzten Male gesprochen! Er hatte an diesem Tage noch über 80 Aktenstücke unterfertigt.

Noch am Abend dieses Tages beschäftigte er sich mit Staatsangelegenheiten. Plötzlich aber hielt er inne, entließ seinen Sekretär und sagte zu seinen Aerzten in lateinischer Sprache (deren er sich zu bedienen pflegte, wenn Jemand von der Dienerschaft im Zimmer war): Es wird nicht lange mehr dauern, ich fühle den Kampf in meinem Innern, leisen Trittes naht sich der Tod. Nach diesen Worten ließ er den Beichtvater eintreten, welcher die Gebete begann. Während der Gebete entschlummerte er auf kurze Zeit, redete bei seinem Erwachen etwas irre, erholte sich aber doch bald wieder und bezeichnete seinem Beichtvater die Gebete, die er ihm vorlesen sollte. Dies dauerte bis gegen Mitternacht. Dann rief er: Herr, der Du mein Herz kennst, ich rufe Dich zum Zeugen an, daß alle meine Befehle und Unternehmungen einzig und allein auf das Wohl meiner Unterthanen abzielten. Dein Wille geschehe! Nach Mitternacht fühlte er ein Abnehmen des Gehörs und bald auch des Gefühls. Da sagte er zu seinem Beichtvater: Lassen Sie mich ein wenig ruhen, ich werde Sie wieder rufen lassen.

Früh gegen 5 Uhr am 20. Februar traten die Aerzte wieder leise ins Zimmer ein. Der Monarch war bei völliger Besinnung. Störk untersuchte seinen Puls und fand ihn beinahe nicht mehr. Er machte den Patienten darauf aufmerksam, daß sein Beichtvater (ein Augustiner) noch im Nebenzimmer harre. Dieser mußte wieder an das Sterbebett kommen und Gebete vorlesen. Einige der eindringlichsten Worte betete der sterbende Joseph noch leise nach. Endlich sagte er mit schwacher Stimme: Jetzt fühle ich die Annäherung des Todes . . . . in Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist! . . ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben. Nach den letzten Worten zuckte er dreimal zusammen und hauchte gleich darauf seine schöne Seele aus". — —

Früher schon wurden dem Kaiser die Sterbesakramente auf sein eigenes Verlangen gereicht. Folgende Stelle aus Winkhlers Trauerrede im Dom zu Gratz (9. März 1790) ist aus wahrheitsgetreuen Berichten hervorgegangen: „Er, der Monarch, da er sich seinem Tode nahe zu sein empfand, nachdem er mit dem Empfange der Sakramente sich zu seinem letzten Gange ausgerüstet hatte, warf sich auf seine Kniee vor dem Cruzifixe, er legte dort in seinen Gebeten zu den Füßen des gekreuzigten Erlösers seine Kronen nieder, entblößt von jedem Schmucke verbirgt er sich im Staube als ein eifervoller Büßer und sprach: Herr, ich rufe dich zum Zeugen an

der du mein Herz innerst kennest, daß alles was ich that und befahl, zum Besten meines Volkes war, und daß ich nichts Böses gemeint habe. Ich habe vieles gefehlt, darum bitte ich Dich, vergib mir"! Um sich seinem Heiland möglichst ähnlich zu machen, befahl er dem Priester, den er zum Troste an seiner Seite hatte, ihm die Worte vorzusagen: Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist. Und da ihm diese Worte wiederholt wurden, gab er nach einem dreimaligen Schluchzen seinen Geist auf."

Um die Standhaftigkeit, mit welcher der Kaiser sein herbes Geschick ertragen, würdigen zu können, muß man die Seelenqualen, welche kurz vor seinem Tode über ihn hereingebrochen, sich lebendig vor Augen stellen. Die Beziehungen zu den nachbarlichen Mächten waren aus den Fugen, Preußen wiegelte die Polen gegen Oesterreich auf, schürte Unruhen in allen Theilen der Monarchie, preußische Sendlinge und Beamte unterstützten die Revolution in den Niederlanden, den ungarischen Malcontenten gestattete man in Berlin die Aufwiegelung Ungarns zu berathen, und Preußen war daran Oesterreich den Krieg zu erklären.

24. Oesterreichs Zustand bei Josephs Tod. Wir wollen eine ruhige Darstellung der Verhältnisse in Oesterreich bei Josephs Tod von dem Historiker Jäger vernehmen. „Im Innern der österreichischen Länder herrschte an einigen Orten volle Anarchie, in allen Mißvergnügen und Aufregung. Belgien war bereits verloren, Ungarn daran seine eigenen Wege zu gehen, Tirol fast im Aufstande wegen Schmälerung seiner verfassungsmäßigen Rechte und wegen all der politischen und kirchlichen Neuerungen; in den vorderösterreichischen Ländern theilweise Bauernaufstände, Galizien, Böhmen, Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen und die Lombardei voll Klagen und Beschwerden und Schwierigkeiten, theils wegen des Steuerdrucks, am allermeisten überall wegen der Beschränkung oder gänzlichen Beseitigung des verfassungsmäßigen Organs der Länder, der Provinziallandstände. Am 28. Januar 1790 hatte Joseph den Widerruf seiner Neuerungen für Ungarn unterzeichnet, und damit zugleich Regierung und Verfassung dieses Landes wieder hergestellt, wie er selbe 1780 vorgefunden. Fortbestehen blieben nur die kirchliche Toleranz, die Einrichtungen betreffs der Seelsorge und das Verhältniß der Unterthanen zu den Grundherrschaften. Gleichzeitig sandte Joseph einen Courier nach Tirol, um auch dort seine Neuerungen zu widerrufen,

Digitized by Google

die Aufregung zu dämpfen. Den Niederlanden wurde die Zurücknahme aller Ordonanzen des Kaisers zum dritten Mal durch Kobenzl versprochen, [illegible] zu spät. Der Abfall der Niederlande war nicht mehr rückgängig zu machen.

Wenn man all diese Umstände in Erwägung zieht, so läßt sich denken, welche Seelenqualen der Kaiser in den letzten Tagen seines Lebens neben den Leiden seines Körpers durchmachen mußte!

Er war der Freimaurerei nicht hold und wollte ihre Macht eindämmen, als ihn dieselbe schon überflügelt hatte. Er war auch dem sog. Rationalismus nicht freundlich gestimmt, denn seine Maßnahmen gegen die Deisten müssen in Anbetracht der Toleranzprinzipien des Kaisers geradewegs grausam genannt werden. Er war positiver Christ und wollte auch nicht aufhören Katholik zu sein. Er empfing die Sakramente während seiner Regierungszeit und begab sich jedes Mal selber zum damaligen Pfarrer in die Hauptpfarrei St. Leopold, der sein Beichtvater gewesen. Schreiber dieses hat noch die kleine Kapelle im jetzt demolirten Pfarrhofe mit dem Beichtstuhle gesehen, in welchem eine Inschrift von 1790 besagte: daß Kaiser Joseph in dieser Kapelle und in diesem Beichtstuhle das Sakrament der Buße zu empfangen pflegte.

27. Verschiedene Urtheile über Josephs Regierung. Joseph war der thätigste Monarch seiner Zeit und einer der arbeitsamsten Fürsten aller Zeiten. Dem Verfasser dieses sind tausende von Schriftstücken durch die Hände gegangen, die der Kaiser entweder selbst geschrieben oder seinen fünf Sekretären diktirt hatte und die von ihm unterschrieben wurden, die also aus des Kaisers Hand oder Mund gegangen sind. Er muß gering gerechnet täglich 8 bis 10 Stunden gearbeitet haben. Der Krieg gegen die Türken legte den Grund zu seinem Tode, die Sorgen und der Kummer über das Mißlingen seiner Pläne zehrten seine Kräfte auf.

Eine biographische Skizze in der damaligen „Deutschen Zeitung", von einem Protestanten abgefaßt und auch durchwegs protestantisch gefärbt (selbe wurde merkwürdiger Weise sogar in das Krönungs-Diarium Leopold II. aufgenommen), läßt uns auch die Stimmung der Protestanten bei des Kaisers Tod kennen lernen. Es mögen hier einige Stellen daraus folgen.

„Joseph war unter den Monarchen, welche die Staatsgeschiche als Beispiele des Unglücks auf dem Throne darstellt, gewiß einer der bewunderungswürdigsten. Menschenliebend ohne allgemein ver-

diente Gegenliebe, wohlmeinend und verkannt, eifrig ohne Wirkung, arbeitsam ohne Lohn, unterrichtend ohne Erfolg, hell und edeldenkend ohne Segen — so schien dieser große Mensch und Fürst, obgleich mit allen erforderlichen Regentenkenntnissen, Talenten und Gesinnungen ausgerüstet, mehr zur Belehrung der Nachwelt, als zur Beglückung seiner Zeitgenossen von der Vorsehung berufen zu sein, so war sein ganzes Leben eine Kette von Widerwärtigkeiten, gekränkten Neigungen, vereitelten Wünschen und Entwürfen." Nach einem ausführlichen Lobe über Gleichstellung aller Menschen, gleiche Gerechtigkeitspflege für alle Stände, Einführung der Toleranz, Abschaffung der Leibeigenschaft und Naturalfrohnen, Einführung neuer Gesetzbücher und Gerichtsordnungen heißt es: „Er arbeitete rastloser und emsiger in allen Fächern selbst als der fleißigste seiner Dekasterianten und sein großes Ziel die Staatsmaschine immer einfacher, zusammenhängender und gleichförmiger zu machen, so daß er gleichsam im Mittelpunkte das Ganze zu allen Zeiten bis in die kleinsten Theile übersehen und durch seinen Willen lenken könne, strebte er mit unvergleichendstem Eifer und anhaltender Standhaftigkeit zu erreichen."

Was nun dieser gute Lobredner als besonderes Verdienst an Joseph anrühmt — das Centralisirenwollen, das brachte ja eben die Monarchie zum Auseinanderfalle.

Als Joseph II. 1765 Kaiser wurde, begann er seine Laufbahn mit glänzenden Thaten. „Die von Franz I. hinterlassenen Schätze, welche an 159 Millionen Kaisergulden an Kapitalien und Kostbarkeiten geschätzt wurden, verwandte er größtentheils zur Bezahlung von Staatsschulden. Er verabschiedete die italienischen und französischen Schauspieler und viele andere ausländische Diener. Er ließ das überflüssige Wild, wo es den Unterthanen Schaden that, wegschießen und befahl den Gutsbesitzern, welche Jagden hatten, solches zu thun, widrigenfalls er es durch seine Jäger und durch Bauern thun lassen würde. Er ließ durch eine ausdrückliche Verordnung alle Schleichwege zu Ehrenstellen verbieten und erklärte, daß er weder Memoriale noch Empfehlungen aus den Händen seiner Hofbedienten annehme, sondern bei Beförderungen blos auf bekannte Verdienste und auf Zeugnisse der Vorgesetzten achten würde. Er ließ sich ein Verzeichniß von den ungeheuren Pensionen entwerfen, die seine Mutter zahlte, und ihre Beschaffenheit untersuchen. Er verbot verschiedene Hazardspiele und gab verschiedene neue

Polizeiverordnungen. Seine größte Sorgfalt aber war auf Verbesserung des Kriegswesens gerichtet, worin er den Rathschlägen des Generals Lascy vorzüglich folgte.*) Uebrigens bekümmerte er sich um alles selbst, ging ohne Zeichen seiner Würde überall hin und sah selbst, redete mit Jedermann freundlich, ohne alles Ceremoniell, so daß er sich die allgemeine Liebe erwarb."

28. Schluß. Nachdem wir nun geflissentlich, um vollkommen unparteiisch zu sein, protestantische Lobreden des Kaisers angeführt haben, müssen wir wiederholt aussprechen, daß auch wir die edlen Gesinnungen und den besten Willen des Kaisers vollkommen anerkennen; er hat seine Laufbahn mit Glanz begonnen — es gab bei Hofe und in der Regierung allerhand Rost, welcher der Reinigung bedurfte, es fanden sich in den Regierungsmaschinen der Provinzen Uebelstände, welche beseitigt werden sollten, es war auch nothwendig, daß zur Hebung der Seelsorge auf dem Lande neue Pfarren errichtet und neue Pfarrsprengeleintheilungen in Aussicht genommen wurden — bei alledem aber müssen wir auch constatiren, daß der Absolutismus des Kaisers, mittelst dessen er rücksichtslos in den Organismus der Kirche einerseits und in den Organismus der Verfassungen und Volksvertretungen seiner Provinzen andererseits eingriff, sich und eine große Anzahl seiner Unterthanen nicht nur um die Früchte seines guten Willens brachte, sondern auch in seinen Reichen, die er mit beschworenen Verfassungen übernommen hatte, eine Erbitterung hervorrief, deren offen losgebrochene Thatsachen dem Kaiser seinen Tod erwünscht erscheinen ließen.

Jäger faßt die versuchte absolutistische Regierungsweise und die dadurch bei seinen erbitterten Völkern verursachte Unzufriedenheit, die bis zur Revolution gesteigert wurde, in folgende Schlußzeilen zusammen: „Joseph, der dem wirklichen Leben da, wo es seinen Theorien im Wege stand, keine Berechtigung zuerkannte, mußte mit demselben nothwendig in Streit und Kampf gerathen und es erleben, daß seine Theorien und Doktrinen gegen die Macht der widerstrebenden Ueberzeugungen, Sitten und Rechtsansprüche der Völker selbst mit Despotismus nicht geschützt werden konnten?"

*) der leider im Kriege gegen die Türken seine eklatante Unfähigkeit als Heerführer bewiesen; der im Großen klein war, und sich im Kleinen dafür groß zu machen suchte. In Adjustirung, Exereiren, Formenwesen — konnte er ungehindert schalten und walten, aber dem Feinde gegenüber, wo er sich hätte als Feldherr erproben sollen, war er weniger als eine Null.

Der Peterspfennig.

Eine hiſtoriſch-politiſche Betrachtung und Mahnung.

Von

A. M. v. Steinle.

Die Kirche Gottes auf Erden iſt, weil für, unter und durch Menſchen gebildet, zwar eine von Gott geſtiftete, in gewiſſem Sinne aber menſchliche Inſtitution; ſie iſt nicht Menſchenwerk, aber ſie beſteht aus Menſchen, ſie wirkt in der Zeit für die Ewigkeit. Die Kirche iſt nicht eine über dem Irdiſchen ſtehende, unſichtbare Einrichtung, eine nur geiſtige Vereinigung in einem göttlichen Gedanken zu einem ewigen Ziele, ſie iſt in Wahrheit die großartigſte Corporation von Menſchen, die auf dieſer Welt exiſtirt. Sie wirkt, indem ſie die göttlichen Gnaden unter Menſchen vermittelt, indem ſie die ihr anvertrauten Lehren predigt, indem ſie die Sacramente ſpendet, äußerlich durch menſchliche, natürliche Mittel. Sie bedient ſich zur Vermittlung der Lehre der menſchlichen Sprache, des geſchriebenen Wortes; ſie ſpendet die übernatürliche Gnade der Sacramente durch äußere Zeichen, die auch ſonſt im menſchlichen Leben eine analoge natürliche Bedeutung haben. So hat es ihr Stifter angeordnet, weil er eine ſichtbare, leibhaftige, lebensvoll wirkende Anſtalt gründen, nicht nur einer Idee Daſein geben wollte. Eine einfache Naturfolge aus dem Weſen der Kirche als Corporation iſt die, daß ſie organiſirt iſt und regiert wird. Eine einfache Folge hiervon aber iſt es, daß die Kirche zur Erfüllung ihrer Regierungsaufgabe Mittel, ſagen wir glatt heraus, des Geldes, bedarf.

Sobald ſich ein auch nur kleiner Verein bildet, iſt das erſte, daß er ſich organiſirt, ſich Geſetze, Statuten und einen Vorſtand giebt; das zweite iſt allemal, daß ein Vereinsbeitrag feſtgeſetzt wird, aus welchem die nothwendigen Vereinsausgaben beſtritten werden. Und doch hat man niemalen ſo ſeichte und kindiſche Einwendungen gegen die Güter der todten Hand, gegen die „Kollecten“ und insbeſondere gegen die Sammlungen des „Peterspfenniges“ gehört, als in unſerer

Zeit der Vereinssintfluth. Während der liberale Philister in zwanzig Vereinen Beiträge zahlt und sehr erstaunt wäre, wenn man ihm das für sehr überflüssig erklären wollte, schimpft er auf die Habgier des päpstlichen Stuhles und rechtfertigt sein Geschimpfe höchstenfalls durch Citiren des Gassenhauers: „Der Papst lebt herrlich in der Welt".

Angesichts des bevorstehenden Jubiläums und der erneuten Aufforderung unserer Bischöfe, einen außerordentlichen Peterspfennig zu spenden, dürfte es nicht unzeitgemäß sein, den päpstlichen Staatshaushalt, soweit dies angängig ist, zu beleuchten und dem gegenüber die Pflicht der Katholiken zu erwägen.

Nach einer Durchschnittszusammenstellung des Marchese Camposanto im fünften Hefte des 107ten Bandes der historisch-politischen Blätter (März 1891) weist der päpstliche Staatshaushalt folgende Ziffern auf:

1. Zur privaten Verfügung des hl. Vaters	Lire	500,000.
2. für die Cardinäle	„	700,000.
3. für die armen Diöcesen	„	460,000.
4. Präfectur der apostolischen Paläste	„	1,800,000.
5. Staatssecretarie	„	1,000,000.
6. Beamtengehalte	„	1,500,000.
7. für Schulzwecke und die Ausgaben der päpstlichen Elemosineria	„	1,200,000.
	Lire	7,160,000.

Die Totalsumme dieses Staatshaushaltes fällt sofort durch ihre kleine Ziffer auf. Die Regierung der Kirche ist die umfassendste der Welt; der Papst selbst unbestritten der höchste Souverain. Freilich fehlt in diesem Staatsbudget derjenige Posten, welcher in den Budgets der weltlichen Staaten der größte ist: das Heereserforderniß. Dagegen enthält er in den zwei Posten: arme Diöcesen und Elemosineria zwei Ausgaben, welche in den Budgets weltlicher Staaten nicht vorzukommen pflegen und sofort auch hier daran erinnern, daß der hl. Vater als Souverain der Stellvertreter dessen ist, von dem der Apostel sagt: pertransiit benefaciendo, der Wohlthaten spendend umherwandelte.

Eine Betrachtung der einzelnen Etatsposten wird ergeben, wie überaus sparsam die päpstliche Staatsverwaltung ist.

Die halbe Million Lire zur Verfügung des hl. Vaters nimmt

ungefähr die Stelle der Civilliſte unſerer weltlichen Monarchen ein; ſie begreift aber auch alle weiteren Ausgaben, welche der hl. Vater perſönlich macht oder machen muß: Geſchenke an Souveraine, Ausgabe für Ordensinſignien, welche ausnahmsweiſe bei Dekorirung hochſtehender Perſonen dem Breve beigefügt werden *), Ankauf von Kunſtgegenſtänden, ſowie Spenden für wohlthätige Zwecke, inſoweit ſie nicht durch die Elemoſineria, ſondern unmittelbar aus allerhöchſter Entſchließung gegeben werden. Man wird ſich ſofort erinnern, daß um Weihnachten und gelegentlich ſeines Namensfeſtes der hl. Vater große Summen an die römiſchen Armen vertheilen läßt, die aus dieſem Budgetpoſten genommen werden. Vergleicht man dieſe Civilliſte des höchſten Souverains der Erde mit der anderer Souveraine oder auch mit der von „bürgerlichen“ Präſidenten von Republiken (der Präſident der franzöſiſchen Republik bezieht ein Gehalt von 1,200,000 Franken neben vollſtändig freier Lebenshaltung), ſo fallen wohl alle die Märchen über das Wohlleben der Päpſte über den Haufen. Dem hl. Vater iſt es nur dadurch möglich, mit dieſer kleinen Summe reiche Geſchenke zu machen, wie es ſeine Stellung gebietet, Kunſt und Künſtler zu unterſtützen und auch noch Almoſen zu geben, daß er ſelbſt für ſeine Perſon wahrhaft bedürfnißlos und apoſtoliſch einfach lebt. Es iſt allgemein bekannt, daß für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe per Tag nicht mehr als 5 Lire ausgegeben werden dürfen.

Der Poſten Nr. 2 Lire 700 000 für die Cardinäle iſt folgendermaßen zu verſtehen. Alle Cardinäle in curia, d. h. diejenigen Cardinäle, welche in Rom reſidiren, erhalten ihre Subſiſtenz vom hl. Stuhle. Die nicht in Rom reſidirenden Cardinäle ſind alle active Erzbiſchöfe oder ausnahmsweiſe Biſchöfe und erhalten auf den Titel Cardinal hin keinerlei Remuneration; ihr Einkommen iſt das ihres erzbiſchöflichen oder biſchöflichen Stuhles. Die in Rom reſidirenden Cardinäle ſind als Kirchenfürſten zu einer gewiſſen Hofhaltung verpflichtet. Sie müſſen eine angeſehene, ihrem Stande entſprechende Wohnung, welche mehrere Empfangsſäle und eine Hauscapelle enthält, haben; jeder Cardinal hält einen Secretär, der ein Geiſtlicher, zugleich ſein Hofcaplan iſt; er muß

*) Die Verleihung der päpſtlichen Orden geſchieht regelmäßig durch Breve, während es den Decorirten überlaſſen bleibt, ſich die Inſignien ſelbſt anzuſchaffen.

eine seinem Stand und Verkehr entsprechende Dienerschaft halten und, da das Ceremoniell verbietet, daß ein Cardinal in Rom selbst zu Fuß gehe, sich eines Wagens bedienen. Rom ist an und für sich eine theure Stadt. Da nun das Einkommen eines Cardinales, welcher ohne Nebenamt lediglich als Cardinal in curia lebt, Lire 20,000 beträgt, so kann man auch hier leicht sich berechnen, daß für die reinen Lebensbedürfnisse dieser Cardinäle mehr nicht erübrigt, als ein einfacher Pfarrer von seiner Pfründe bezieht. Nur etwa 10 bis 12 Aemter für Cardinäle gewähren deren Inhabern ein reichlicheres Einkommen, das aus den Einkünften dieser Aemter, Sporteln, Kanzleigebühren u. s. w. selbst entnommen wird; dahin gehören u. A. die Aemter des Decans des hl. Collegiums, des Cardinalexpedienten der Breven und des Generalvicars des heiligen Vaters.

Der dritte Titel „Lire 460 000 für die armen Diöcesen" ist ein sprechender Beweis für die traurigen kirchlichen Verhältnisse in Italien, dem Heimathsboden des Papstthums. Zumeist für italienische, ihres kirchlichen Vermögens beraubte Diöcesen muß der hl. Stuhl helfend eintreten, um für die Priesterseminare, undotirte Pfarreien und bischöfliche Tischtitel regelmäßige Unterstützungen zu gewähren. Indeß werden aus diesem Etatsposten, dem Charakter der Universalität der Kirche entsprechend, auch Unterstützungen an außeritalienische Diöcesen gegeben und zwar lediglich zu denselben Zwecken, um undotirte geistliche Stellen zu erhalten und für Heranbildung junger Kleriker.

Der Posten: Präfectur der apostolischen Paläste umfaßt die Verwaltung und Erhaltung sämmtlicher im Besitz des hl. Stuhles gebliebenen Paläste und Gebäude, der Museen und Gallerien sowie der vaticanischen Gärten.

Die Vorgänger des hl. Vaters haben in den apostolischen Palästen Institute für Kunst und Wissenschaft geschaffen, welche einzig in der Welt dastehen und durch die Weltstellung der Päpste Gemeingut der ganzen civilisirten Welt sind. Es ist gewiß eine Pflicht jeden Inhabers des päpstlichen Stuhles, dieses überaus kostbare Erbtheil zu erhalten und zu vermehren, und es ist aufrichtig zu beklagen, daß die Lage des päpstlichen Stuhles seinem jetzigen Inhaber, der sich durch Liebe und Sinn für Kunst und Wissenschaft auszeichnet, nicht gestattet, eine höhere Summe für diese Zwecke regelmäßig auszuwerfen. Es war von den frühesten Zeiten

an ein Ehrenvorzug der römischen Päpste, die eifrigsten Förderer der Kunst und Wissenschaft zu sein. Und es steht das, wie Gegner des Papstthums behaupten, durchaus nicht im Widerspruche mit der geistlichen Stellung der Päpste. Dieser Vorwurf wird den Päpsten nur gemacht, weil man sich ärgert, daß sie in der That die größten Förderer der idealsten menschlichen Bestrebungen sind und damit beweisen, daß die Kirche, an deren Spitze sie stehen, durchaus nicht die Verfinsterungs- und Verdummungsanstalt ist, als welche man sie hinstellen möchte. Was wir von Kunst und Wissenschaft aus dem Alterthum durch die Stürme der Völkerwanderung gerettet haben, das haben ganz allein die Päpste gerettet und für alle Zeiten als sprechenden Beweis gesammelt dafür, daß die Kirche die größte Fördererin der Civilisation, Kunst und Wissenschaft ist. Während sich das nichtpäpstliche Rom von Tag zu Tag mehr in einen traurigen Trümmerhaufen halbfertiger Miethskasernen verwandelt, wird in den apostolischen Palästen ein musterbliches Werk nach dem anderen errichtet. Wir erinnern an die herrliche Ausschmückung des Saales der Seligsprechungen über dem Portale von St. Peter, an die Herstellung der Rafael'schen Loggien, an die Restauration der Gallerien dei Candelabri, an den großartigen Umbau der Apsis von St. Giovanni im Laterau, an die Umbauten der vaticanischen Bibliothek, um diese urbi et orbi zugänglich zu machen, an den Bau der großartigen Sternwarte auf den Thürmen Gregor XIII. und an die neuerlich für Zwecke der Himmelsphotographie errichtete Kuppel auf dem sogenannten Thurme Leo's XIII. Jeder Katholik muß mit Stolz auf diese ruhmwürdige Thätigkeit seiner Kirche durch ihr Oberhaupt blicken und den aufrichtigen Wunsch hegen, daß wie seither auch für alle Zeiten der Kirche diese dominirende Stellung auf dem Gebiete der idealsten menschlichen Bestrebungen gewahrt werde. Die Werke, welche Leo XIII. während seines gesegneten Pontificates geschaffen, bilden einen Ruhmestitel nicht nur für seine Person, sondern für die Kirche, als deren Oberhaupt er sie geschaffen hat. Was er hier thun konnte, das konnte er nur durch Hilfe außerordentlicher Mittel leisten. Müssen wir nicht wünschen, diese flössen reichlicher, wenn wir den Geist und die Schaffensfreudigkeit eines Leo XIII. bewundern?

Der Posten Nr. 5 des Staathaushaltes L. 1.000000 für die Staatssecretarie entspricht dem Etat des „auswärtigen Amtes"

weltlicher Staaten. Das päpstliche auswärtige Amt ist das größte der Welt, wegen des Universalcharakters der katholischen Kirche, deren geistige Unterthanen sich auf das ganze Erdenrund vertheilen, deren Interessen sie den betreffenden Staaten gegenüber wahren und vertreten muß. Aus dieser Million Lire werden nun nicht nur die Gehälter des ganzen Beamtenpersonals dieses Ministeriums an der Curie selbst gezahlt, sondern aus ihr müssen auch die Gehalte aller Nuntiaturen, Delegationen politischen Charakters, die Kosten außerordentlicher Gesandtschaften, politischer Reisen derselben ꝛc., bestritten werden. Vergleicht man den Etat dieser umfassendsten Staatskanzlei mit dem weltlicher Mächte (Deutschland 6 Millionen Mark, Oesterreich 5 Millionen Gulden, das „bürgerlich einfache" Frankreich 14 Millionen Franken) so kann man sich die Kleinheit des päpstlichen Etatspostens eben nur dadurch erklären, daß die Inhaber der diplomatischen Stellen und die Beamten alle Geistliche sind, welche ein anspruchsloses, einfaches Leben zu führen pflegen.

Der Posten 6 für Beamte Lire 1,500000 enthält nicht Gehalte für active Beamte (diese sind vielmehr in den anderen Etatsposten enthalten oder werden aus den Einnahmen der Congregationen bestritten, an welchen die Betreffenden angestellt sind) — sondern lediglich Pensionen alter päpstlicher Staatsbeamten, welchen ihr Gewissen verbot, bei der Confiskation des Kirchenstaates in königliche Dienste überzugehen oder von der italienischen Regierung Geld anzunehmen. Dieser treuen Anhänger an die Rechte des hl. Stuhles war, als die Sardinier durch die Bresche der Porta Pia in Rom einzogen, eine sehr große Zahl. Der Posten hat sich von Jahr zu Jahr vermindert und wird mit der Zeit verschwinden, wenn der letzte dieser Getreuen die Augen geschlossen haben wird, um den ewigen Lohn zu erhalten. Auch dieser Etatsposten ist mehr oder weniger ein dem Wohlthun gewidmeter.

In ganz hervorragender Weise gilt dies von dem letzten Posten: Schulzwecke und Ausgaben der Elemosineria. Verhältnißmäßig ist diese Summe eine der größten des Etats. Wenn man aber bedenkt, daß alle Schulen in der ewigen Stadt, welche noch den Namen katholischer Schulen mit Recht führen, vollständig Privatschulen sind, daß der Religionsunterricht aus den Staats- und Communalschulen vollständig verbannt ist, so wird man begreifen, daß der hl. Stuhl darauf halten muß, daß die Privat-

ſchulen beſtehen können, damit nicht in abſehbarer Zeit die geſammte Bevölkerung der hl. Stadt vollſtändig heidniſch wird. Ebenſo geht es mit der Armenpflege. Der Staat, der fortwährend mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und ſie kaum zu überwältigen weiß, die Commune, die dem Bankerott nahe ſteht, thun ſo gut als gar nichts für die Armenbevölkerung. Was aber die liberalen Vereine und die Logen auf dieſem Gebiete thun, das iſt allemal der Preis für den Abfall vom Glauben, von der Kirche, vom hl. Stuhl. Es ergiebt ſich bei dem jährlich wachſenden Elende unter der ſtaatlichen und communalen Mißwirthſchaft, daß die Anforderungen an die Elemoſineria jährlich wachſen, und daß dieſer Etatspoſten eher vergrößert werden muß als verringert werden kann.

Die bisher beſprochenen Etatspoſten bilden, wie im Einzelnen dargelegt, die Minimalpoſten, welche aufgebracht werden müſſen und ſie ſind, wie gleichfalls nachgewieſen, überaus ſparſam und dürftig gegriffen.

Während alle übrigen „Miniſterien", die Congregationen, die Seminarien, Fakultäten und Akademien eigene Vermögen oder doch Einkünfte aus Sporteln und Gebühren haben und ihre Erforderniſſe ſelbſt aufbringen, ſtehen den beſprochenen 7 Poſten des päpſtlichen Haushaltsetats keinerlei feſte Einnahmen gegenüber. Und doch muß, wie bei dem Poſten „Präfectur der apoſtoliſchen Paläſte" bezüglich des ungedeckten Etats ſchon dargethan iſt, damit nicht Stillſtand und Rückſchritt eintritt, auch für die dotirten und mit Einnahmen ausgeſtatteten Inſtitute mehr geſchehen, als aus den eigenen Mitteln möglich iſt. Neben den vielen gelehrten Inſtituten, der Akademie des hl. Thomas, der Conferenze giuridico-storiche, der Academia Pontificia Tiberina, der Academia dei novi Lincei und vieler anderer, welche, um weiter zu blühen oder größere Werke herausgeben zu können, Zuſchüſſe brauchen; neben der Ausgrabung der Katakomben, dieſem eminenten hiſtoriſch-wiſſenſchaftlichen Werke, das lediglich auf Koſten der Kirche geſchehen iſt und fortgeſetzt wird, iſt es ein Inſtitut, deſſen hohe Wichtigkeit in der Jetztzeit ſo recht hervorgehoben zu werden verdient und welches bei der wachſenden Größe ſeiner Aufgabe beſondere Anforderungen an Zuſchuß ſtellt: es iſt dies die „Propaganda."

Dieſes großartige Inſtitut verdankt ſeinen erſten Anfang Gregor XIII. (1572 — 1585). Er ſchon hatte verordnet, daß beſtimmte Cardinäle mit der Leitung der orientaliſchen Miſſionen beauftragt,

und daß Katechismen in weniger bekannten Landessprachen gedruckt werden sollten. Papst Gregor XV. errichtete durch Bulle v. 22. Juni 1622 aus diesen Cardinälen eine kirchliche Oberbehörde, die Congregatio de propaganda fide, „zur Verbreitung des Glaubens," kurzweg „Propaganda" genannt. Ihr untersteht die Leitung des gesammten katholischen Missionswesens. Sein ausgezeichneter Nachfolger Papst Urban VIII. (1623 — 1644) vermehrte die Einkünfte und Vorrechte dieser aus Cardinälen und andern hohen Würdenträgern bestehenden Congregation und unterstellte ihr ein eigenes Seminar, in welchem Eingeborene aus allen Völkerschaften zu Priestern herangebildet werden, um ihren Stammesgenossen das Kreuz zu predigen und ihr Heimathland dem Glauben an Christus zu gewinnen. Er erbaute für das Collegium und Seminar einen schönen Palast, und stattete die Stiftung mit reichen Mitteln aus. Die Fürsorge seiner Nachfolger, vieler Cardinäle und anderer Wohlthäter erhob durch letztwillige und sonstige Zuwendungen das Seminar zu immer größerer Blüthe, so daß noch jetzt, obschon die Franzosen die Einkünfte der Anstalt sehr beschnitten haben, fortgesetzt über 100 junge Leute aus allen Weltgegenden ernährt, erzogen, unterrichtet und zu Missionären ausgebildet werden können. Mit der Congregation und dem Seminar stehen, durch dieselben geleitet und überwacht, drei hochwichtige weitere Institute in Verbindung. Zunächst die großartige, einzig in ihrer Art dastehende Bibliothek, eine Sammlung der Weltlitteratur, reich an kostbaren Werken, besonders an Uebersetzungen aller Art Schriften in das Chinesische, sowie hervorragend durch orientalische Handschriften. Das zweite ist die polyglotte (vielsprachige) Druckerei der Propaganda, in welcher die für die Missionäre und das Missionswesen wichtigen und nothwendigen Bücher in den verschiedensten fremden Sprachen und Schriften gedruckt werden. Wer eine Ahnung davon hat, wie eine Druckerei eingerichtet ist und sich das nun in einige 50 Sprachen vermehrt ausdenkt, zu denen zumeist die Typen eigens verfertigt werden müssen, und andererseits erwägt, daß diese Druckerei alles liefert, ohne dafür Bezahlung zu erhalten, der kann sich einen Begriff davon machen, welche Summen dafür erforderlich sind. Die dritte Anstalt ist nicht minder interessant und einzig in der Welt dastehend: das ethnographisch-historische Missionsmuseum der Propaganda. Es vereinigt in sich seit dreihundert Jahren die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände, Denkmäler, namentlich alle

Götzenbilder aus den Gegenden, welche die Missionare durchwandert und mit dem Evangelium bekannt gemacht haben.

In dieser großartigen Anstalt, wie sie eben nur die alle Völker umfassende katholische Kirche ausdenken und verwirklichen kann, besitzt diese so recht eigentlich die sich ewig verjüngende Ackerkrume für das Senfkörnlein, das zum Baume auswachsen soll, auf welchem die Vögel des Himmels, d. i. alle Völker der Erde wohnen können. Einen Begriff von der Großartigkeit der Kirche und ihrer die Welt umspannenden Aufgabe erhält man so recht an der Epiphaniefeier der Propaganda. Am Vorabende des Dreikönigstages, dem Feste, welches die Heiden einst an die Krippe des Christuskindes führte, findet in der in den römischen Seminarien üblichen Weise eine Academie statt; die Zöglinge tragen dann eigene Arbeiten, in Prosa oder Versen, oder auch Gesänge zum Lobe der drei Weisen, jeder in seiner Landessprache, vor; deshalb heißt dieses Fest auch das „Sprachenfest". — Diese Pflanzschule des Christenthums, welcher von der italienischen Regierung wegen ihrer nicht unansehnlichen Güter schon mehrfach der Untergang angedroht worden ist, hat in Folge des eröffneten Weltverkehres, namentlich angesichts der Eröffnung von Innerafrika wesentlich erhöhte Aufgaben erhalten. Mit diesen aber steigen die Geldanforderungen. Dreimal schon hat der hl. Vater der Propaganda 500000 Lire zuwenden können. Soll sie nicht zurückgehen, so muß er in der Lage erhalten werden, diese Zuwendungen fortzusetzen. Hier haben wir es doch wahrlich mit einem Institute zu thun, das jedem Katholiken aufrichtig am Herzen liegen muß. Wer möchte nicht dazu beitragen, daß die Vermehrung des Reiches Gottes auf Erden gefördert, daß die in der Nacht des Heidenthums schmachtenden miterlösten Seelen das Wort vernehmen, welches ihren Seelen das Verständniß der Erlösung bringt? Und doch, wenn der Propaganda die Mittel fehlen, einen oder zwei Missionare eines neugefundenen Volkes auszubilden, Katechismen und Bibeln für dasselbe zu drucken, bleiben vielleicht Generationen eines Volkes in Nacht und Heidenthum! Ein paar tausend Franken, die für Tand und Flitter weggegeben werden, hätten tausend von Seelen dem Glauben und der Seligkeit gewinnen können!

Bevor wir darüber sprechen, was wir den Geldbedürfnissen des hl. Vaters gegenüber als Pflicht für uns zu erkennen haben, wollen wir einen öfters gehörten Einwand zurückweisen.

Niemand wird behaupten können, das Institut der römischen Propaganda sei eine italienische Institution. Sie hat ihren Sitz wohl in Rom und Italien. Aber ihr Weltzweck, ihr katholischer allgemeiner Charakter tritt so ausgesprochen hervor, daß sofort jeder sie als Institut, als Eigenthum der Gesammtkirche erkennen muß. Ganz das Gleiche gilt von allen den Zwecken, welche wir bei den einzelnen Etatsposten des Staatshaushaltes und nebenher ausgeführt haben. Der unselige Nationalismus einerseits, die alte Gewohnheit andererseits, daß für die im Staatshaushalte erwähnten, durch Einkünfte ungedeckten Posten einst der Kirchenstaat die Deckung lieferte, veranlassen, daß man leider oft sogar bei guten treuen Katholiken den Einwand vernimmt: „Was sollen wir für Italiener und Rom unser Geld hergeben; wir müssen zunächst bei uns Kirchen bauen!“ Heißt das aber nicht, Kirchen auf Sand bauen, aus den Steinen, auf denen das Fundament ruht, Thürme errichten? Kann eine hungernde Mutter ihre Kinder ernähren?

Alle die Zwecke, für welche der hl. Stuhl unsere Hilfe an Geld in Anspruch nimmt, sie sind nicht römisch-italienisch-kirchliche Bedürfnisse, sie sind Bedürfnisse der Gesammtkirche in ihrer obersten Leitung, und dazu gehört sowohl die Pension der päpstlichen Beamten als die Unterhaltung der Schulen und die Speisung der Armen Roms. Wer den Wunsch hat — und welcher gute Katholik hätte ihn nicht! — daß das Papstthum in Rom, am Grabe des Apostelfürsten verbleibe, der muß wünschen, daß der hl. Vater im Stande sei, sich getreue Anhänger, treue Katholiken am Sitze seines Pontificates zu erhalten und heranzuziehen. Alle übrigen Posten aber des ungedeckten Etats sind solche, welche nicht den Charakter eines Bedürfnisses für einen oder einige Italiener an sich tragen, sondern solche, welche bei äußerster Sparsamkeit, wie wir nachgewiesen haben, zur Regierung, Leitung und culturellen Stellung der Kirche durchaus nothwendig sind. Sagen wir überall anstatt „päpstlich“ „kirchlich“, so erscheint uns die Sache vielleicht schneller begreiflich. Und doch ist es dasselbe. Wir zahlen im Staate unsere Steuer für die Staatsausgaben. Und doch ist alles im Staate, weil er Monarchie ist, „königlich“. Bei unserem Hauptsteuerverzehrer, der Armee, heißt sogar der Uniformsrock „königliches Eigenthum“. Unsere Kirche ist in ihrer Leitung eine monarchische. Aber wie ganz anders kommt hier alles, was wir für das Oberhaupt und seine Regierungsgehilfen thun, dem Einzelnen

tausendfach zurück! Und wie vertheilt sich hier der Segen dessen, was durch die Hand des Oberhauptes geschehen kann, gleichmäßig auf alle die Millionen Unterthanen! Denke, welch ein Segen es für Dich ist, wenn aus Deiner Mark Peterspfennig ein Samenkörnlein in der Propaganda aufgeht, das ein Baum wird, unter welchem später Tausende für die Wohlthäter beten, die ihnen den ersten Glaubensboten gesandt haben!

* * *

Die Größe einer Aufgabe wird zumeist von denen, die sie unternehmen und bei ihr betheiligt sind, beim Beginne derselben am idealsten betrachtet und geschätzt. So war es auch in der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkern, nachdem das entnervte Römerreich zusammengestürzt war. Die wunderbar erhabene Idee der zwiefachen Gewalt, welche Gott in die Welt gesetzt, um das Geistliche und das Weltliche zu regieren, eine urgermanische Idee, ist älter als Karl der Große, der sie zuerst in dem hl. römischen Reich deutscher Nation verwirklicht hat. Bevor diese Idee zum Durchbruch kam, hatten schon längst andere Völker und einzelne hervorragend begabte und mit weitem Blick ausgerüstete Männer einen Begriff von der Weltaufgabe der Kirche, von der Nothwendigkeit einer die Welt umfassenden Kirchenregierung und von der absoluten Nothwendigkeit der Freiheit und Unabhängigkeit dieser Regierung. Nothwendige Voraussetzung der Freiheit und Unabhängigkeit einer Regierung aber ist vollständige Unabhängigkeit in Bezug auf die für die Regierung erforderlichen Mittel. Eine Regierung, welcher das Budget verweigert wird, muß nothwendig abdanken. Sobald einmal klar war, daß die Kirche Jesu Christi auf Erden eine nothwendigerweise mit den menschlichen Dingen rechnende und handelnde Verbrüderung sei, deren Wirkungskreis sich über alle Völker erstrecken müsse und werde, da war auch der Gedanke sofort logisch klar gegeben: dieser Regierung muß ein Budget zur Verfügung stehen, das ihr nie verweigert werden kann. Und so kam es, daß schon im 4. Jahrhundert der hl. Stuhl mit Reichthum umgeben war, und bereits im 6. Jahrhundert in allen christlichen Ländern durch Zuwendung weitsehender Gläubigen große Patrimonien besaß, welche durch ihre Einkünfte die Unabhängigkeit des Papstes und seiner Regierung d. i. der Regierung der Kirche gewährleisteten.

Als dann einzelne germanische Fürsten, zum Glauben an Christus bekehrt, einsahen, daß ihre Macht ihnen nur von oben gegeben sei, und erkannten, daß Einer auf Erden Gewalt habe, die über ihre Macht gehe, weil er der Stellvertreter dessen sei, von dem sie ihre Macht ableiten durften und mußten, da erkannten sie ihn nicht nur willig als über ihnen stehend an, sondern nahmen auch ihre Gewalt aus seinen Händen und fühlten sich ihm, um seiner Macht das nöthige Ansehen zu geben, tributpflichtig. Aber in ganz richtiger Consequenz des Gedankens, daß der päpstliche Stuhl nicht durch die Könige und Fürsten die Gläubigen der einzelnen Reiche beherrsche, sondern in Bezug auf jeden Unterthan dasselbe Regierungsrecht auszuüben befugt sei, wie auf den Fürsten, d. h. das Recht in geistlichen Dingen allein zu regieren, legten sie von sich aus den Tribut den Unterthanen auf. So entstand der „Peterspfennig" im 7. Jahrhunderte in England. Wer ihn eingeführt, ist strittig; feststeht, daß der Peterspfennig aus England bereits im 7. Jahrhundert gegeben wurde, daß ihn 725 König Ina von Wessex dem Papste bewilligte, um damit eine Pflanzschule für englische Cleriker, die Schola Saxonum, zu unterhalten; König Offa von Mercien versprach dem hl. Petrus, dessen Fürbitte er seine Siege zuschrieb, jährlich eine Abgabe von 300 Mark; sie wurde so aufgebracht, daß jeder, welcher im Besitze von Grund und Boden oder von Rindvieh im jährlichen Ertragswerthe von 30 Pfennigen war, jährlich *einen* Pfennig zu dieser Steuer abgeben mußte, welche in späteren Zeiten durch die Bischöfe eingesammelt wurde. In England hat sich diese freiwillig durch glaubenstreue und glaubensbegeisterte Könige eingeführte Steuer bis auf den traurigen Heinrich VIII. erhalten. Hin und wieder ist die Entrichtung unterbrochen worden; aber es ist interessant, aus einem Mahnschreiben Gregor VII. an König Wilhelm den Eroberer, dem sofort Folge gegeben wurde, zu erfahren, daß eine ähnliche Steuer in Frankreich als Denar von jedem Hausbesitzer gezahlt worden ist, und daß Karl der Große eine gleiche Beisteuer in drei Orten seines Reiches hatte einsammeln lassen.

Von der Zeit, als die Deutschen ausschlaggebend den Schauplatz der Weltgeschichte betraten, erfüllte sie ein Streben nach dem sonnigen Italien, dem Garten Europas. Wie von geheimnißvoller Gewalt gedrängt, nahmen beim Ausbruche der Völkerwanderung die deutschen Stämme ihren Weg durch die Thäler und über die

Päſſe der Alpen nach dem Herzen Italiens, dem alten kaiſerlichen Rom, das einſt die Welt beherrſcht, deſſen Glanz und unermeßliche Gewalt ihnen bekannt geworden war. Sie ſtürmten die Weltſtadt und ſtürzten den Thron der übermächtigen Cäſaren. Aber da fanden ſie, daß er durchmodert, ein morſcher, ein zerfreſſener Thron war. Roms weltlicher Glanz war längſt dahin — aber ein anderer unendlich hellerer Glanz umſtrahlte das alte Rom: die Kirche, als Siegerin über das Heidenthum aus den Katakomben hervorgeſtiegen, hatte ihren Thron, den Thron der Nachfolger Petri auf dem Trümmerfelde des Cäſarenreiches aufgeſchlagen und herrſchte hier als Lehrerin und Bewahrerin des chriſtlichen Glaubens, als Vorkämpferin für das Wohl und die Freiheit der Völker. Und als die Deutſchen ihre Herzen dem wahren Glauben öffneten und mit ihrem treuen aufrichtigen Weſen zum Welterlöſer ſelbſt in ein unmittelbares Verhältniß als treue Vaſallen traten, da wuchs ſich bei ihnen alsbald eine ganz beſondere Verehrung und Liebe zu dem heraus, der als Stellvertreter Chriſti berufen war und iſt, die Gläubigen zu regieren, der auf dem Felſen ausgeharrt, an welchem die Stürme der Völkerwanderung ſich gebrochen hatten, der allein von allen gekrönten Häuptern Stand gehalten und den geängſtigten und bedrängten Bewohnern des überſchwemmten Landes Troſt und Hilfe geſpendet hatte.

Wie die Arche über den Waſſern daſtund nach der Sintfluth, ſo ſtand nach der Völkerwanderung der Stuhl Petri als der einzige Hort des ſtaatlichen Lebens über den Trümmerfeldern. Wäre die Conſtantiniſche Schenkung ein Märchen — in der Völkerwanderung hat das Papſtthum ſeine Anrechte auf die weltliche Macht und auf die Stellung als erſte Großmacht erworben. So ſagt der proteſtantiſche Geſchichtſchreiber Johannes v. Müller: „Wenn die natürliche Billigkeit (warum nicht Gerechtigkeit?) entſcheiden kann, ſo iſt wahrlich der Papſt mit Recht Herr von Rom; denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden," und der gleichfalls proteſtantiſche K. Adolf Menzel: „Die andere Frage, die man aufgeworfen hat, ob das Amt eines Lehrers und Biſchofs der chriſtlichen Gemeinde mit dem einer weltlichen Verwaltung vereinbar ſei, war ſchon beantwortet. Darum ſtand Rom noch, weil ſeine Biſchöfe es beſchützten. In der Dankbarkeit des Volkes hatten ſie das beſte Herrſcherrecht gefunden und lange vor der Schenkung von Ravenna waren ſie, wenn nicht dem Namen nach, doch der Sache nach

Fürsten in Rom," während Herder mit einem gewissen Ingrimme bekennen muß: „Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Fürsten- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten, so darf der dreifach gekrönte große Lama (!) in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem hl. Kreuze segnen und sagen: „ohne mich wäret ihr nicht, was ihr seid! Auch das gerettete Alterthum ist sein Werk, und Rom werth, daß es ein stiller Tempel dieser geretteten Schätze bleibe."

Der Deutsche, der sobald er zur Staatenbildung gelangt war, sich Grundgesetze gab — und doch noch nirgends zu einer abgeschlossenen Verfassung gekommen ist — sah hier staunend eine rein geistig begründete, durch die Kraft des Geistes und die Macht der Idee entfaltete Weltherrschaft entstanden. Was Wunder, daß in dem herrschgewaltigsten Deutschen, dem großen Frankenkönig Karl, nachdem er mit Blut und Eisen die deutschen Stämme geeint hatte, die Idee heranwuchs, seinem Reiche, ja dem geträumten Weltreiche, eine in einer ähnlichen Idee wurzelnde Grundlage zu geben!

„Nach Karl sollte vor allem der christliche Staat die ihn stützende und tragende religiöse Idee verwirklichen, das Evangelium zum Gesetzbuch der Nationen erheben, der Kirche als äußeres schützendes Gefäß dienen und den Boden sichern, in welchen sie fort und fort den Samen der geoffenbarten Wahrheiten ausstreut."*)

Die im Abendlande herrschende Idee von der Universalmonarchie, die an das alte Rom anknüpfte, hatte durch das Walten der Päpste, oder richtiger der Kirche durch die Päpste in der Völkerwanderung, einen neuen Nährboden gefunden. Es entstand die Theorie von den zwei Gewalten. Sie fand im 8. Jahrhunderte den sprechendsten Ausdruck durch Alcuin, den Freund Karls des Großen. Alle Gewalt, so sagt dieser Gelehrte, hat ihren Ausgangspunkt von Gott und geht von ihm in zwei Strahlen auf seine zwei obersten Lehnsträger, den Papst und den Kaiser, über. Während an Gottes Stelle der Bischof von Rom als Nachfolger Petri die höchste geistliche Gewalt hat, die von ihm in bestimmten Kreisen in die Weihen und Aemter der christlichen Kirche ausströmt, hat Gott die höchste weltliche Gewalt dem römischen Kaiser übertragen und diese Uebertragung wird durch die Hand und Weihe des Papstes

*) Joh. Janssen: „Karl der Große." Drei Vorträge. Frankfurt, A. Foesser Nachfolger, 1890.

vor den Menschen bestätigt. Das alte Volksrechtsbuch „der Sachsenspiegel“ faßt die Theorie in folgendem Verse zusammen:

Zwei swert liz Got in ertriche
Zu schirmene die cristenheit:
Deme bâbste ist daz geistliche,
Deme Kaisere daz weltliche.

Diese nie aussterbende Idee fand ihre erste Verwirklichung in der Kaiserkrönung Karls des Großen durch Papst Leo III. am Weihnachtstage des Jahres 800 in Rom. „Am Weihnachtstage 800“, sagt Joh. Janssen, „schlug die Vorsehung ein Blatt in der Weltgeschichte um.“

Seit jenem denkwürdigen Weihnachtstage beherrschte über tausend Jahre hindurch die Idee von den zwei obersten Gewalten die Völker; nicht ohne Kämpfe, nicht ohne Widerspruch, nicht ohne Schäden hüben und drüben. Ziehen wir das Facit des tausendjährigen historischen Processes! Die Idee, sie lebt heute noch so, wie vor tausend Jahren. Die weltlichen Herrscher, welche ihre Macht dem Anstürmen der Revolutionen gegenüber zu behaupten gedenken, nennen sich „von Gottes Gnaden“. Der Stuhl Petri steht, obwohl alles irdischen Besitzes beraubt, fest und unverrückt neben dem Grabe des Apostelfürsten, wo ihn die Päpste, als sie ihn aus den Katakomben heraustrugen, auf den Trümmern des römischen Weltreiches hinstellten. Seine Macht ist ungebrochen, sein Einfluß ungeschwächt über alle die, welche an Christus glauben und eine sichtbare, von Christus für alle Zeiten gestiftete Kirche für die allein wahre Kirche halten. Ihre Zahl hat gewechselt und wechselt — aber sie ist stets gewachsen und wächst weiter. Die Zahl aber derer, die ihre weltliche Gewalt von Gott ableiten und für ihre Herrschaft sich auf ihn und sein Mandat berufen können, sie hat erschrecklich abgenommen. Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß es zu allen Zeiten möglich sei, die weltliche Gewalt nach dem Ideale eines Alcuin und Karl des Großen in einer Hand zu einen, das Ideal der weltlichen Oberherrschaft Eines durchzuführen; wir haben ja gesehen, daß es sich nie ganz verwirklicht hat — wegen der Schwäche der menschlichen Natur. Wir glauben vielmehr in Uebereinstimmung mit unserem glorreich regierenden Papste Leo XIII. daß jede weltliche Gewalt, die von Gott zugelassen ist, auch im Stande ist, jenes große Ideal, die Idee von den zwei Schwertern zu verwirklichen. Aber sie muß

erkennen und zu erkennen geben, daß sie, um mit Alcuin zu reden, ihre Gewalt fühlt als einen ihr überkommenen Strahl der allein in Gott ruhenden höchsten Gewalt. Das vergessen, je mehr sie sich von der Kirche entfernen, die weltlichen Mächte — und sie sehen, je mehr sie von der Kirche sich losgesagt haben, ihre Throne oder Präsidentenstühle vermodert, durchfressen, durchhöhlt. —

Unser Staatssystem Kant'scher Erfindung steht auf den äußersten Nadelspitzen der Bajonette. Ist eine Völkerwanderung eine Unmöglichkeit?*) Wenn dem alten Cicero ein „römischer Finsterling" gesagt hätte, über kurze Zeit würden rohe Barbaren das Weltreich der Römer über den Haufen werfen, so würde er echt ciceronianisch-schulmeisterlich den Mann verachtungsvoll angesehen und vornehm die Achseln gezuckt haben. Und doch war der noch viel civilisirter, republikanischer, heidnischer, philosophischer, selbstgefälliger und unfehlbarer als irgend ein Redacteur einer aufgeklärten Zeitung, die sich inkraft der Leitartikel ihres Redacteurs für die Quintessenz aller Politik, Welterfahrung, Weltweisheit und — Gottlosigkeit hält. Wir sehen — vielleicht weil wir „schwarz bis ins Herz" sind — viel schwärzer und sehen z. B. eine Ueberschwemmung Europas durch Kosaken oder Panamanationale für weit schlimmer als die Völkerwanderung des vierten Jahrhunderts. Denn unter uns leben Gott sei Dank weit mehr Menschen, welche wahre Ideale gerettet haben, als damals; und es gibt dermalen unendlich viel mehr zu vernichten, als damals. Und die Erfahrung von nunmehr 100 Jahren hat gezeigt, daß die „civilisirten Barbaren" die barbarischsten sind. Frankreich beweist eben gerichtlich, daß sie die gemeinsten sind.

Allem diesem Wust gegenüber steht unverrückt, wenn auch beraubt, der Stuhl Petri. Dieser Theil der großen Idee der zwei Mächte, diese Macht ist ungeschwächt. Es scheint, der die Weltregierung noch immer in seiner Hand haltende alte Gott wolle in dem allgemeinen Wirrwar wiederum, wie vor 1500 Jahren, der Welt zeigen, daß nicht großer Besitz, große Heere, äußere Erfolge nothwendig sind, um die Welt zu Ihm zu führen, nach Seinem Willen zu leiten und zu lenken. Je mehr die Regierungen von Ihm als Ihrem Auftraggeber und Gewaltherrn abgekommen sind, desto mehr verzehren sie sich durch Kriege oder — in der Steuer-

*) In der Sitzung der Reichstagskommission für die Militärvorlage vom 24. Januar cr. erklärte Gen.-Maj. v. Goßler, der nächste Krieg werde sich der Völkerwanderung vergleichen lassen.

ſchwindſucht. Und das letztere iſt eigentlich barbariſcher, als das erſtere, weil es ſelbſtſüchtiger iſt.

Und was wird das Ende ſein?

Wir ſind feſt überzeugt, daß das Ende kein anderes ſein kann und wird, wie damals, als ein tauſendjähriges Reich zuſammenbrach und auf den Trümmern ein geiſtig begründeter Thron den brutalkräftig gegen die veraltete und entnervte Kultur anſtürmenden Germanen ſich darſtellte.

Dieſer Thron ſteht noch. Er wird zum zweitenmale ſchauen, wie verſumpfte Kultur zuſammenbricht und Reiche, die nur „von dieſer Welt ſind," vergehen.

Ideen und Ideale ſterben nicht. Die weltlichen Reiche haben theils freiwillig, theils durch Revolutionen oder „Parlamente," die nicht viel mehr als in Permanenz erklärte Revolutionen ſind, ſoweit ſie nicht aus der Geſchichte und dem Volksleben herausgewachſen, ſondern nachgeäfft oder theoretiſch gegründet ſind, — ihre Ideen und Ideale aufgegeben.

Das Ideal aber der geiſtlichen Gewalt, des geiſtlichen Schwertes hat ſich erhalten und erhält ſich, ſoweit die geiſtliche Macht des Papſtes reicht. Und dieſe Macht allein wird zum zweiten Male die Welt retten.

Und kommt es, — was Gott gnädig fügen möge, nicht zu einem allgemeinen Debacle, dann wiſſen wir, und darüber ſind ſich die Gelehrten aller Nationen einig, kein anderes Mittel für die Erhaltung des Weltfriedens, als die Etablirung eines Schiedsgerichts.

Wer anders aber kann dieſes Schiedsgericht ausüben, als der Souverain, der *nur* das *ewige Heil* der Völker will, und darum an dem irdiſchen derſelben ganz unintereſſirt*) iſt?

Wir glauben nicht an die baldige Verwirklichung *dieſes* Ideals. Aber ſie iſt die einfache Conſequenz der Theorie von den zwei Gewalten.

Dieſe Theorie aber iſt Gemeingut der katholiſchen Welt ſeit dem Sturz des heidniſchen Römerreiches. Keine andere Idee kann ſich mit ihr an Hoheit und Größe meſſen.

Sie iſt aber nicht Theorie von blaſſen Theoretikern; ſie iſt Ideal aller Katholiken der Welt.

*) Non eripit mortalia,
Qui regna dat coelestia —
ſingt die Kirche am Dreikönigsfeſte.

Und darum dürfen wir heute angesichts des bevorstehenden Papstfestes sie wieder einmal recht lebhaft in dem Geiste unserer deutschen Mitkatholiken wachrufen, damit sie, die Anhänger dieser Theorie sind, auch ihre Pflichten erkennen, die ihnen erwachsen, wenn sie nicht Theoretiker geschimpft werden wollen.

Wir haben gesehen, wie die gesammte civilisirte Welt darin wetteiferte, Rom, den Sitz der Päpste zum Brennpunkte von Wissenschaft und Kunst, zum würdigen Sitze der höchsten menschlichen Autorität zu gestalten. Es war erreicht, daß die Regierung der Kirche in Bezug auf die ihr nöthigen Mittel durch die Einsicht der Gläubigen und der weltlichen Fürsten unabhängig blieb, bis auf unsere traurigen Tage herab, in welchen es katholische Regierungen mit ansahen, daß derjenige Thron, der über die Herzen und Seelen ihrer Unterthanen kraft der Gewalt Gottes gebietet, jeder materiellen menschlichen Grundlage beraubt und seiner materiellen Unabhängigkeit entkleidet worden ist. Freilich zeigt sich dem entgegengesetzt so recht die Vergeltung an der „ältesten Tochter der kath. Kirche". Frankreich, das unter dem Regiment der Kirchenräuber Bonaparte den hl. Stuhl verrieth, befindet sich nun in den Händen von gemeinsten Trinkgeldmännern, die vorgeben, nur auf Frankreichs Ruhm und das Wohl des französischen Volkes bedacht zu sein, während ihnen nur der vollgespickte Geldbeutel in der eigenen Tasche am Herzen liegt.

Der Thron Petri steht heute nicht mehr auf dem freien Eigenthum der katholischen Kirche, wo er stand, so lange der Kirchenstaat existirte. Der Kirchenstaat war nicht eine päpstliche Monarchie; er war und ist und bleibt Eigenthum der Kirche. Nicht einer Dynastie, einer Herrscherfamilie, einer Nation ist er genommen; er war Patrimonium Petri — Petrus ist die lebendige Kirche seit Christus bis ans Ende der Zeiten; was ihm anvertraut ist, ist Gemeingut der ganzen Kirche; was ihm genommen ist, ist der Gesammtkirche geraubt. Rom ist nie italienisch gewesen und jeder Versuch, es dazu zu machen, ist gescheitert — und wird scheitern. Rom ist seit 1500 Jahren — Eigenthum der katholischen Kirche. Es war mehrfach und länger als seit der letzten Invasion in den Händen von Menschen, die da glaubten, Rom sei eine Stadt, wie jede andere. Avignon widerlegt sie und wird sie widerlegen, solange in der Geschichte Consequenz ist; und sie ist da so bitter und unerbittlich wie nirgendwo. Damit greifen wir den Dreibund nicht

an und nicht die Unverletzlichkeit des Königreichs Italien. Es mag bestehen; und der Dreibund wird nicht aus dem Leime gehen, wenn Rom seine jetzige Jammerexistenz als künstlich gemachte Hauptstadt eines „einigen Italiens“ aufgiebt. Wir wollen weder ein Zerreissen des Dreibundes, noch wollen wir den Italiänern die Freude an ihrer Einheit und Einigkeit als „Nation“ verderben — aber wir sagen: „Rom ist keine italienische, sondern eine katholische, keine königliche, sondern eine päpstliche Stadt.“ Das päpstliche Rom war Rom. Das königlich-italienische Rom — nun wer es gesehen und das päpstliche Rom gekannt hat, der möge urtheilen!

Und schließlich — Rom ist nicht Dogma! Aber Rom ist Herzenssache und traditioneller geographischer und historischer Mittelpunkt der Kirche. Aber es ist noch mehr. Rom steht seit mehr als einem Jahrtausend in unsern Glaubensbekenntnissen und wir können unsere Glaubensbekenntnisse nicht ändern. Schon die ältesten Kirchenväter beriefen sich auf Rom, den römischen Stuhl, die römische Kirche, um die Orthodoxie ihres Glaubens, ihre Einheit mit der Gesammtkirche zu erhärten. Im sechsten Jahrhundert haben alle morgenländischen Bischöfe in der berühmten von Papst Hormisdas (514—523) vorgeschriebenen Glaubensformel ihren Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl, die Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhl bekannt und unter dieser Autorität „Hormisdas, den heiligen und ehrwürdigen Papst der Stadt Rom“ verstanden. Dieses Glaubensbekenntniß haben die Bischöfe des Morgen- und Abendlandes auf der VIII. ökumenischen Synode zu Constantinopel (869) feierlich adoptirt. Den Glauben an die „heilige römische Kirche“ mußten die Waldenser in dem von Papst Innocenz III. ihnen vorgeschriebenen Symbolum bei ihrer Rückkehr zur Kirche bekennen. Ebenso der Kaiser Michael Paläologus auf dem ökumenischen Concil zu Lyon (1274). Auf dem allgemeinen Concil zu Florenz (1439) kam Morgen- und Abendland in dem Glauben überein, „daß der heilige apostolische Stuhl und der römische Papst selbst der Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus, der wahre Stellvertreter Christi, das Haupt der ganzen Kirche und der Vater und Lehrer aller Christen sei.“ Jeder Katholik legt in dem trientinischen Glaubensbekenntniß das Gelöbniß ab: „Die heilige katholische und apostolische römische Kirche erkenne ich an als die Mutter und Lehrerin aller Kirchen

und verspreche und schwöre dem römischen Papste, dem Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus und Stellvertreter Jesu Christi, wahren Gehorsam." Diese Betheurungen und Glaubensbekenntnisse werden in der Constitution des vatikanischen Concils über den Primat feierlich wiederholt und bestätiget. Die Namen römische Kirche, römische Cathedra, römischer Papst können aus unsern Glaubensbekenntnissen nicht getilgt werden. Nur den römischen Bischof erkennen wir als Nachfolger Petri und als Oberhaupt der Kirche an. Es kann daher der Papst auf seinen apostolischen Thron in Rom nicht verzichten. Was selbst nur ein Wechsel der Residenz zu bedeuten hat, lehrt uns die Kirchengeschichte über den Aufenthalt der Päpste in Avignon: diese unselige Epoche wird die babylonische Gefangenschaft genannt. Wir wollen keine zweite babylonische Gefangenschaft.

Mit Recht hält daher Papst Leo XIII., trotzdem er dort nur geduldet, beargwohnt, überwacht, verläumdet und angefeindet leben kann, an Rom fest.

Der hl. Vater, in Wahrheit ein Gefangener der Nation, welcher die Kirche das Patrimonium Petri zur Bewachung und Hütung überlassen hatte, aufs Bitterste angefeindet von den Landsleuten, denen all sein menschliches Fühlen und Denken gehört, ist schlimmer daran, als die Päpste zur Zeit, als die Kirche ein verborgenes Dasein in den Katakomben führte. Es waren keine Christen, sondern Heiden, welche damals die Kirche verfolgten, und während die Heiden sie verfolgten, fingen die Christen gerade damals an, der Kirche große Widmungen zuzuwenden, welche ihr die freie Entfaltung ihrer Heilsthätigkeit gestatteten.

Aber wie ganz anders ist seitdem die Aufgabe der Kirche geworden! Wie unendlich viel ausgedehnter ihr Lehr-, Regierungs- und Priesteramtsgebiet. Dem Allen steht der hl. Vater gegenüber — ohne Mittel, wenn nicht die Gläubigen ihm zu Hilfe kommen.

Sein Thron steht nicht mehr im eigenen Lande; seine Regierungserfordernisse decken nicht mehr eigene Einnahmen.

Wo ist ein König Ina, ein König Offa, ein Karl der Große?

Wir denken, es sind heute, angesichts der großen Anforderungen, welche der hl. Vater befriedigen muß, angesichts der großen Aufgaben, die von der Kirche gelöst werden müssen, Millionen von Ina's und Offa's vorhanden! Wir denken, Karl der Große beschämt keinen Deutschen!

Der auf italienischem Boden aufgehobene durch das „Garantiegesetz“ auf die Stelzfüße der Diplomatie gestellte päpstliche Thron hat sein festes Fundament im Herzen jedes treuen Katholiken gefunden, bis ihm wieder sein ihm gebührender Platz unter den Großmächten weltlicher Territorien angewiesen ist.

Die Zeit ist längst vorüber, in welcher Staatsmänner und Könige ihre Völker zu Höherem führten, als dem was das „Staatsinteresse“ erheischt. Aber katholisch sein und ideal denken und fühlen, — das ist doch eigentlich dasselbe. Erschwingen wir uns auf den Standpunkt Ina's und Offa's!

Unsere Regierungen legen uns keine Steuer für den hl. Vater auf. Aber muß es nicht unser Herz und unser Verstand thun? Ist es nicht unsere Pflicht, dem hl. Vater die Mittel zur Regierung der Kirche zu gewähren?

Wir glauben, wenn Jemand erwägt, zu welchen Zwecken die dem hl. Vater zufließenden Gelder verwendet werden, und wer einigermaßen eine Analogie zieht mit dem, was der Staat für die ihm gezahlten Steuern dem einzelnen Unterthanen leistet, dann darf Niemand sich sagen müssen: „Wenn Christi Wort: „gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ wörtlich durchgeführt werden soll, dann bin ich in meiner Steuer für das „was Gottes ist“, weit zurück!“

Betrachtet man das, was der Staat uns für unsere Steuern leistet im Verhältnisse zu dem, was die Kirche uns bietet, so überwiegt ja sofort schon wegen des Zweckes die Kirche den Staat weitaus!

Welcher gute Staatsunterthan wird nicht in der Noth alles opfern, um das Vaterland zu erhalten? Wir haben in Zeiten der Noth in allen Ländern die heroischsten Beispiele von Opfern für die Freiheit des Vaterlandes gesehen.

Die Staaten gehen mehr und mehr dazu über, die Steuerkraft für die Staatsaufgaben den Staatsbürgern durch Selbsteinschätzung zu überantworten.

Die Kirche besitzt kein durchführbares Besteuerungsrecht, mit dem sie eine Selbsteinschätzung erzwingen könnte. Aber sie hat als Rechtstitel für ihre Forderung, daß wir erhalten müssen, was sie geschaffen — unsere Liebe; sie hat als Finanzminister, der das Budget aufstellt — unsere Begeisterung für ihre große, stets wachsende Sache; sie hat als Parlament, welches die Steuerumlage beschließt, — unsere Einsicht, und als Steuerexecutor — unsere Gewissen!

Und diesem Steuerexecutor legen wir die einfache Frage vor: „Steuerst Du, wie dem Staate, der für Dein irdisches Wohl und Wehe sorgt, auch der Kirche, die für Dein ewiges Heil wirkt?“ Wir Katholiken der ganzen Welt bilden in dem von Gott gesetzten, von der deutschen Nation zuerst erfaßten und mit dem Gluteifer des Idealisten zur Durchführung gebrachten Doppelstaate eine große, die ganze Welt umfassende Republick, das einzige Staatssystem, welches hocherhaben nicht kleinliche Einzelinteressen verfolgt, die, wo Ideale fehlen, sofort auf die Bahn des Gemeinen drängen. Sollte uns das Pflichtgefühl fehlen, unsere Regierung, die unter dem Drucke der Usurpation leidet, in ihrem Budget zu erhalten? Der von begeisterten germanischen Königen eingeführte Peterspfennig ist längst eine freiwillige Steuer geworden. Ist er heute nicht angesichts der Lage des Papstthums, der Kirche, unserer Zukunft eine durch unsere Einsicht *gebotene* Steuer?

Wir stellen diese Frage nicht an die Wenigbemittelten, die mit des täglichen Lebens Anforderungen hinreichend zu kämpfen haben. Wir wissen zudem sehr wohl, daß gerade diese der Wittwe im Evangelium gleichen, und daß das, was zum „Peterspfennig“ gesammelt wird, weitaus aus kleinen Gaben der Wenigbegüterten kommt. Wir möchten vor allem die mit Gütern Reichgesegneten erwecken, zu prüfen, ob bei der Ausfüllung des Steuerbogens ihr Gedanke auch nach Rom sich richtet. Hier ist wahrhaft eine Steuer*pflicht* zu erfüllen!

Beſeſſenheit, Zauberei und Hexenfabeln.

Von

Inſpector **Johann Diefenbach.**

„Wenn ich durch den Finger Gottes den Teufel austreibe, ſo iſt ja das Reich Gottes wahrhaft zu euch gekommen.“ Luk. 11, 20.

Einleitung.

Das katholiſche Volk in Deutſchland darf es billigerweiſe erwarten, daß nach dem großen Aufſehen, welches die Wemdinger Teufelsaustreibung in der ganzen Welt gemacht, vornehmlich aber wegen des unerhörten Mißbrauches, welchen eine liberale und ungläubige Preſſe damit getrieben hat, katholiſcherſeits Stellung zu dieſer Frage genommen und dem ungerechten Treiben gegenüber eine entſchiedene Abwehr begonnen werde. Man hat in Baden und Württemberg die Wemdinger Angelegenheit zu einer Rüſtkammer gemacht, um mit ungerechten Waffen die gerechten Forderungen der badiſchen und württembergiſchen Katholiken auf Zulaſſung katholiſcher Orden zu bekämpfen. In Norddeutſchland, beſonders in Preußen, wurde jener Vorfall ausgebeutet, um die Aufhebung des Ausnahmegeſetzes gegen die Jeſuiten und ihnen verwandte Orden, welche die preußiſchen Katholiken beharrlich verlangen, zu beanſtanden und als inopportun zu erklären. Wo gute Gründe und ſchlagende Beweiſe fehlen, da wird das kleinſte und unbedeutendſte Vorkommniß aufgebauſcht zu einer „cause célèbre“, und aus der „Mücke ein Elephant“ gemacht. Die Katholiken können nicht darauf verzichten, ihre Religions- und Gewiſſensfreiheit zu vertheidigen, ſie müſſen an dem Grundſatze feſthalten: „Gleiches Recht für alle“, und können ſich einer Bevormundung ſeitens Andersgläubiger und der Staatsgewalt in dem, was zu ihrem Glauben und kirchlichen Leben gehört, nicht gefallen laſſen. Das „suum cuique“, „Jedem das Seine“, iſt bei konfeſſionellen Angelegenheiten vorzugsweiſe zu reſpectiren. Wenn aber unſere

Gegner vom „evangelischen Bunde", pochend auf die numerische Überzahl der Nichtkatholiken, uns drohen mit dem Goetheschen Worte: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt", so läßt das uns kalt. Denn Furcht kennen wir nicht, so wenig wie die ersten Christen, welche in einer ungeheuren Minorität der Allgewalt des heidnischen Staates gegenüberstanden. Wir haben auch ein zu großes Vertrauen auf das noch anerkannte Prineip der Gleichberechtigung und auf das ungeschmälerte Gewicht und Ansehen von Recht und Gerechtigkeit.

Die unsinnigen und ungerechten Folgerungen, welche man an den Exorcismus in Wemding geknüpft hat, verdienen insofern unsere volle Beachtung, als sie Symptome sind, welche verrathen, wie wenig man die Prineipien der Wahrheit und Gerechtigkeit den Katholiken gegenüber gelten läßt. Selbst wenn P. Aurelian in seinem Verhalten am 13. und 14. Juli 1891 gefehlt hätte, dann würde noch immer kein Grund und keine Veranlassung vorliegen, um gegen die Orden, gegen die katholischen Priester, gegen die katholische Kirche, oder gegen das Christenthum überhaupt zu Felde zu ziehen, wie dieses in der ungläubigen Presse geschehen ist.[1]) Man hat den Exorcismus sowohl wie den Glauben an Besessenheit nicht bloß als einen Rückfall in das Mittelalter, sondern auch als einen Rückschritt ins Heidenthum bezeichnet. Schon vor etlichen Jahren ließ sich die Stimme eines protestantischen Juristen[2]) also vernehmen: „Die Exorcismen, welche die Geistlichkeit viele Jahrhunderte vor der strafgerichtlichen Hexenverfolgung übte, blieben noch lange, nachdem die fortgeschrittene Erkenntniß und Humanität diesen Auswuchs des mittelalterlichen Aberglaubens beseitigt hatten, unverändert in Uebung." Wir wollen gerne dem Herrn Landrichter ein so langes Leben wünschen, bis er die Aufhebung des Exorcismus in der katholischen Kirche erlebt.

Doch jetzt zu der Angelegenheit von Wemding, welche zur Abfassung dieser Schrift die entferntere Veranlassung gegeben hat, während die nähere und wirksamere Ursache in der Haltung der Gegner gelegen ist.—

Am 14. Juli 1891 ist in der Kirche zu Wemding ein Exorcismus an einem Besessenen vorgenommen worden und zwar mit

[1]) Besonders in der Frkf. Ztg. vom 20. Novmbr. 1892.

[2]) Landrichter Dr. H. Pollack, Mittheilungen über den Hexenprozeß in Deutschland. Berlin 1886 S. 49.

Erfolg, nachdem am Tage vorher die Versuche vergeblich geblieben waren. Es handelte sich um den zehnjährigen Knaben Michael Zilk von der Oberlottermühle bei Wemding. Dieser litt seit dem 10. Februar 1891 an ganz auffälligen abnormen Zufällen und schrecklichen Delirien. Er konnte weder selbst beten noch beten hören, ohne in die greulichsten Wuthausbrüche zu gerathen; dasselbe geschah, wenn heilige oder geweihte Gegenstände in seine Nähe gebracht wurden. Er mißhandelte aufs gröblichste seine Eltern, spuckte Priester und hl. Sachen mit Zeichen des Hasses und der Verachtung an; er war in seinem Rasen nicht fest zu halten, auch nicht von den stärksten Männern. Ärztliche Hilfe war angewandt worden, aber vergeblich; desgleichen kirchliche Benedictionen. Der Hochwürdigste Herr Bischof Pankratius von Augsburg hatte den Knaben im Wemdinger Pfarrhause selbst sich vorführen lassen und an seinem Verhalten die Überzeugung gewonnen, daß er besessen sei. Am 25. Juni gab er deshalb auch die Erlaubniß zur Vornahme des feierlichen Exorcismus. Da die Eltern ihr Vertrauen den PP. Kapuzinern zu Wemding zuwandten, mußte noch die Erlaubniß vom Hochwürdigsten Ordinarius des Bisthums Eichstätt eingeholt werden, zu dessen Diöcese Wemding gehört.

Am Nachmittage des zweiten Tages, am 14. Juli, war die Besessenheit gewichen; der Knabe wurde ruhig, freundlich, umgänglich und gesprächig, was er vorher gar nicht war. Er weinte viel und wußte sich der Excesse seit dem verflossenen halben Jahre wenig oder gar nicht zu erinnern. Er ist seitdem ein frischer, gesunder und munterer Junge und hat in diesem Frühjahre die erste hl. Kommunion empfangen.

[Gegenüber dem Entrüstungssturme der liberalen Blätter hat die katholische Presse im Ganzen ihre vertheidigende Stellung mit Ruhe und Würde eingehalten. Warm in Schutz genommen wurde P. Aurelian von dem Aachener „Echo der Gegenwart" und von der „Niederrheinischen Volkszeitung". Die „Kölnische Volkszeitung" bemängelte mit Recht das Verfahren des Exorcisten bezüglich der Ehefrau Herz und der Unbehutsamkeit mit dem Manuscripte seines Berichts. Dieselbe Ansicht vertrat in der Gerichtsverhandlung zu Eichstätt der als Sachverständiger geladene Dompropst Dr. Pruner. Nur die „Tremonia" in Dortmund tadelte vorwurfsvoll das Benehmen des P. Aurelian, wozu die Veranlassung fehlte. In dem vor-

liegenden Berichte[1]) des Paters ist außer den zwei Unvorsichtigkeiten nichts zu tadeln.[2]) Er hat im guten Glauben und nach Vorschrift der Kirche in dieser traurigen Angelegenheit gehandelt. Wenn er den Tadel und die Angriffe der Kirchenfeinde nicht bloß gegen seine Person, sondern gegen den Ordensstand überhaupt losbrechen sah, so erkannte er und jeder Unparteiische, daß die Gegner zu keiner gerechten Beurtheilung kamen, weil ihnen die Befähigung dazu abging. Der grundsätzliche Gegner und Feind kann nicht einmal als unparteiischer Zeuge, geschweige als gerechter Richter gelten. Was Tacitus von den Christen seiner Zeit sagte, daß sie Gegenstand des Hasses seitens des ganzen Menschengeschlechtes seien, läßt sich heute von den Ordenspriestern sagen, nur mit dem Unterschiede, daß man zu dem „ganzen" das Wort „ungläubigen" hinzufügen muß. Dem gegenüber ist es Pflicht der Katholiken auf Abwehr bedacht zu sein. Aus diesem Gefühle sind die vorliegenden Blätter entsprungen. Sie sollen dazu beitragen, die gerechte Sache unserer hl. Kirche gegen die unberechtigten Angriffe ihrer Gegner in Schutz zu nehmen und die weniger kundigen katholischen Laien über den Gegenstand des Streitpunktes orientiren. Deshalb wird in folgendem über die 3 Fragen eine Erörterung anzustellen sein: 1. was ist Besessenheit? 2. was ist Hexerei? 3. was fabuliren unsere Gegner in dieser Beziehung? Unsere Ausführungen gründen wir auf die Lehren unserer hl. Kirche und die berühmtesten Vertreter der katholischen Theologie.

I. Die Besessenheit.

1. Mit diesem Begriffe bezeichnet man Erscheinungen am menschlichen Körper, welche alle Symptome der gewöhnlichen Krank-

[1]) Authentischer Bericht über die Teufelsaustreibung in Wemding. Buchdruckerei A. Hellmuth. Wemding. 10 Pf.

[2]) In der Beleidigungsklage, welche die Ehefrau Herz gegen den Hochw. P. Aurelian angestrengt hat, ist letzterer zu 50 Mk. Strafe und Tragung der Kosten verurtheilt worden, weil er in seinem Berichte der Ehre der Klägerin geschadet habe. Auch die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" wurde auf Klage des P. Aurelian in gleiche Strafe verurtheilt wegen unbefugter Veröffentlichung des Manuscriptes. Jedenfalls hat die Kölnerin durch ihre unberechtigte Publikation der Ehre der Frau Herz mehr Abbruch gethan, als P. Aurelian durch seinen Privat-Bericht, der für die Öffentlichkeit nicht bestimmt war. Der liberale Redakteur Dr. Horn in Aschaffenburg hatte das Manuscript des P. Aurelian in der Bahnhofrestauration zu Lohr an sich genommen, es in der Nacht copirt und diese Abschrift der Kölnischen Zeitung, angeblich gegen eine hohe Summe, überlassen.

heiten weit überschreiten und auf natürliche Weise weder erklärt noch geheilt werden können. Solche Erscheinungen traten zu allen Zeiten auf und sind deshalb „Besessene“ bei allen Völkern alter und neuer Zeit erwähnt. Die Erklärung dieser Erscheinung erfordert 3 Voraussetzungen: 1) daß es eine Geisterwelt, 2) daß es böse Geister gibt, und 3) daß letztere auf den Menschen einen gewissen und zwar schädlichen Einfluß auszuüben in der Lage sind. Auch diese Voraussetzungen sind Gemeingut aller Völker. Sie bilden für den Christen nicht eine bloß historische Wahrheit, sondern einen integrirenden Theil des geoffenbarten Glaubens.

Bezüglich der Gewalt, welche Satan auf den Menschen auszuüben vermag, muß man unterscheiden eine moralische und eine physische Einwirkung. Er hat diese erlangt in Folge des Sündenfalles, welcher unter seinem Einflusse sich vollzog. [1]) Die moralische Einwirkung ist ihm gegeben auf alle Menschen durch innere Anregungen zu böser That, wobei sowohl die geistigen Vermögen, z. B. Erkenntniß, Gedächtniß, Phantasie, mit Ausnahme des freien Willens, wie auch die sinnlichen Vermögen und Regungen der leiblichen Natur in die Sphäre seiner Macht gehören. Von dieser Anfechtung, welche wir gewöhnlich mit dem Worte „Versuchungen“ bezeichnen, sind auch selbst Gerechte und Heilige nicht befreit, wie St. Paulus beklagt. [2])

Die physische Einwirkung ist ihm jedoch nur bei einzelnen Individuen gestattet, bei denen Gott in seinen unbegreiflichen Rathschlüssen zu seiner Ehre und Verherrlichung diese zuläßt. In solchen Fällen nimmt Satan den Gebrauch des leiblichen Organismus, in höherem oder geringerem Grade, in Beschlag oder in Besitz, und nennt man diesen Zustand um deswillen Besessenheit.

Die theilweise Besessenheit, wenn sie mehr in äußerer Beeinflußung sich kundgibt, nennt man nach dem canonischen Sprachgebrauche circumsessio; wenn sie partiell ins Innere auftritt obsessio; wenn sie als eine totale erscheint possessio oder insessio. Zur Zeit Christi gab es der Besessenen viele, welche vom göttlichen

[1]) Das Tridentinum sagt vom gefallenen Menschen: „er hat mit dem Tode die Knechtschaft unter der Herrschaft desjenigen angetreten, welcher seitdem des Todes Gewalt hat, d. h. des Teufels.“ (Hebr. 2, 14)

[2]) „Es war mir gegeben ein Stachel in meinem Fleische, ein Engel des Satans, der mir Faustschläge giebt.“ 2 Cor. 12, 7.

Heilande ſelbſt oder von ſeinen Jüngern von ihren Peinigern befreit wurden. Selbſt die Juden anerkannten dieſe Thatſache, nur ſchrieben ſie dieſe Macht dem Oberſten der Teufel zu.[1]) Die Beſeſſenheit war wiederholt mit Krankheitsſymptomen verknüpft; es war der eine ſtumm, der andere taubſtumm, der dritte mit Krämpfen behaftet.

Die Jünger, welche gleichfalls in Jeſu Namen und Auftrage Beſeſſenen Heilung brachten, hatten nicht immer den gewünſchten Erfolg. So erklärte der Vater des Taubſtummen, daß die Jünger des Herrn nicht vermocht hätten, ſeinen Sohn zu befreien, und fragen jene den Meiſter um die Urſache dieſes Phänomens.[2]) Im ganzen berichtet die hl. Schrift ſieben Teufelsaustreibungen durch den Heiland. In der Apoſtelgeſchichte[3]) wird berichtet, daß der hl. Paulus während ſeines zweijährigen Aufenthaltes in Epheſus Beſeſſene befreite.

Dieſe von Chriſtus den Apoſteln übertragene Gewalt blieb in ſeiner Kirche für die Folgezeit wirkſam und wird übertragen durch die niedere Weihe der Exorciſten: „ordo exorcistarum“. Die apoſtoliſchen Väter und die Kirchenſchriftſteller der erſten chriſtlichen Jahrhunderte berichten von zahlreichen Beiſpielen der Teufelsaustreibung, ſo daß die Heiden darüber ſtaunten, und die Chriſten ſich darauf berufen konnten als auf notoriſche Thatſachen, welche die Göttlichkeit ihrer Religion bezeugten. Der chriſtl. Philoſoph und Apologet Juſtinus beruft ſich darauf in ſeiner Apologie (II, 6) als auf weltbekannte Thatſachen. Irenäus[4]) macht auf die Bedeutſamkeit dieſer Thatſachen aufmerkſam, indem er ſchreibt „O, daß du ſie hören und ſehen wollteſt, wenn ſie von uns beſchworen und mit geiſtigen Streichen gepeinigt und durch die Folter der Worte hinausgewieſen werden; wenn ſie mit Heulen und Stöhnen nach Art der menſchlichen Stimme, aus göttlicher Machtvollkommenheit Streiche und Schläge ſpürend, die Ankunft des Richters bekennen“. Gleiches berichtet Cyprian in ſeinen Briefen an Demetrius und Tertullian in ſeiner Apologie Kap. 23. In der chriſtlichen Sprache wurden die Beſeſſenen „energumeni“ genannt. Ueber ihre Behandlung faßten Beſchlüſſe die Synoden von Eliberita 305, Kap 29; Karthago 398; Orange 441; Toledo 675. —

Die durch die Taufe geheiligten und der Kirche angehörenden

[1]) Luc. 11, 15. [2]) Marc. 9, 17—27.
[3]) Apoſtelgeſch. 19, 12. [4]) Adversus haereses II, 32.

Glieder ſind, weil Angehörige des myſtiſchen Leibes Chriſti, [1]) vor der phyſiſchen Gewalt des Satans weit mehr geſchützt als die außerhalb der chriſtlichen Kirche oder vor der Geburt Chriſti lebenden Menſchen. Sie ſind im Gnadenſtande mit Chriſto verbunden wie die Rebe mit dem Weinſtocke; nach des Apoſtels Ausſpruch ſtehen ſie unter beſonderem Schutze; denn, „wenn Gott mit uns iſt, was kann dann wider uns ſein“. [2]) Daraus erklärt ſich der ſo oft wiederkehrende Wunſch in der hl. Meſſe: „Dominus vobiscum“, „Der Herr ſei mit euch!“ Chriſtus will aber mit uns ſein bis ans Weltende. [3]) Deshalb ſind Beſeſſenheiten unter den Chriſten viel ſeltenere Erſcheinungen; unter den Ungetauften, unter den Heiden kommen ſie viel öfter vor und ſind nach den Zeugniſſen unſerer Miſſionäre noch heutzutage nicht ſelten. Die von den PP. Jeſuiten edirten Blätter „die Katholiſchen Miſſionen“ geben in ihren ſeitherigen Jahrgängen hierfür manche Belege.

Aus dieſer Sicherſtellung gegen die phyſiſche Macht des Satans ſchöpften die Chriſten die freudige Hoffnung des Heiles und ihre Zuverſicht auf ein friedliches Leben auf Erden. Jedoch bleibt ihnen der Kampf gegen die moraliſche Macht des böſen Feindes als unvermeidliche Prüfung immer zu beſtehen, weshalb der heilige Paulus den Chriſten die „Waffenrüſtung Gottes“ [4]) empfiehlt, und der hl. Petrus ſie zur Wachſamkeit, Nüchternheit und Feſtigkeit im Glauben auffordert. [5]) In ſeinem Briefe an die Magneſier feiert der hl. Ignatius die Verbindung mit Chriſtus und dem Vater, durch welche wir „trotz aller Macht und Gewalt des Fürſten der Finſterniß ſiegreich hervorgehen und zu Gott gelangen“. [6]) Im Paſtor des Hermas heißt es: „Der Teufel iſt nicht zu fürchten; denn wer Gott fürchtet, herrſcht über ihn.“ Ferner: „den Teufel fürchtet nicht; denn er hat keine Obergewalt; er kann nicht die Knechte Gottes überwinden, welche von ganzem Herzen auf ihn vertrauen.“ (II. 6. 7.)

Jedem Getauften bleibt die volle Willensfreiheit erhalten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er ſich durch Mißbrauch derſelben zum Werkzeug und Sklaven des Satans erniedriget und nicht bloß ſeines ewigen Heiles verluſtig geht, ſondern auch, unter beſonderer Zulaſſung Gottes, leiblich von ihm als ſein Eigenthum in Beſitz genommen werden kann. Selbſt in dieſem Falle aber muß Satan

[1]) Epheſ. 5,29 f. — [2]) Röm. 8,31. — [3]) Matth. 28,20.
[4]) Epheſ. 6, 11. 13. — [5]) 1 Pet. 5, 8. — [6]) Hefele, Apoſt. Väter S. 177.

Christo als dem Stärkeren weichen nach Lukas 11, 21. Hier ist die Rede von dem unreinen Geiste, welcher aus seinem Hause getrieben wird. „Wenn der Starke bewaffnet sein Haus bewacht, ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer als er hinzukommt und ihn besiegt, nimmt er ihm die gesammten Waffen und vertheilt seine Beute". So kann die Besessenheit selbst unter Christen vorkommen, welchen aber in der Gewalt der Kirche über den Teufel ein Mittel der Befreiung gegeben ist.

Was nun die Ursache der Besessenheit betrifft, so ist diese nicht leicht darzulegen. Sie kann von Menschen ausgehen und in eigner oder fremder Verschuldung liegen. Durch eigne Verschuldung fuhr Satan in Judas; in der Verschuldung seiner Eltern glaubten die Juden den Grund zur Besessenheit des Knaben zu finden. Eine solche fremde Schuld glaubte man oftmals in der Bosheit der Eltern durch Verfluchung und Verwünschung ihrer Kinder gefunden zu haben. Im alten Testament heißt es sinnbildlich: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, der Mutter Fluch reißt sie nieder." Doch kann auch ohne menschliche Verschuldung ein solches Uebel als bloße Prüfung oder zur Verherrlichung der Macht Gottes von der Vorsehung zugelassen werden. Hiob und der hl. Antonius wurden vom Teufel geplagt; aber sie waren durchaus nicht vom Teufel besessen.

Die Kennzeichen von Besessenheit sind verschiedenartig, nicht immer leicht zu unterscheiden von verwandten Erscheinungen bei körperlichen Krankheiten wie Hysterie, Veitstanz, Krämpfe ꝛc., so daß nicht selten diese Abnormitäten mit den Symptomen der Besessenheit verwechselt wurden. Zu letztern rechnet man gemeinlich:

1) ungewöhnliche anormale Kraftentwicklung des Körpers. Es wird oft die Beobachtung gemacht, wie bei dem zehnjährigen Michael Zilck in Wemding, daß ein schwacher Knabe von den stärksten Männern nicht gebändigt werden kann.

2) Das Reden in fremden Sprachen. Wier, der bekannte Arzt und Gegner der Hexenverfolgung, berichtet in seinem berühmt gewordenen Buche „von den Blendwerken des Satans", daß ein ungebildetes besessenes Mädchen in Sachsen griechisch gesprochen,[1])

[1]) Wierus de praest. Daem. S. 453. Ante 12 annos mulier erat in Saxonia, quae nullas litteras didicerat, tamen cum agitaretur a diabolo loquebatur graece et latine de futuro bello saxonico: „erit magna angustia in terra et ira in populo."

eine andere Person in Italien, gleichfalls ungebildet, Verse aus Virgil citirt habe. In neuester Zeit wird ähnliches, d. h. Reden in fremden Sprachen bei einem Falle in Luxemburg unter Bischof Laurent 1843 und von der Gottfriedin Dittus in Möttling 1842 berichtet. [1])

3) Eine ungewöhnliche geistige Aufgeregtheit bei Annäherung oder Gebrauch hl. Gegenstände, Reliquien u. s. w. — die sogenannte Hagiophobie, sowie Ausbrüche der Wuth bei Aussprechung heiliger Namen, Verrichtung von Gebeten oder Gebrauch des Weihwassers, geweihter Dinge — Erscheinungen, welche zu Wemding in großem Umfange hervortraten.

Zur näheren Charakterisirung der dort vorgekommenen Erscheinungen und deren Beurtheilung ist das Gutachten des Herrn Dompropstes Dr. Pruner in Eichstätt von Belang. Dieses lautet:

„Ich habe mich darüber zu äußern, ob der Herr Beklagte berechtigt war, ein Malefizium anzunehmen. Zunächst frage ich, ob ihm genügender Anlaß gegeben war, eine Besessenheit anzunehmen und den Exorcismus über den angeblich Besessenen zu sprechen. Daß es Besessenheit auch heutzutage noch geben kann und giebt, darüber besteht bei keinem gläubigen Christen ein Zweifel. Christus selbst hat es als ein Kennzeichen seiner wahren Kirche ausgesprochen, daß in seinem Namen Teufel ausgetrieben werden. Ob in unserem Falle Besessenheit vorlag, hatte Pater Aurelian zu prüfen nach den vom Rituale unserer Kirche und den Theologen angegebenen Kriterien. Dahin gehört eine unmenschliche Kraft, welche sich an der Person kund giebt. Der Knabe, welcher dem Pater vorgeführt wurde, obgleich erst 10 Jahre alt, erwies sich aber in seinen Anfällen stark genug, um mit Leichtigkeit einen sehr kräftigen Mann zu Boden zu werfen. Ein weiteres Kriterium ist die Hagiophobie, Scheu vor allem Heiligen, als geweihtem Wasser, Reliquien, Zeichen des Kreuzes, Benediction u. s. w. Wir haben gehört, in welche Wuth die Annäherung der heiligen Sachen den Knaben versetzte. Ganz besonders spricht ein Zustand für die Besessenheit, in dem Jemand ohne Bewußtsein redet und thut, was nur dem Geiste der Bosheit eignet, und was die leidende Person in normalem Zustande in jeder Weise perhorrescirt, wovon sie auch nach Eintreten des Bewußtseins nichts mehr weiß. Darin besteht eben die Besessenheit, daß der Dämon im leiblichen Organismus sich festsetzt und der Organe desselben sich bedient zu seinen Reden und Handlungen ohne Wissen und Willen der Person, die nun in einem Leidenszustande sich befindet. Derartige Zustände nun — dämonische Extase — waren bei dem Knaben äußerst häufig. Für Pater Aurelian war das Urtheil, es liege thatsächlich Besessenheit vor, noch dadurch erleichtert, daß der hochwürdigste Herr Bischof von Augsburg, ein Greis von 80 Jahren, welchem neben seiner erhabenen Würde und Autorität

[1]) Perty, die mystischen Erscheinungen 332—34.

noch die reichſte Lebenserfahrung zur Seite ſteht, ſelbſt den Knaben beobachtete und auf Grund ſeiner Wahrnehmung zur Vornahme des feierlichen Exorcismus zu ſchreiten geſtattete. Der Herr Beklagte vollzog denſelben nach dem Rituale Romano-Eystettense. Dieſes ſchreibt aber dem Exorciſten vor, u. A. auch zu unterſuchen „causam“, die Urſache der Beſeſſenheit, und ſpeciell, ob ſie nicht begründet ſei „in arte magica“ oder in einem „maleficium“. Darunter wird im Allgemeinen verſtanden der Bund mit dem Dämon und auf Grund desſelben Anwendung von Medien, welche demſelben dienen ſollen, außerordentlichen Schaden bringenden Einfluß auf eine andere Perſon oder ihr Gut zu üben. Daß es derartige verbrecheriſche Handlungen gebe, dafür zeugt die heilige Schrift, vor allem des Alten Bundes, an ſehr vielen Stellen, — ferner das canoniſche Recht, faſt die ganze 26. Cauſa des Gratianiſchen Decretes — und auch das Corpus juris civilis. Der Herr Beklagte war alſo berechtigt, ja er handelte mit dem Bewußtſein der Erfüllung ſeiner Pflicht, wenn er nach der Urſache fragte, warum der Dämon den Knaben beſeſſen hatte und ihn nicht verlaſſen wollte. Die Antwort des Knaben lautete wirklich auf Maleficium. War ſie für den Pater glaubwürdig? Der Satan iſt allerdings der Lügengeiſt. Aber er kann von der Kirche und nur durch die Kirche im Namen Gotes gezwungen werden, die Wahrheit zu ſagen. In unſerem Falle zeigte klar und unwiderleglich der Ausgang des Exorcismus, die Heilung des Knaben, daß der Dämon gezwungen war, der Autorität und dem Machtworte der Kirche ſich zu beugen. Es konnte daher auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Antworten, welche er auf die im Namen der Kirche geſtellten Fragen gab, ihm abgezwungene wahre Angaben geweſen ſind. Im Namen der Kirche war er nach der Urſache der Beſeſſenheit gefragt, und er gab Maleficium an. Dies daher zu glauben, war der Exorciſt vollkommen berechtigt. Etwas Anderes iſt es, was den Namen der maleficirenden Perſon betrifft. Danach zu fragen, enthält das Rituale keine Vorſchrift. Dieſe Frage iſt alſo nie geſtellt im Namen der Kirche. Ihr iſt es ohne Intereſſe, die Perſon zu kennen, nur die Urſache der Beſeſſenheit muß eruirt werden. Dieſem Punkte des vorgenommenen Exorcismus gegenüber halte ich mich daher auch indifferent. Die Angaben des Dämon auch hierin für wahr zu halten, iſt kein zwingender Grund.“

Das Heilverfahren anlangend iſt es klar, daß, ſofern die Beſeſſenheit nur durch Gottes Zulaſſung eingetreten iſt, ſie auch nur durch die Kraft Gottes wieder aufgehoben werden kann. Wie ſchon bekannt, übertrug Chriſtus ſeine Gewalt auf die Apoſtel und deren Nachfolger gemäß ſeinen Worten: „Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch.“ Dieſe Gewalt liegt urſprünglich bei jedem Chriſten; allein die rechtmäßige Befugniß zur Vornahme des Exorcismus iſt bedingt von einer ſpeziellen Autoriſation durch die Kirche, welche den Klerikern in einer der vier niederen Weihen ordnungsmäßig ertheilt wird. Bei Vornahme des Exorcis-

mus wird als vorbereitendes Hilfsmittel die Anwendung der Sacramentalien, geweihter und hl. Dinge erlaubt, als geweihtes Waſſer, Salz, Kreuze, Medaillen, Reliquien u. ſ. w. Del Rio kennt elf verſchiedene Mittel, welche im Laufe der Zeit bei ſich ergebenden Fällen von Beſeſſenheit angewandt wurden. Doch kann man die Anwendung ſolcher Mittel nur als Vorbereitungsſtufen zu dem eigentlichen Exorcismus betrachten. Dieſer beſteht in der Verrichtung verſchiedener Gebete, welche durch die Kirche vorgeſchrieben und im Rituale verzeichnet ſind.

Je nach der geringeren oder größeren Feierlichkeit unterſcheidet man einen gewöhnlichen und einen feierlichen Exorcismus. Letzteren hat Pater Aurelian am 14. Juli in Wemding zur Anwendung gebracht. Verſchiedene Berichte über Exorcismen findet man bei dem Jeſuiten Gretſer in ſeinem Werke über Weihungen und Verwünſchungen.[1]) In der alten Mainzer Agende, welche von dem Kurfürſten Johann Philipp von Schönborn, dem Gegner der Hexenproceſſe, 1671 herausgegeben wurde, iſt für die Vornahme des Exorcismus bei Energumenen eine beſondere Anweiſung für den Exorciſten vorausgeſchickt. Als ernſte Mahnung wird die Warnung vorangeſtellt, daß man ja nicht leichtgläubig ſein darf, „ne facile credat.“ Als beſondere Kennzeichen der Beſeſſenheit werden hier angegeben: in fremden Sprachen reden, Verſtändniß derſelben beim Hören, oder Kenntniß geheimer ferner Dinge, eine über das Alter weit hinausgehende körperliche Kraftentwickelung.[2]) Die Herbeiziehung eines Arztes wird als nothwendiges Poſtulat gefordert. Man ſieht hieraus, daß es der Kirche ſehr angelegen iſt, auf der einen Seite dem armen unglücklichen Menſchen zu helfen, auf der andern Seite nach Kräften Betrug, Heuchelei und Irrthum zu verhüten.

Schließlich erübrigt noch ein Wort über die Möglichkeit der Beſeſſenheit anzufügen. Sobald eine wenn auch ſchwer glaubliche Sache als wirkliche Thatſache erwieſen iſt, kann die Möglichkeit derſelben nicht mehr beſtritten werden. Selbſt im Haushalt der Natur und im Univerſum liegen viele Thatſachen, die von

[1]) Jakobi Gretseri S. I. Theologi libri duo de benedictionibus et maledictionibus. Ingolstadii 1615. S. 126, 142, 143, 159.

[2]) Ganz überraſchend waren dieſe Kennzeichen hervorgetreten bei den 2 beſeſſenen Knaben zu Illfurth, Theobald und Joſeph Burner, 1868 nach dem authentiſchen, von der kirchlichen und Civilbehörde beglaubigten Berichte des Pfarrers Karl Brey. Altkirch 1870. S. 24 — 30.

uns weder begriffen noch erklärt werden können, an deren Möglichkeit und Wirklichkeit wir nichts destoweniger glauben müssen. Übrigens hat die Neuzeit in den merkwürdigen Erscheinungen des Magnetismus und Hypnotismus den Beweis erbracht, daß der Magnetiseur sein Medium gänzlich beherrscht. Während die Geistesthätigkeit des letzteren vollständig aufgehoben oder paralleliſirt erscheint, tritt der Wille des Magnetiseurs mit freier Dispositions-Befugniß über den körperlichen Organismus des Mediums auf. Dr. Kraepelin bezeichnet diesen Zustand als „eine eigenthümliche Alteration des Bewußtseins, die sich hauptsächlich durch die Ausschaltung jenes Einflusses auszeichnet, welche die Überlegung und Willkür des Individuums auf die apperceptiven Vorgänge und die äußeren Willenshandlungen ausübt.[1])"

Wir wollen nicht unterlassen auch das Urtheil eines renommirten Arztes, welcher als Privatdocent an der Universität zu Würzburg wie als praktischer Arzt sich des besten Rufes erfreute, in dieser Frage zu hören. Dr. August Stöhr hat in seinem ausgezeichneten Handbuch der Pastoralmedizin[2]) der vorliegenden Frage ein Hauptaugenmerk zugewendet. Er beherrscht dieses Feld als Mann der Wissenschaft und der Erfahrung. Er kennt die zahlreichen Fälle des Betrugs, der Simulation und der körperlichen rein natürlichen Krankheitserscheinungen, welche der gewöhnliche Mann wegen ihrer ungewöhnlichen und anormalen Symptome leicht für dämonische Besitzung zu halten geneigt ist. Er warnt deshalb jeden Seelsorger aufs nachdrücklichste vor Düpirung. Er selbst kennt aus zwanzigjähriger Praxis zwei Fälle, in welchen er als Arzt zu angeblich Besessenen gerufen wurde, bei welchen sich jedoch nur natürliche Ursachen der Krankheit finden ließen. Er kann nicht umhin dem katholischen Clerus bezüglich seines Taktes und der Vorsicht bei ähnlichen Fällen das beste Lob zu ertheilen; namentlich erwähnt er die vortreffliche Haltung des

[1]) Compendium der Psychiatrie von Dr. Emil Kraepelin, Docent an der Universität Leipzig. Leipzig 1883 S. 210. Verfasser rechnet den Hypnotismus unter die Schlafzustände und bezeichnet diesen Zustand als „experimentelle Geistesstörung" und deren Inscenirung „Befehlsautomatie", durch welche der Magnetiseur eine zwingende Macht erlangt, mit der es ihm gelingt, durch die bloße Aufforderung eine beliebige Handlung beim Hypnotisirten hervorzurufen. Beim Erwachen besteht keinerlei Erinnerung an das Vorgefallene.

[2]) Handbuch der Pastoralmedicin mit besonderer Berücksichtigung der Hygieine. III. Auflage. Herder i. Fr. 1887. S. 393.

Bischofs von Grenoble in dem volle sechs Jahre dauernden Besessenheitsspuke im Kloster Loudun. Ferner die des Erzbischofs von Paris gegenüber einer der berühmtesten Epidemien pseudodämonischer Krankheit, jener sog. „Convulsionaires" auf dem Kirchhofe zu St. Medard. Endlich des Bischofs von Pavia Turini gegenüber der großen Zahl sogen. Besessener, welche sich alljährlich am Feste des hl. Dornes in Pavia einfanden. Trotz all dieser Einschränkungen und vollsten Kenntniß aller verschlungenen Irrgänge bei angeblichen Besessenheiten kann er nicht umhin folgendes Urtheil in dieser schwierigen Frage zu fällen:

„Es giebt also dämonische, in ihrer Antiologie von den durch den Einfluß natürlicher Dinge entstandenen pathologischen Vorkommnissen grundverschiedene mit Zulassung Gottes durch übernatürliche Kräfte und durch die Macht böser Geister erzeugte menschliche Krankheiten. Fügen wir dieser Definirung dann noch eine zweite Thesis an, daß nämlich als die erfolgreichsten und berechtigtsten (allerdings nicht unfehlbar wirksamen) Heilmittel solcher dämonischer Erkrankungen die Gnadenmittel der katholischen Kirche, die Sakramentalien und besonders der kirchliche Exorcismus anzusehen sind, so ist in dieser schwierigen Frage das scharf umschriebene Gebiet der kirchlich festgestellten Glaubenswahrheiten, für uns also der zweifellosen Thatsache, erschöpft und die Lösung der vielen Räthsel, die sonst noch die ganze Sache in sich birgt, haben die Wißbegierigen auf dem weiten Felde der Conjectur zu suchen."

Wir können darum nicht umhin, Dr. Stöhrs Handbuch nicht bloß den katholischen Seelsorgern, sondern auch unseren Gegnern im Lager des Protestantismus, namentlich Herrn Nippold und Genossen, aufs angelegentlichste zu empfehlen. [1])

Eine wahre Genugthuung hat uns die an und für sich unmotivirte Erklärung des protestantischen Oberkonsistoriums in Baiern wegen der Wemdinger Frage dadurch bereitet, daß es die Möglichkeit teuflischer Besitzung nicht bestreitet, sondern zugiebt. Dieses ist um so erfreulicher, als die neuere Richtung des Protestantismus

[1]) Die eingehendste und gründlichste Schrift katholischerseits, welche sich mit der vorstehenden Frage ausschließlich befaßt, ist diejenige von Dr. David Leistle, Professor zu Dillingen, unter dem Titel: Die Besessenheit mit besonderer Berücksichtigung der Lehre der hh. Väter. Dillingen 1887.

dieſelbe thatſächlich leugnet.[1]) Wir müſſen deshalb auch dieſe noch kurz ins Auge faſſen.

2. Der Proteſtantismus eröffnete ſeine Aera mit dem Dogma von dem übermächtigen Einfluß des Satans auf alle Kreaturen. Ihm, lehrte er, ſei ſogar der menſchliche Wille unterworfen, ſodaß dieſer nicht mehr frei ſei. (Luthers Schrift: „de servo arbitrio.") Eine ſolche Monſtroſität hatte noch kein katholiſcher Theologe behauptet, weshalb Erasmus, obgleich Chorführer der aufgeklärten Humaniſten, ſich dagegen auflehnte in der bekannten Schrift: „de libero arbitrio." Aus dieſem Grunde glaubten und lehrten Luther, Calvin, Beza u. a. die Möglichkeit einer teufliſchen Beſeſſenheit. Mit vielem Wohlbehagen erzählten die ſpäteren Prediger auf ihren Kanzeln von zwei Teufelsaustreibungen, welche Luther zu Wittenberg 1545 an einem fünfzehnjährigen Mädchen und 1538 an einem Studenten vorgenommen habe.[2])

Als ein merkwürdiges Beiſpiel aus dem 17. Jahrhundert ſteht jener Fall da, welcher dem Juriſten Reinkingk Veranlaſſung zu einem ſpeziellen Rechtsgutachten gab über die angebliche Beſeſſenheit eines Mädchens, welche nach dem Urtheile des ganzen kirchlichen Oberminiſteriums von Schleswig-Holſtein vorhanden war. Da die Unglückliche auch der Zauberei beſchuldigt worden, wurde ſie hingerichtet.[3]) In der Folgezeit fehlt es nicht an proteſtantiſchen Theologen, welche über Beſeſſenheit und deren Heilung berichten, ſo z. B. J. C. Dannhawer,[4]) welchem Stridbeckh in ſeiner bekannten Diſſertation[5]) das Lob eines angeſehenen Theologen giebt. Tobias Seiler erzählt in ſeiner Dämonomania von einem zwölfjährigen Mädchen zu Löwenberg, welches der Schandteufel leibhaftig beſeſſen habe. Sein Werk, 1605 zuerſt gedruckt und 1674 durch Alberti zu Halle neu aufgelegt, erhielt die Approbation der theologiſchen Fakultät zu Wittenberg. Ferner iſt zu nennen das Buch von M. F. Guden:

[1]) Gegen die Erklärung des Oberkonſiſtoriums ſind Verwahrungen erfloſſen, wenn man öffentlichen Blättern glauben darf, ſowohl von dem Biſchöfl. Ordinariate zu Augsburg, wie von dem Hochw. Dompropſt Dr. Pruner zu Eichſtätt.

[2]) M. Bernh. Albrecht „Magia" 1628, S. 35 — 39.; Roskoff, Geſchichte des Teufels. II. 384. Vgl. Joh. Dieſenbach, „Hexenwahn" II. 307 ff.

[3]) „Responsum juris" etc. Vgl. Hexenwahn I, 8.

[4]) „Scheide- und Abſagebrief über das zu Straßburg vom Teufel beſeſſene adeliche Fräulein." Straßburg 1650.

[5]) Dissertatio academica „de sagis". Leipzig 1690.

Schreckliche Geschichten „teuflischer Besitzung in drei Historien". Die erste oben erwähnte zu Löwenberg a. 1605, die zweite zu Burg im Holsteinischen a. 1653, die dritte a. 1714 zu Döffingen in Württemberg. Weitere Beispiele findet der Leser angeführt bei Perty[1]), Justinus Kerner, „Geschichte Besessener neuerer Zeit," sowie Prof. Eschenmayer, über „Besessensein und Zauber" 1834. Schließlich verweisen wir noch auf die merkwürdige Begebenheit mit der Gottfriedin Dittus, von welcher auch Perty Notiz nimmt,[2]) welche durch den protestantischen Pfarrer Blumhardt nach zweijährigem Kampfe befreit wurde. Unter den protestantischen Theologen der neueren Zeit, welche den Teufelsglauben und die teuflische Besessenheit vertheidigen, sind zu nennen Ebrard, Martensen, Vilmar, Sander und Philippi.[3])

Dieser Richtung des orthodoxen Lutherthums steht die an Zahl weit überlegene rationalistische Richtung feindlich gegenüber. Dieselbe hat in Balthasar Bekker, einem reformirten holländischen Prediger, ihren Bannerträger im Kampfe gegen den Satan gefunden durch dessen berühmt gewordenes Werk: „Die bezauberte Welt,"[4]) welches in Amsterdam 1693 erschienen ist. Bekker leugnet zwar die Persönlichkeit des Teufels nicht, verkürzt aber und beschränkt seine Macht, indem er ihn in die Hölle verweist, wo sein eigentliches Reich sei, sodaß er auf Erden nichts mehr zu thun habe. Auch Thomasius wandelt auf seiner Bahn, indem er die körperliche Erscheinung Satans als Wahn bekämpft. Sein eigentliches Glaubensbekenntniß faßt er in folgende Worte: „Ich glaube, daß der Teufel ein Geist sei, der noch heutzutage in vielen Menschen Böses wirkt; ich habe meine Tage nicht daran gezweifelt, viel weniger solches geleuguet, daß ein Geist nicht in einem Körper wirken könne, sondern meine Gedanken von dem Wesen des Geistes werden vielmehr das Gegentheil deutlich beweisen."[5]) Im

[1]) Mystische Erscheinungen. Leipzig 1861. S. 319—340.

[2]) S. 333 der Biographie des Pfr. J. H. Chr. Blumhardt von Fr. Zündel. Heilbronn 1881. In meinem „Hexenwahn" ist ein Auszug gegeben von dem „Authentischen Berichte" Blumhardts an das Kgl. Württemb. Oberconsistorium. Vgl. Längins „Wunder- u. Dämonenglaube." S. 62.

[3]) Die vollständigere Litteratur bei Dr. Grässe bibliotheca magica et pneumatica, Abschnitt XVI. „Besessene" S. 69—81.

[4]) „De betowerde wereld" in 4 Büchern. Amsterdam 1693.

[5]) Johann Webster Medic. „Untersuchung der vermeintlichen und sogenannten Hexereyen". Halle 1719. Vorrede des Geheimrathes Thomasius S. 37.

6. und 7. Decennium des vorigen Jahrhunderts gewann die Polemik gegen den Teufelsglauben resp. an dessen Wirksamkeit hier auf Erden einen chronischen Charakter und verpflanzte sich von Deutschland aus nach England hinüber. Es bildeten sich zwei kriegsführende Parteien, ähnlich wie zur Zeit Christi die Pharisäer und Sadduzäer, welche man bei uns unterschied als: „Dämoniaker" und „Adämonisten". In England gab das Buch von Hugo Farmer „Ueber die Dämonischen im neuen Testament", mit einer Vorrede von Joh. Semler 1776, das Signal zu diesem Kampfe.

Bei uns erregte die Schrift Joh. Sal. Semlers über denselben Gegenstand[1]) großes Aufsehen. Beide lassen die Besessenen im neuen Testamente nur körperlich Kranke sein. Bei deren Heilung habe Christus und später die Evangelisten sich die irrige Meinung der Juden angeeignet; denn seit der babylonischen Gefangenschaft sei eine falsche Auffassung des Satans von den Caldäern angenommen und nach Palästina importirt worden. (Accommodationstheorie.) Der Teufel sei eigentlich nur ein abstrakter Begriff, eine Personifikation des Begriffes vom moralisch Bösen überhaupt. Ihm schlossen sich an W. A. Teller in seinem Wörterbuch des neuen Testamentes 1772; Bahrt durch seine freisinnige Uebersetzung des neuen Testamentes; Hauber in seinem Sammelwerk: „Bibliotheca magica." Im neunzehnten Jahrhundert sind als Vertreter dieser Richtung bekannt: Schleiermacher, de Wette, Hase und vorzüglich Roßkopf in seinem Werke: „Die Geschichte des Teufels".[2]) Die Professoren Goldschmidt und Götze sowie Köster in Gießen mit seiner Zeitschrift „Neueste Religionsbegebenheiten" konnten gegen diesen rationalistischen Strom nichts ausrichten; denn der Rationalismus in der protestantischen Theologie hatte einen starken Bundesgenossen gefunden in der deutschen Philosophie.

---

[1]) Johannis Salomonis Semleri commentatio de daemoniacis quorum in N. T. fit mentio. Hallae 1768.

[2]) Die Geschichte des Teufels von Gustav Roskopf. Leipzig, Brockhaus 1869. 2 Bde. Nach diesem protestantischen Professor der Theologie ist der Glaube an die persönliche Existenz des Satans Aberglaube. „Die moderne Bildung, so läßt er sich vernehmen, will nur die einfache Buchhaltung des Gewissens, die der religiös-sittliche Mensch für sich selber führt". 610.

Nachdem der Philosoph Cartesius die Quelle der wahren Erkenntniß in dem neuentdeckten artesischen Brunnen des allgemeinen Zweifels aufgeschlossen hatte, war die Philosophie nicht mehr die Tochter der Theologie, wie in früherer Zeit, sondern deren freie Gebieterin. Nur was vor dem Richterstuhle der menschlichen Vernunft als wahr gelten konnte, wurde aus dem Gebiete der Theologie als Wahrheit anerkannt. Die Koryphäen der deutschen Philosophie, welche das System des Cartesius ausbauten, ein Lessing, Kant, Wolf, Schelling, Hegel u. s. w., machten die Vernunft zum einzigen Kriterium der Wahrheit und führten das protestantische Prinzip der freien Forschung bis zur letzten Konsequenz durch. Von der Autorität der Bibel als Wort Gottes blieb nichts mehr übrig, wie auch das apostolische Glaubensbekenntniß in neuester Zeit in seiner Giltigkeit energisch bestritten wird. Es stellt sich klar und deutlich heraus, daß ohne die Autorität der Kirche und ohne das Gewicht der kirchlichen Tradition weder die hl. Schrift noch das Symbolum Apostolicum in Geltung zu erhalten sind. Im Grunde genommen sind ja beide nur Erzeugnisse derselben kirchlichen Ueberlieferung, welche man als Glaubensregel verworfen hat, was selbst Lessing in seinem Streite wider Pastor Götze in Hamburg so scharfsinnig geltend gemacht hat. Losgelöst von der kirchlichen Tradition gleicht die hl. Schrift einem Aste, den man vom Stamme abgesägt hat; derselbe muß verdorren.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die eben geschilderte Geistesströmung eine namhafte Förderung in der von Nikolai in Hamburg herausgegebenen Allgemeinen deutschen Bibliothek[1]) gefunden hatte, welche auf die gebildeten Kreise in Deutschland den größten Einfluß ausübte, wie er sich namentlich bei unseren Dichtergrößen Wieland, Lessing, Göthe und Schiller bemerkbar gemacht hat. Ueber die weitere Entwickelung des Kampfes gegen den Teufelsglauben innerhalb der protestantischen Kirche in Deutschland findet der Leser ausführliche Schilderungen in der Schrift von Georg Längin, protestantischem Pfarrer in Karlsruhe, „Wunderglaube und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhang mit

[1]) Gegen diese rationalistische Zeitschrift kämpfte Pastor Götze in Hamburg und Prof. Köster in Gießen, letzterer in der Zeitschrift „die neuesten Religionsbegebenheiten", welche in Gießen 1778 im 1. Bande und Jahrgange erschien. In den ersten Jahrgängen wird dieser Geisteskampf um des Satans Bedeutung ausführlich registrirt und kommentirt.

Religion und Chriſtenthum". [1]) Der Verfaſſer ſteht ganz auf dem rationaliſtiſchen Standpunkte und ſchließt ſich vielfach an Dr. Nippold an. [2]) Nach ihnen iſt der Teufelsglaube ein überwundener Standpunkt und als ſolcher aus dem chriſtlichen Dogma auszumerzen und demzufolge eine „Beſeſſenheit" unmöglich.

II. Die Zauberei.

Mit der Hölle haben wir einen Pact geſchloſſen.
Iſaias XXVIII. 15.

Die Zauberei oder Magie iſt die Sucht Wirkungen zu erzielen, welche die natürlichen Kräfte des Menſchen und der Natur überſteigen.

War dieſes Beſtreben nur darauf gerichtet, dieſe Effekte mittelſt verborgener, geheimer Naturkräfte zu erreichen, ſo nannte man dieſes die weiße Magie; galt es aber, dieſen Erfolg unter Beihilfe des Satans zu Wege zu bringen, ſo war dieſes die ſchwarze Magie oder Zauberei im eigentlichen Sinne. In der weißen Magie ſpielte der Aberglaube eine große Rolle, wie wir dieſes bei dem begabteſten und gelehrteſten Vertreter derſelben, bei Heinrich Agrippa von Nettesheim, in deſſen Geheimlehre der Philoſophie (occulta philosophia) erſehen können. Bei der ſchwarzen Magie dagegen tritt zum Aberglauben hinzu die feindſelige Stellung gegen Gott und Chriſtus, d. h. Abfall vom Glauben, da „man nicht zugleich zwei Herren dienen kann." [3])

Der Unterſchied zwiſchen Beſeſſenheit und Zauberei ergibt ſich aus der Rolle, welche der Menſch in beiden ſpielt. In der Beſeſſenheit erſcheint der Menſch paſſiv, er iſt ein willenloſes Organ, ein Sklave, ein Gefangener, ein blindes Werkzeug des Satans. Bei der Zauberei tritt der Menſch aktiv auf, er iſt Organ, Bundesgenoſſe, freiwilliges Werkzeug des Böſen, dem er ſeine Dienſte anbietet und dafür Gegendienſte und Vortheile erwartet. Dieſes führt zur Annahme eines ſtillen Vertragsverhältniſſes, bei welchem der Menſch die offene Firma darſtellt, der Böſe den ſtillen Compagnon ſpielt. Der Zauberer kann nicht, wie der Beſeſſene,

[1]) Vgl. Einführung des Teufels in den Agenden S. 49—53; der Teufelsſtreit in Darmſtadt 57—63.

[2]) Desgleichen gibt Dr. Roskoff über den Stand der Frage ausführlichen Bericht in ſeinem Schlußkapitel. — [3]) Matth. 6, 24.

durch die Macht der Kirche erledigt werden aus seiner Dienstbarkeit; weil freiwillig eingegangen, kann er auch nur freiwillig durch Buße und Bekehrung sich aus der Abhängigkeit des Satans befreien. In letzter Linie ist die Zauberei eine Reaktion des Menschen, um die durch den Sündenfall verlorene Herrschaft und Macht über die Natur wieder zu gewinnen. Nach der Offenbarung bildete dieser Verlust einen Theil der Sündenstrafe. „Die Erde soll Disteln und Dornen bringen; im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen.“ [1]) Während die Natur früher freiwillig lieferte, was der Mensch bedurfte, erzeugt sie dieses nach dem Falle nur gezwungen, und ist des Menschen Arbeit vielen Zufällen und Unfällen preisgegeben. Auf der anderen Seite hat der Mensch ebenso an seinen geistigen Kräften und Fähigkeiten, namentlich an seiner Erkenntniß, eine Einbuße und an seinem Willen eine Schwächung erfahren. Seitdem tritt das Streben hervor, das Verlorene wieder zu gewinnen, speziell ein höheres Wissen und den Genuß voller ungetrübter Freude. Wissensdrang und Glückseligkeitstrieb bilden das Ferment der geistigen Thätigkeit auf Seite des Menschen, während der Magen die Anspannung leiblicher Kräfte gebietet. Die Erlösung in Christus trägt den Bedürfnissen der menschlichen Seele Rechnung; der Wissensdurst soll befriedigt werden durch den Glauben. „Wer von diesem Wasser, das ich geben werde, trinkt, wird nicht dürsten.“ [2]) Der Trieb nach Glückseligkeit wird befriedigt durch den Frieden des Herzens. „Meinen Frieden hinterlasse ich euch, nicht wie ihn die Welt gibt.“ [3]) Beides aber hat zur Voraussetzung den guten Willen. „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ [4]) Als besondere Charismen war den Christen noch verliehen die Gabe der Weissagung und die Gabe der Wunder. [5])

Im Besitze der vollen Willensfreiheit, welche der Mensch aus dem Schiffbruch des Sündenfalles gerettet, kann derselbe auch als Christ auf den Irrweg gerathen, daß er den Mangel an Wissen und Macht zu ersetzen sucht durch Zuhilfenahme der bösen Geister, welchen ihrer Natur nach ein höheres Maß von Wissen und eine höhere Macht als diejenige der Menschen geblieben ist. Wie im Paradiese das Versprechen verhängnißvoll sich erwies: „Euch

[1]) 1 Mos. 3, 18. — [2]) Joh. 4, 13. — [3]) Joh. 14, 27. — [4]) Luk. 2, 14. — [5]) 1 Cor. 12, 28.

werden die Augen aufgehen", [1]) d. h. ihr werdet höhere Erkenntniß erlangen, und das andere: „Ihr werdet Gott gleich sein" [2]) d. h. höhere Macht gewinnen, so haben im Laufe der Jahrhunderte Tausende, ja Millionen, derselben Täuschung sich hingegeben.

In diesem Verlangen und Streben liegt die Quelle alles Aberglaubens, welcher sich besonders nach zwei Richtungen hin ausbildete, als Wahrsagerei und als Zauberei.

Sofern bei der Zauberei die Absicht hervortrat, dem Nächsten durch Ausübung der schwarzen Kunst zu schaden an Besitz, Leib oder Leben, wurde diese Species maleficium oder Hexerei genannt. Daß Satan die Menschen dazu verleiten vermochte, an seine Macht zu glauben und auf seine Hilfe zu hoffen, war die Grundlage seiner Herrschaft innerhalb der Menschheit, die sich kund gab durch Aberglauben, Zauberei und Götzendienst. Bis zur Geburt Christi war dieser Glaube der herrschende bei allen Völkern, das Volk der Juden ausgenommen. Es ist heute noch die herrschende Vorstellung bei allen nichtchristlichen Völkern der alten und neuen Welt, gleichviel ob Natur- oder Kulturvölker. Die zahlreiche Literatur der Reisenden und Forscher im Innern Afrika's, in Asien, Australien und Amerika bringt die entsprechenden Beweise dafür. Diese Anschauungen als Gemeingut aller antiken Völker hatten eine besondere Pflege gefunden bei den Bewohnern des Euphratthales, im Lande Chaldäa, so daß zur Römerzeit „Chaldäer" mit Weissager und Zauberer synonym war. Daß diese Kunst auch im Pharaonenlande blühte, berichtet die heil. Schrift im zweiten Buch Moses. [3]) In Rom hatte das Zwölftafelgesetz die Zauberkunst verboten und unter Strafe gestellt; doch gewann zur Kaiserzeit der Aberglaube und das Zauberwesen einen solchen Umfang, daß die Anhänger desselben mit schwereren Strafen z. B. des Exils, geahndet wurden. Trotzdem blieb der Zauberglaube als herrschender Volksglaube fortbestehen. [4])

Wie die Träger der wahren Gotteslehre im A. T. im fortwährenden Kampfe und Gegensatze zu den Wahrsagern und Zau-

[1]) 1 Mos. 3, 5. — [2]) Ebendaselbst. — [3]) 2 Mos. 7.

[4]) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. 5. Aufl. 1881, 1. Bd. 344 f., 497 f., 516; die Uebereinstimmung zwischen antikem und deutschem Volksglauben in Märchen und Aberglauben nachgewiesen 3. Bd. 348 f. 488, 528 und 705.

berern ſtanden,[1]) ſo traten die Vertreter der chriſtlichen Kirche ſofort in den Kampf gegen den heidniſchen Aberglauben und die Zauberlehre auf. Schon in den apoſtoliſchen Conſtitutionen (8,32) wird die Aſtrologie als die verbreitetſte Art der Wahrſagerei bekämpft und verboten. Ebenſo traten gegen ſie auf Tertullian, Origenes, Lactantius, Euſebius und vor allem der heil. Auguſtinus.[2])

Die Mantik wurde als teufliſche Weisſagung mit Kirchenſtrafen belegt. Als eine Unterart galt die Necromantik, Wahrſagerei mit Hilfe der Seelen Verſtorbener und böſer Geiſter. Letztere wurde auch durch Geſetze der Kaiſer Conſtantin und Theodoſius verboten. Nach dem Berichte des Euſebius lebte in der apoſtoliſchen Zeit zu Rom ein berühmter Zauberer, Simon Magus genannt, welcher durch den heil. Petrus zu Schanden gemacht wurde. Ferner werden genannt Menander, Cynops, Appion u. A.[3]) Im 3., 4. und 5. Jahrhundert erhielt der Zauberwahn einen ſtarken Rückhalt an den Sekten der Ophiten, Gnoſtiker, Manichäer und Priscillianiſten durch deren unchriſtliche Lehre über Zahl, Einfluß und Macht der Dämonen. Die Lehre des Manes gipfelte in dem vollſtändigen Dualismus, in dem Gegenſatze der zwei Prinzipien, wie ihn bereits der Grieche Empedocles gelehrt hatte. Auguſtinus, Ambroſius und Hilarius bekämpften dieſe Irrthümer. Dasſelbe geſchah durch die Synoden von Elvira 305, Laodicäa 443, von Ancyra, berühmt durch den Canon „Episcopi", welcher das Zauberweſen als Täuſchung erklärt. Ferner zu Vienne 465, zu Orleans 511, Braga 563, Tours 576, Toledo 693, Leptine 743. Die chriſtlichen Kaiſer fuhren auch ihrerſeits fort, die weltlichen Geſetze zu ſchärfen und zu vermehren, welche die Zauberei als gemeines Verbrechen unter Strafe ſtellten, z. B. Honorius, Arcadius, Valentinian II. und III., Juſtinian und Leo 887. Karl der Große folgte dem gegebenen Beiſpiele und gab in ſeinen Capitularien Poenalgeſetze gegen die Auguria und Maleficia. Nach dem allgemeinen Urtheile geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit galt der Glaube an Beſchädigungen der Menſchen durch teufliſche Zaubermacht als ein Erbſtück des Heidenthums, und dieſes Urtheil blieb das

[1]) 3 Moſ. 19, 31; 20, 6; 1 Kön. 28, 3. 9; Iſ. 8, 19; Jer. 8. 17; 40, 9.12 ff. — [2]) De doctr. christ. II, 21. — [3]) cf. Josephi Antiq. 20, 6.

vorherrschende im ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung.[1])

Im Anfang des Mittelalters wurde das geistige Leben des christlichen Abendlandes stark beeinflußt auf der einen Seite durch die Kreuzzüge und die dadurch bedingte Berührung mit dem Oriente; auf der anderen Seite durch das Auftauchen manichäischer Sekten, der Katharer und Albigenser. Letztere griffen die manichäische Lehre von dem Dualismus wieder auf und legten den Dämonen eine große Macht über die Natur und die Menschen bei. Zugleich machte sich von Spanien aus der dem Christenthum nachtheilige Einfluß der maurischen (mohammedanischen) Literatur und Wissenschaft geltend. Zu Toledo, wo diese Wissenschaft in Blüthe stand, studirten selbst viele christliche Jünglinge. Auch war die Bekanntschaft mit dem Talmud und der Cabbala geeignet, die Geister zu verwirren; jener hielt die Lehre von den Buhlteufeln[2]) fest; letztere lehrte die Existenz von Naturgeistern, Sylven, Gnomen ꝛc., zu deren Umgang zu gelangen die hohe Aufgabe der Philosophie sei. Die Versuche der Kirche, das griechische Schisma beizulegen, welche im 15. Jahrhundert begannen, bedingten einen lebendigeren Verkehr mit dem byzantinischen Reiche. Als aber gegen die Mitte desselben Jahrhunderts mit der Eroberung Constantinopels durch die Türken das Reich zu Grunde gegangen, flohen viele griechische Gelehrten nach Italien und verpflanzten die griechische Literatur nach dem Abendlande. Dieses wurde mit den Neuplatonikern Plutarch und Philo bekannt gemacht, mit den Werken des Psellus,[3]) des Hermes Trismegistus u. A., worunter die sogen. „oracula Zoroastri“[4]) ihre Bewunderer fanden. Der Florentiner

[1]) Dieses zu beweisen hat der französische Gelehrte Alfred Maury, Mitglied der Academie, versucht in seinem geistreichen Werke la Magie et l'Astrologie. Paris 1877. Die päpstlichen Bullen eines Innocenz VIII., Sixtus IV. und V., Leo X. werden gar nicht erwähnt. Mit derselben Erklärung über Entstehung des Zauberglaubens stimmen unter den Deutschen überein J. Grimm, Mone, Jarke, Schreiber, Schneider, Schindler, Simson, Horst.

[2]) Der hl. Augustinus wird für die Lehre von Incuben und Succuben öfters verantwortlich gemacht, zumal auch der heil. Thomas ihn citirt. Doch referirt jener sie nur als eine Ansicht von beschränkter Glaubwürdigkeit: „non hinc audeo aliquid definire“. De civ. lib. 15 c. 23.

[3]) Vgl. Lecky 34 und Horst VI. 73, welcher diesem Manne eine große Bedeutung zuschreibt betreffs der Lehre von den Incuben und Succuben.

[4]) Tiletanus gab sie 1563 zu Paris heraus, Otho Humins übersetzte sie 1618, Longinus verband sie mit seinem Sammelwerke „Trinum magicum sive secretorum magicorum opus“. Offenbach 1616.

Philosoph Marsilius Ficinus † 1499 war der Hauptvertreter dieser Platoniker und Vorläufer der Humanisten.

Durch all diese Einflüsse wurde die christliche Lehre vom Satan und seinen gefallenen Engeln getrübt und verdunkelt, den heidnischen Vorstellungen über Dämonen Zugang verschafft. Die Kirche blieb nicht müßig, sondern machte große Anstrengungen gegen die Verbreitung des Zauberwahns; gegen ihn richteten sich die Bullen Johannes XXII., Innocenz VIII., Sixtus IV. und V. Von den Gelehrten kämpften dagegen in Schriften Wilhelm, Bischof von Paris 1230, Peter von Abbano, gestorben 1320, Samuel Casini und Gerson gegen 1400, Alphons de Spina 1450, Vignatus 1460, Aleiatus, Ponzinibius, Erasmus, Molitor und Martin von Arles. Verfechter des Zauberwahnes waren Eymerikus, Jaquier, Nider und vor Allem die Verfasser des „Hexenhammers", Sprenger und Institor.

Auch die deutschen Reichsgesetze hatten Stellung gegen das Zauberwesen genommen. Kaiser Friedrich II. gab zu Ravenna 1220 und 1231 strenge Gesetze gegen Ketzerei und Zauberei, mit Verhängung der Todesstrafe durch Feuer gegen Hartnäckige. Diese Strafbestimmung ging auch über in die deutschen Strafbücher des Sachsen- und Schwabenspiegels, in das Hamburger- und Lübecker-Stadtrecht, ohne jedoch die traurige Aera der Hexenprozesse zu erzeugen, weil nämlich beim deutschen Gerichtsverfahren weder Folter noch Indicienbeweis eingeführt war. Die Päpste ihrerseits hatten seit Innocenz III. 1215 einen kirchlichen Gerichtshof eingesetzt zur Ueberwachung und Bekämpfung der Ketzerei der Albigenser, die sog. Inquisition, welche später auch mit der Sache des Zauberwesens sich zu befassen hatte, um dieselbe auszurotten. Letzteren Auftrag erhielt sie durch die bereits bezeichneten Bullen der Päpste Johannes XXII., Innocenz VIII. ꝛc. Wurden von Seiten der Inquisitoren Ketzer oder Zauberer, weil gleichmäßige Frevler gegen das erste Gebot Gottes, als Hartnäckige oder Halsstarrige überführt, so wurden sie, nach dem Vorgange mit Hus auf dem Constanzer Concil, dem weltlichen Arm überliefert und von diesem nach den Staatsgesetzen verbrannt. Trotzdem erhielt sich der Aberglaube, der Zauberwahn und die Hexerei in allen Volksschichten des Abendlandes bis gegen Ende des Mittel-

Digitized by Google

alters hin.[1]) Da empfing diese falsche Geistesrichtung von Neuem eine ungeahnte Nahrung und Vermehrung 1) durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, 2) durch die Reformation.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Kunst des Druckes aufgekommen. Die Speculation der Buchdrucker und Verleger hatte bald herausgefunden, daß Zauberbücher und abergläubische Schriften die begehrteste Lektüre waren. Dadurch entstand eine wahre Sündfluth von derartigen Geistesprodukten, die unter allen möglichen Namen von Engeln, Patriarchen und Propheten unter das Volk geschleudert wurden. Berühmt war z. B. der sogenannte „Schlüssel des Salomo". Tritheim kennt von den abergläubischen Schriften drei Dutzend, von den Zauberbüchern 39.[2]) Ueber diese Bücherpest klagen: Agrippa,[3]) Weier,[4]) A. Praetorius, Meisarth. Das Concil von Trient sah sich deshalb veranlaßt, den „Index der verbotenen Bücher" einzuführen, durch welchen im § 9 sämmtliche magische, abergläubische und Zauber-Bücher verboten werden. Sowohl das Lesen derselben wie das Verbreiten wurde mit Kirchenstrafen belegt, ähnlich wie bei ketzerischen Büchern. Auf den ungemein nachtheiligen Einfluß, welchen diese Art Volksliteratur auf die Verrohung und Verwilderung des geistigen und religiös-sittlichen Lebens ausgeübt hat und dem allgemein herrschenden Wunder-, Geheimkünste-, Zauber- und Teufelsglauben Nahrung lieh, führt Janssen die furchbarste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Menschheit, nämlich das Hexenwesen und die Hexenverfolgung in Deutschland zurück.[5])

Die Reformation hat dadurch dem Zauberwahne großen Vorschub geleistet, daß die Reformatoren dem Satan eine allzugroße Macht zuschrieben, hingegen den Menschen durch Verwandlung der Erbsünde in seine Natur und Wesenheit vollständig in die Gewalt und Abhängigkeit des

[1]) Eine Analogie hierzu bietet die von den Päpsten verbotene, mit der Excommunication belegte geheime Secte der Freimaurerei, welche trotzdem auch unter Katholiken fortbesteht. — [2]) Silbernagel 138.

[3]) Cap. 45 de goetia in libr. de vanitate.

[4]) de praest. II. § 18, 19 S. 101. „Und heutzutage noch werden mit erborgten, nach Außen hin glänzenden Titeln Bücher herumgetragen mit den Namen von Adam, Abel, Enoch (der den Alten als der bevorzugtere gilt) ferner des Abraham, Aaron, Daniel als Traumdeuter des Salomon, des Zacharias aus Babylon, des Paulus, Honorius, Cyprian, Thomas, des Hieronymus, eines gewissen Eboriten."

[5]) Geschichte des deutschen Volkes VI. 508.

Teufels überlieferten, welches Verhältniß auch selbst durch die hl. Taufe nicht alterirt würde. Zur Erklärung dieser Anschauungsweise gebraucht Luther in seinem Commentare zur Genesis 4 Sinnbilder, welche die Veränderung im Menschen klarlegen sollen:

1) die Veränderung des Paradieses in den jetzigen Zustand der Natur;
2) die Verwandlung von Sodoma und Gomorrha in das todte Meer;
3) die Verwandlung von Loths Weib in eine Salzsäule;
4) die Verwandlung Nabuchodonosors in ein Thier, wodurch er den Verstand verloren hatte [1]).

Aehnlich waren die Anschauungen Calvins, Bezas und Osianders. [2]). Sie lehrten nicht bloß die Möglichkeit der leiblichen Besessenheit durch den Satan, der Incuben und Succuben, der Luftfahrten, des Pactums, sondern auch, daß dem Menschen durch des Teufels Macht, die er den Hexen zur Verfügung stelle, allerlei Schäden an Eigenthum, Leib, Leben, an Thieren zugefügt werden könne; ferner, daß auch durch solche Zauberei Mißwachs, Hagel und Krankheiten herbeigeführt werden könnten.

Diese Lehren wurden mit Vorliebe auf den Kanzeln behandelt. Ein Prediger, welcher seine Vorträge über Hexen und Zauberer veröffentlichte, [3]) gibt in der Vorrede an, daß seine Kirche leer geblieben bei früheren Predigten; da habe er zu den Hexenpredigten sich gewendet und siehe, die Kirche war voll. Eine ausgiebige Fundgrube für derartige Predigten war den Dienern am Wortegeboten in dem großen Sammelwerke „Theatrum diabolorum“. [4]) Diese „Schaubühne der Teufel“ enthält 21 Abhandlungen über Natur, Wesen, Wirkungen und Species der Teufel, von welchen namentlich die erste, zweite, dritte und fünfte für den Zauberwahn besonders

---

[1]) cf. Piae medital. von Jf. Prem. Eisleben 1572. II. 48. Luthers Auffassung über Zauberei ist dargestellt in seinen Tischreden Titel 24 u. 25. In der Jenenser Gesammt-Ausgabe Bd. 4. S. 44 b. Bd. 7 S. 273 b. und 403 b., Bd. 8, S. 114. Diese Angaben nach Pfr. B. Albrechts Magia S. 6; nach Längin speziell die Auslegung der Epistel Pauli an die Galater; deßgl. Erklärung zum I. Bch. Moses VI. 1–4.

[2]) Osiander, de magia. Tübingen 1687.

[3]) M. Graeter, Tübingen 1559: „die Teufelsbräute haben meine leere Kirche gefüllt.“

[4]) Frankfurt a./M. 1569. Herausgeber Sigmund Feyrabend.

wichtig sind.[1]) Von dieser Zeit an erschien eine ganze Reihe solcher Predigten bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Daß dieses unheilvolle Folgen hatte, dem Hexenwahne recht förderlich, „ein Mißbrauch der Kanzel" war, beklagt der protestantische Pfarrer Horst.[2])

Horst[3]) und Soldan-Heppe[4]) wissen nur zwei Prediger mit Namen anzuführen, welche Hexenpredigten herausgegeben haben. Allein diese Art von Predigtliteratur verdient mehr bekannt und beachtet zu werden, weil sie am meisten Licht verbreitet über die Ursache der so großen Verbreitung und die allzulange Dauer des Hexenwahns bei den Protestanten. Wir bringen sie in 2 Abtheilungen: Abtheilung A und B, je nachdem ein Prediger ex professo in seinen Predigten diese Materie behandelt, oder sie nur gelegentlich bespricht.

A.

1. Althammer, eine Predigt von des Teufels Wirksamkeit und Macht, 1532. 2. Jacob Graeter, zwei Predigten, Tübingen 1559, über Hexen und Unholden mit der Aufforderung an die Obrigkeit, pflichtgemäß gegen dieselben einzuschreiten, neu aufgelegt 1589 und 1592. 3. Hermann Hammelmann gibt auf Wunsch von 4 Superintendenten und vielen Amtsbrüdern eine Predigt wider Beschwörer, Christallgucker und Zauberer 1572 heraus. 4. Nicolaus Hemingius ist Verfasser der „Vermahnung vom schwarz-künstlerischen Glauben und Aberglauben". Wittenberg lat. 1575, deutsch 1586. Auch er fordert die Obrigkeit auf, gegen die schreckliche Sünde der Zauberei einzuschreiten. 5. Eine Predigt des Sebastian Tröschel über den Teufel, welche 1563 im Druck ausgegeben wurde. Er war Augenzeuge von Luther's Teufels-Austreibung in Wittenberg 1545. 6. Bidenbach Wilhelm, „Eine Summa von etlichen Predigten vom Hagel und Unholden", zu Stuttgart gehalten und in Tübingen herausgegeben 1562 in 4°; Inhalt: der Teufel macht Unwetter und die Hexen glauben, sie hätten es verübt. 7. Breuz, Superintendent zu Stuttgart, predigt über Hexen und Zauberer, insofern sie Hagel bereiten, abgedruckt bei Weier, Apologie Seite 485. 8. Jacob Beutelstadt

[1]) Im Auszug mitgetheilt, Roskoff II. 378—405, Diefenbach II. 301—304. — [2]) Zauberbibl. VI. 121. — [3]) Zauberbibl. VI. 121. — [4]) Geschichte der H.-Pr. II. 218.

gibt drei Predigten heraus 1604 unter dem Titel: „Salva guardy" d. h. „englische Schildwache". Er ist Pfarrer zu Erfurt und theilt die landläufigen Ansichten mit über „den höllischen Drachen von unsäglicher Stärke, Sicherheit und Vermessenheit, der es mit dem himmlischen Elephanten und Großfürsten Michael selber aufnimmt und sich ihm widersetzen darf." 9. Der Prediger Scriwer zu Magdeburg, Pastor zu St. Jakob, hielt und gab heraus drei Predigten über die Zauberei unter dem Titel: „Das verlorene und wiedergefundene, aus den Klauen des bösen Feindes entrissene Schäflein". Ein Jüngling, Peter Ott, welcher mit dem Satan einen Pact geschlossen hatte, wurde durch den Prediger von dem Bündniß losgelöst und bekehrt. 10. Mederus, acht Predigten von „des Teufels Mordkindern, den Hexen, Unholden, deren erschrecklichem Abfalle, Lastern und Uebelthaten". Leipzig 1605, 1614 und 1646. Er lobt die Obrigkeiten, welche die Hexen verbrennen und vertheidigt ihren Eifer gegenüber dem Zorn des empörten Volkes. 11. M. Ph. Schuckard, Superattendent in Göppingen, ist der Herausgeber von „zwei Predigten über Buß und Bekehrung eines Jünglings, der mit seinem Blute auf sieben Jahre mit Leib und Seele dem Bösen sich verschrieben hatte." Stuttgart 1615. 12. Dr. Tobias Wagner läßt 1643 zu Ulm eine Predigt erscheinen über den „kohlenschwarzen Teufel". Veranlassung dazu gab die Bekehrung eines armen jungen Mannes, der ebenfalls mit seinem Blute dem Teufel sich verschrieben hatte, gegen das Handgeld von einem Ducaten. Diese Predigt von 71 Seiten in Quarto wurde am 24. Sonntag nach Trinitas gehalten nach feierlicher Revocation und Abbitte des Gefallenen vor dem Magistrate und der ganzen Gemeinde. Er behandelt darin die ganze Frage über die Macht des Satans nach den Anschauungen seiner Zeit. Luthers Tischreden werden 200 mal citirt.

Zur Wiederaufnahme solcher dem Teufel Verschriebener war 1629 eine eigene Anweisung erschienen unter dem Titel „Revocatio satanae et reconciliatio ecclesiae[1]) d. h. geistliche und im Worte Gottes begründete Form der öffentlichen Absagung des teuflischen Verbrechens und Bundes; dann auch Versöhnung mit der christlichen Gemeinde für diejenigen armen, reuende und bußfertige Menschen, so mit der schweren Zaubereisünde behaftet und derentwegen im Gefängniß sitzen und gestraft werden sollen, sonderlich

[1]) Eine solche Revocationsformel theilt auch Horst mit IV. 326—29.

der unmündigen Kinder, welche er in Kindestagen dazu verführt und verleitet hat." 13. Samson, Superintendent in Riga, läßt 1628 „neue auserlesene und wohlbegründete Hexenpredigten" erscheinen. Er findet es auffallend, daß grade im Lichte des neuen Evangeliums sich so viele Zauberer und Hexen finden lassen. Er sieht darin ein Gericht Gottes und eine Strafe wegen Verachtung des göttlichen Wortes. 14. Bernhard Albrecht, Senior des evangelischen Ministerii zu Augsburg, veröffentlicht 1626 unter dem Titel „Magia" 18 Hexenpredigten, die er in Wochenpredigten ein Jahr zuvor gehalten hat e. In diesem „christlichen Berichte von der Zauberei und Hexerei, insonderheit was das für ein Gräuel vor Gott sei; item daß eine christliche Obrigkeit Recht daran thue, wenn sie die Hexen und Zauberer am Leben strafe", klagt er in der Vorrede: „wie Viele sind deren, die Gott im Himmel verleugnen und sich dem Teufel in der Hölle ergeben"! In Kapitel III. berichtet er die zwei Teufelsaustreibungen Lutheri, welche er Fröschel (5) entnommen. 15. Dr. J. Wagner, Prediger in Frankfurt a. M., veröffentlicht 1630 zwölf Hexenpredigten. [1]) 16. Der Prediger Bernhard Waldschmidt tritt 1660 mit 28 Hexen- und Gespensterpredigten hervor, welche er in der Barfüßerkirche zu Frankfurt a. M. gehalten und auf vielseitiges Verlangen zum Drucke beförderte. Er ist nicht bloß Zeitgenosse, sondern auch eifriger Anhänger Carpzovs, dessen Standpunkt er voll und ganz theilt. Zwölf Jahre früher hatte er acht Judenpredigten im Sinne der Antisemiten herausgegeben. 17. Im gleichen Sinne verbreitet sich Johann Ellinger's „Hexenkoppel", 1629 erschienen, über diese Frage. Er will nach seinem Vorworte die Unholden und Hexen zusammen gekoppelt zu einem Dutzend öffentlich zur Schau auf den Markt bringen. 18. Zehner's fünf Predigten von den „Hexen, ihrem Anfang, Mitte und Ende", wurden in der Pfarrkirche zu Schleusingen gehalten und zu Leipzig 1613 gedruckt. In einem Gutachten der protestantischen Herren Pastoren von Schweinfurt über Hexenprozesse wird er als Autorität citirt.[2]) 19. Joh. Rüdinger, Pfarrer zu Oberoppurg, läßt 1630 die erste Serie von gründlichen Hexenpredigten erscheinen, unter dem Titel: „De magia illicita decas concionum". Die zweite Serie erschien 1635, zusammen 850 Seiten füllend. Es waren Wochen-

[1]) Horst VI., 121; Heppe II. 208.

[2]) J. Diefenbach, Hexenwahn S. 85.

predigten, die er im Laufe zweier Jahre gehalten. Er schwimmt förmlich in der Fluth des Aberglaubens seiner Zeit. 20. Dasselbe gilt von Mengering in seinem „Evangelisches Gewissensrecht", gedruckt Altenburg 1644. Obwohl Superintendent, ist er überaus leichtgläubig, die Hexenfahrten auf den Blocksberg, das Bockreiten, die fliegenden Drachenschwänze in der Luft, hält er für baare Münze und wetteifert in seinem Wunderglauben mit Cäsarius von Heisterbach, der 400 Jahre vor ihm lebte. Sowohl Dr. Tholuck als Amtsrichter A. Rhamm spenden ihm dafür den gerechten Tadel ebenso wie seinen Collegen Danäus, Breuz und Chyträus.[1]) 21. Durch Schaller wurden acht Predigten über Zauberei herausgegeben zu Magdeburg 1611. 22. Christian Otto in Berlin veröffentlicht 1661 eine Predigt über die Zauberei, welche achtzig Seiten in 4° umfaßt, reich-gespickt mit Histörchen aus dem Zauberwesen. 23. Joh. Jac. Faber gibt unter dem Titel „Meister eines theologischen Eiferers wider die Zauberer" 1666 Predigten über Hexen und Zauberer heraus, welche zu Tübingen in 4° erschienen. 24. Johann Knopf errichtet sich ein Denkmal zu Frankfurt a. M. durch sein Werk „Höllischer Schauplatz und Blutpredigten". 25. Georg Zaemann, Superintendent zu Stralsund, machte sich berühmt durch seinen „Wunderspiegel" mit zehn Wunderpredigten anno 1625. Gegen ihn erhoben die Jesuiten Graf und Gretser den Vorwurf der Förderung des Hexenwahnes, worüber er sich mit nicht geringer Heftigkeit zu rechtfertigen sucht. Die Reihe dieser Hexenprediger ist hiermit noch nicht erschöpft. Es bleibt uns noch eine Musterung der Gelegenheitsprediger übrig.

B.

1. Pfarrer Joh. Lauch zu Laningen läßt daselbst 1609 ein und dreißig Türkenpredigten erscheinen. In der 14. Predigt Seite 53 behandelt er die Hexen. „Etliche ergeben sich dem Teufel mit Haut und Haar; machen einen Bund und Pact mit ihm, daß er ihnen in ihrem Leben rathen und helfen solle; den rufen sie auch in all ihren Nöthen an, halten ihn in dieser Welt als ihren einzigen Abgott; wie denn solche Zauberer und Zauberinnen, Hexen und Unholde hin und wieder sehr viele sind." 2. Dr. Christian Groß zu Stettin klagt in seinem Predigtwerke „Prophetische Kur und Heilung des kranken Israel 1643" in bitteren Worten über

[1]) Rhamm, Hexenglauben und Hexenprozesse 1882, S. 56; Tholuck II. 77. Vorgeschichte des Rationalismus.

die Entartung des chriſtlichen Hausſtandes, ſpeziell daß unter dem Weibsvolke ein großer Aberglaube zu verſpüren und Luſt zum Segnen, Hexen und derlei böſe Stück zu treiben. Ferner S. 183, „daß an etlichen Orten die Weiber alſo bezaubert und verführt würden von den Teufeln, daß ſie mit ihnen unerhörte Schande trieben". 3. Der berühmte Prediger und Senior zu Ulm, Conrad Dietrich, gibt 1630 „Kriegs- und Bußpredigten heraus". „Was für ein Hexenweſen und Zauberei geht unter uns vor"? fragt er. „Ich beſorge, wenn es ein Brennen geben ſollte in Stadt und Land, dann dürfte eher das Holz als die Hexen fehlen. Man ſtraft das Teufelsgeſinde nicht, man rottet ſie noch weniger aus, man hegt ſie vielmehr und läßt ihnen freien Paß im Lande. Man läuft ohne Scheu zu ihnen und fragt ſie um Rath in Nöthen. Und das thun nicht bloß gemeine unverſtändige Leute, ſondern angeſehene und verſtändige, die doch für recht eifrige evangeliſche Chriſten wollen gehalten werden. Ihr müſſet alle bekennen: Es iſt ſo." 4. Jac. Herrenſchmid publicirt zu Nürnberg 1625 „Deutſchlands Schutz-, Herz- und Stärke-Engel." Auch ihm iſt es auffallend, daß grade im Reformationszeitalter das Zaubereiweſen in ſolche Aufnahme gekommen. „Auf Deutſchlands Boden gehen mancherlei böſe Stück im Schwange; der Teufel iſt faſt überall los und weiß, daß er wenig Zeit mehr hat. Schrecklich iſt es zu hören, daß durch Gottes Verhängniß die Teufel dürfen und vermögen einen einzelnen ſchwachen Menſchen angreifen, gleich als ob ſie eine Hündin oder ein Rehböcklein vor ſich hätten." 5. Peter Haberkorn, Hofprediger in Darmſtadt, läßt 1637 zu Marburg Predigten drucken: „Chriſtliche Auslegungen des 90. Pſalmes." Er verkündigt darin, „daß zur Feſtzeit des Nachts allerlei Geſpenſter, ſowohl den Schlafenden im Traume, wie auch den Wachenden gezeigt werden, ſo daß ein großes Grauen die Leut darob bekommen. Anno 788 ſind in England feurige Drachen in der Luft herumgeflogen, welche die Leute grauſam erſchreckten" ꝛc. 6. Jac. Monachus in ſeiner „Salva Guardy", Erfurt 1674, verkündigt wie Mengering: „über uns in Lüften ſchweben und herrſchen die fliegenden Drachen, die hölliſchen Lindwürmer, die böſen Geiſter, davon geheime Offenbarung 12 ſteht, ſie ſeien aus dem Himmel verſtoßen". 7. Nic. Canapäus veröffentlicht Predigten über den „verlorenen Sohn". Seite 59 berichtet er ein ſchreckliches Beiſpiel von dem abtrünnigen Pfarrer Lorenz Paſchen. In Kieritz

abgesetzt, kam er nach Magdeburg. Hier legte er sich vor dem neuen Thore auf die Erde nieder und mit ausgestreckten Händen resignirte er Gott dem Herrn die Theologie und den Dienst mit schrecklichen Worten. „Schicke dich auf einen anderen Diener, so will ich mich auf einen anderen Herren schicken, d. i. er wollte nicht mehr Gott predigen, sondern dem Teufel mit allerlei Sünden dienen. Er wird Straßenräuber, gefangen und im Gefängniß sein eigener Henker." 8. Prediger Ellinger läßt uns wissen in seinem „kriegerischen Bußglöcklein", Darmstadt 1623, daß das Volk die virgilische Sentenz: „flectere si nequeo superos Acheronta movebo" also verstehe: „Will Gott nicht helfen, so helfe der Teufel." 9. Aehnliches erfahren wir von dem Prediger Christian Horn in der Predigt über die sieben „Panes quotidianae" Leipzig 1618, worin er berichtet: „Viele gebrauchen verbotene Mittel, laufen zu den Wahrsagern oder fahren aus der Haut und sagen: Will nichts helfen, so helfe der Teufel. [1])" 10. Jeremias Harmisch, Prediger in Gößen, erzählt in seinem „Zeugniß der reinen Sicherheit" Beispiele von Kobolden und ihrem lästigen Treiben in Häusern. 11. Mauritius Burkard schrieb eine „Propugnaculorum Christianorum Duodecas", welche in Leipzig 1632 erschien. Darin erzählt er über Teufels-Erscheinungen in Mönchsgestalt, welche über den Rhein gefahren zu Speyer, um nach Augsburg zu kommen, um Luther zu widerlegen.

Nach diesen vorliegenden Proben, welche zu vermehren nicht unschwer sein dürfte, ist es wohl begreiflich, daß nicht bloß neuere protestantische Schriftsteller über die allzugroße Theilnahme an der Verbreitung des Hexenwahns, welche ihre Prediger sich haben zu Schulden kommen lassen, sich beklagen. Darin stimmen überein: Schindler, Horst, Längin, [2]) Rhamm, [3]) Heppe, [4]) u. A. Von

[1]) Damals herrschte eine religiöse Gleichgiltigkeit, wie heutzutage bei Vielen eine confessionelle. „Wenn ihr Katholiken mir nicht helfet, werde ich protestantisch" — diese Rede hört man heute nicht selten.

[2]) Religion und Hexenprozeß 197. „Derartige Erzählungen (von Zauberkünsten) wurden unter dem Volke verbreitet und von den Kanzeln verkündet und mußten den herrschenden Aberglauben nur steigern."

[3]) Rhamm, Hexenglaube 4. S. 55—62. Hier berührt er die Frage der Prediger, woher die Zunahme des Zauberwesens seit der Reformation, und beantwortet sie im Sinne der Prediger. Weier nennt er fälschlich einen Protestanten.

[4]) Geschichte der H.-Pr. II. 208, wo er Meifart erwähnt, ohne dessen große Verdienste zu kennen.

älteren seien erwähnt: Meifart,[1]) die Coburger Juristen[2]) und Thomasius.[3])

Im Vergleiche zu dieser reichen[4]) Predigtliteratur erscheint der katholische Clerus in vortheilhafterem Lichte. Soweit unsere Kenntniß reicht, ist das einzige Werk des bekannten Weihbischofs Dr. Forner zu Bamberg dahin zu rechnen: Panoplia armaturae dei adversus omnem superstitionem etc. Ingolstadt 1625, welches nur in lateinischer Sprache erschien.[5]) Außer diesem lateinischen Predigt-Werke ist zu nennen die Predigt des Jesuitenpaters Gaar, welche bei Hinrichtung der Maria Renata zu Würzburg (21. Januar 1749) gehalten wurde. Trotz fleißigem Nachspüren ist uns keine weitere Herausgabe solcher Predigten katholischer Seits kund geworden. Aus der Zeitfolge, innerhalb welcher die vorbenannten Predigtwerke erschienen sind, erkennt man schon, wie lange der Hexenglauben auf den Kanzeln unterhalten und verbreitet, die Verfolgung der Hexen auf denselben vertheidigt wurde. Nach dem Urtheile der berufensten Forscher der jüngsten Zeit fällt darum auch die Blüthezeit der Hexenprozeße in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, als dieselben in den katholischen Territorien bereits aufgehört hatten. In diesen war der Einfluß des edlen Jesuitenpaters Friedrich von Spee[6]) von überaus günstigem Einflusse gewesen. Der wiederholt genannte protestantische Prediger Meifart beklagt, daß die Prediger ihre Regenten, die Regenten ihre Richter zur Verfolgung anreizen, und so versündigen sich die Regenten, weil sie sich von den Prädikanten und Offizialen einbilden lassen, Gott lasse nicht zu, daß Unschuldige eingezogen, gemartert und getödtet werden. „Dahingegen, fährt er fort, hat ein vornehmer Reichsfürst auf Erklärung des Beichtvaters der Hexen hin, daß Unschuldige mit Schuldigen verbrannt würden, das Verfahren gegen die Hexen eingestellt.[7]) Dieser vornehme Fürst war Niemand anders, als der

[1]) Geistliche Erinnerung C. XI, 6; XIII, 1.

[2]) Laib, Consilia et Responsa 1666. Rechtliches Bedenken gegen den Hx.-Prozeß: S. 1—20. §. 4 u. 16.

[3]) Kurze Lehrsätze vom Laster der Zauberei § 31 u. 46.

[4]) Es sind z. B. noch unter B. anzuführen: Martin Bohemus, R. Back, Eckhard, Gueinzius, A. Taurer, Höe v. Hoheneg, Andr. Hyperius, Wülffer, P. Martyr, Mich. Freiding, A. Scultetus, J. Weber, Saubert.

[5]) Das nähere darüber Diefenbach, Hexenwahn S. 267.

[6]) Sein berühmtes Werk die „Cautio criminalis“ wurde lateinisch herausgegeben Rinteln 1631, durch Schmidt übersetzt 1649.

[7]) Meifart, Bedenken. XIV, 2.

hochherzige Johann Philipp von Schönborn, seit 1642 Bischof von Würzburg, dann 1647—73 Kurfürst von Mainz und Bischof von Worms. Unter dem Einfluße Friedrichs von Spee ließ er die Hexenprozesse in seinen Territorien einstellen. Als der Stadtrath von Oberlahnstein auf Anstehen der Bürgerschaft 1660 bei der kurfürstlichen Regierung um Gestattung der Hexenverfolgung vorstellig wurde, erhielt er eine abschlägige Antwort. [1])

Niemals war im Kurstaat Mainz die Hexenverfolgung allgemein geworden. Im Jahre 1625 bezeugt ein hochangesehener Beamter zu Mainz [2]), daß es an manchen Orten gar keine Verfolgung der Hexen gäbe, daß der Hexenhandel eine „res dubia", eine ungewisse Sache sei. Zu dem Ausbruche der Hexenverfolgungen in den geistlichen Fürstenthümern Trier, Bamberg, Würzburg, Mainz, Fulda, Cöln trug eine nähere und eine entferntere Ursache bei. Die entferntere Ursache lag in dem herrschenden Volksaberglauben, welcher durch das Eindringen der Reformation in diese Landestheile nach den Berichten von Dr. Forner und Masenius [3]) keine geringe Förderung gefunden hatte. Die nähere Veranlassung lag in den schweren Calamitäten, unter welchen das Volk zeitweise seufzte. Man war gewohnt nach abergläubischer Auffassung solche den Zauberern und Hexen zuzuschreiben. So entstand die große Hexenverfolgung zu Trier von 1586—1591 durch den großen Nothstand, welcher in jener Zeit herrschte. [4])

Eine Raupen-Invasion zerstörte im Sommer 1586 binnen 14 Tagen die ganze Sommersaat. Es folgte dann ein so starker und langdauernder Winter, wie noch nie zuvor. Vom 1. November bis Pfingsten 1587 mußten die Oefen geheizt werden, sämmtliche Mahlmühlen waren eingefroren; der Weinstock kam erst im Juli zur Blüthe. Darauf trat eine Regenperiode ein, so daß eine totale Mißernte folgte. Diese abnormen Witterungsverhältnisse, verbunden

[1]) Oberlahnsteiner Notabilienbuch von 1597—1699.

[2]) Hofrath Peter Ostermann, beider Rechte Doctor, im Vorworte zu von Schultheis, Instruktion. Köln 1634.

[3]) Ann. Trev. II. 422: Pestis et mali originem qui fessi aetate quam longissime repetunt, judiciariis confessionibus fatentur adscivisse jam inde ab irruptione Alberti Brandeburgici a. 1552.

[4]) Reiffenberg hist. rhen. I. 239: Quia vulgo creditum est annorum continuatam sterilitatem a strigibus et maleficis causari, tota patria in extinctionem maleficarum exsurrexit. Gesta Trev. ed. v. Linden.

mit dem großen Nothſtande, ſchrieb die Volksmeinung den Zauberiſchen zu, und allgemein wurde die Forderung laut, daß die Obrigkeit einſchreiten ſolle. Denuncianten umlagerten die Gerichtsſäle und gaben die der Zauberei Verdächtigen an. Als die Richter bald von den gewinnbringenden Proceduren ſich überzeugten,[1]) ſetzten ſie aus Habſucht die Verfolgung fort[2]), bis der Landesherr durch Reſcript vom 18. Dezember 1591 ihr ein Ziel ſetzte. Die Unfruchtbarkeit des Landes war demnach nicht eine Wirkung der Verfolgung, wie Heppe[3]) es darſtellt, als vielmehr deren Urſache und theilweiſe Nachwirkung. Sie dauerte bis 1591, nicht 1593, wie Heppe meint. Der Landesgeſchichtſchreiber Linden bezeichnet die Dauer mit „plures annos“, mehrere Jahre. Aus gleicher Urſache entſprangen die Hexenverfolgungen im Frankenlande in den Fürſtbisthümern Würzburg und Bamberg. Die von Nippold und Heppe getheilte Anſicht, ihr Zweck ſei die Ausrottung des Proteſtantismus geweſen, iſt irrig und findet im dritten Theil ihre nähere Würdigung. Ernſt von Mengersdorf, 1583—1591 Fürſtbiſchof zu Bamberg, begann die Gegenreformation mit der Schule.[4]) Ihm folgte Neidhard von Thüngen. Dieſem ſtanden zur Seite zunächſt der vortreffliche Weihbiſchof Dr. Joh. Ertlin, der Nachfolger des ebenſo ausgezeichneten Predigers und Theologen Dr. Jac. Feucht. Beide unternahmen es, die bei Adligen und Bürgern eingeriſſene „neue Lehre“ nach der von proteſtantiſcher Seite eingeführten Praxis: „Glaubenswechſel oder Auswanderung“, nach und nach auszurotten. Auf Neidhard folgte 1599 Johann Phil. von Gebſattel; er trat in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger. Neben Weihbiſchof Ertlin († 1607) war eine neue Kraft erſtanden in Dr.

[1]) Meiſart bezeugt: „es thut den Richtern wohl, daß dieſe Frage Geld mit ſich bringt, und den Prädicanten, daß ſie einmal in den Kirchen toben und ſich auskollern können.“ XIX 7.

[2]) Reiffenberg III. 170: Hunc motum juvabant multi officiali ex hujusmodi cineribus aurum et divitias sperantes. Gemäß dieſer in Trier gemachten Wahrnehmung hatte bekanntlich Loos die Hexenverfolgung als eine neue „Goldmacherkunſt“ ausgegeben. Dr. Binz S. 103, Biographie von Dr. Weier. — [3]) II. 37.

[4]) Die Gegenreformation nahm ihren Anfang 1588, veranlaßt durch eine Staatsſchrift unter dem Titel: „Autonomia“, welche nachwies, daß die kathol. Stände durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 das jus reformandi ebenſogut für ſich hätten, wie die proteſtantiſchen Fürſten.

Friedr. Forner. Verbesserung der gelockerten Sitten und Bekehrung der Lutheraner waren die Haupt-Aufgaben, die Forner durchführen half. Die eine war vollendet, als die große Hexenverfolgung begann. Sein Dictum lautet: „die Häresie ist gewichen, die Magie ist geblieben". Da gesellten sich gegen Ende des zweiten Jahrzehnts im 17. Jahrhundert zu den Drangsalen und Schrecken des 30-jährigen Krieges die zwei Hungerjahre 1626 und 1628. In Deutschland, namentlich im Süden, war die Hungersnoth am empfindlichsten; denn am Pfingstfeste des Jahres 1626, in der Mitte Juni war Alles erfroren. Die Erträgnisse des Weinstockes und der Felder waren fast Null. Dasselbe wiederholte sich in ähnlicher Weise zwei Jahre später. Das Volk, in dem vulgären Hexenwahn befangen, schrieb diese Schickungen dem Teufel und seinen Werkzeugen, den Hexen, zu und begehrte das Einschreiten der Obrigkeit. Dieses bezeugen eine Eingabe von Bürgern in Wertheim an die dortigen Grafen von Löwenstein[1]) vom 24. Dezember 1626; ferner die Anfrage des Magistrates in Gelnhausen[2]) beim Rathe zu Frankfurt betreffs Einleitung einer Hexenverfolgung vom 4. März 1629, worin geltend gemacht wird, daß der gemeine Mann nicht bloß wegen Kriegswesen viel beschwert, sondern auch vergangenen Jahres bei geringem Weingewächs, Baum- und Feldfrüchten in die äußerste Armuth versetzt sei. Auf gleiches Bitten einer Deputation der Zentmannschaft wurde die Verfolgung von 1627—1629 in Dieburg eingeleitet. Wegen eingetretener Fröste waren bereits 1614 auf Anstehen der Bürgerschaft und des Schultheißen von Rieneck einige Personen eingesteckt worden. Im Siegerlande petitionirten am 21. Juni 1630 sämmtliche Schöffen, Bürgermeister und Rathgeber der Grafschaft Siegen beim Grafen, daß es dem Amtmann möge gestattet sein, nach Hexen zu fahnden.[3]) In dem Fuldaerlande blühte die Verfolgung der Hexen von 1603—1606 auf Betreiben des habgierigen Zentgrafen B. Roß, welcher 250 unglückliche Personen dem Tode überantwortete. Derselbe wurde aber durch den Fürstabt Johann Friedrich von Schwalbach zur Rechenschaft gezogen und mit seinem unrecht erworbenen ansehnlichen Vermögen die benachtheiligten Familien entschädigt. Im Kurfürstenthum

[1]) Diefenbach, Hexenwahn 21.
[2]) Ebendaselbst 175. Frankfurter Neujahrsblatt 1874, Seite 36.
[3]) Annalen des Nass. Alt.-Vereins. 19 Bd. 1885 S. 105.

Köln waren Hexenverfolgungen im 16. Jahrhundert fast ganz unbekannt gemäß eines Berichtes, welchen wir einem Kölner Juristen verdanken.[1]) Hier wie auch im Mainzer Kurstaate traten sie sporadisch auf im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts. Im Kölner Erzstifte war es ein Jurist, Dr. Buirmann, welcher in der Umgegend von Siegburg und Rheinbach Prozesse gegen Hexen durchführte, nicht ohne Widerspruch der Geistlichkeit. Unter den katholischen Theologen erhoben sich im 16. und 17. Jahrhundert, um diese Mißbräuche zu bekämpfen, außer dem bereits genannten Friedr. von Spee, die Jesuiten P. Laymann, Tanner, B. Pererius, E. Roberti; ferner Agrippa, Thomas Murner, Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Corn. Loos und der katholische Arzt Dr. Weier in Düsseldorf. Im 18. Jahrhundert die Italiener Maffei, Tartarotti, del'Ossa; die Deutschen Sterzinger, Dr. Frank, de Haan; die Franzosen Malebranche, Montaigne, P. Searron, Pfarrer Thiers, der Arzt de Ste. André. Trotz dieser energischen Bekämpfung der Hexenprozesse wurde in Deutschland der Verfolgung und den Prozessen erst dann ein Ende gemacht, als man auf Betreiben des Juristen Thomasius und seiner Anhänger die Anwendung der Folter beschränkte und endlich ganz fallen ließ. Es ist kein erfreuliches Zeugniß für die Gegner der katholischen Kirche, daß gerade das Zeitalter der Reformation die „Blüthezeit“[2]) des Hexenwahnes und der Hexenprozesse gewesen ist. „Lassen wir den Schleier darüber fallen, schreibt ein protestantischer Schriftsteller unserer Tage, daß unser Volksthum so entehrt und geschändet werden durfte. Geboren war der Aberwitz vielmehr aus solch widerartiger theologischer Ueberreizung aller Gemüther, wie sie im Gefolge der Reformation sich bemerkbar machte.“[3]) Bestimmter noch lautet das Urtheil des Protestanten Wolfgang Menzel: „Dergleichen Gräßlichkeiten (Hexenprozesse) waren das ganze Mittelalter hindurch unbekannt; erst in der gepriesenen Zeit der Reformation und der Renaissance sind sie mit dem römischen Rechte und dem teuflischen Despotismus zugleich in Deutschland angekommen.[4])“

[1]) Mitgetheilt von L. Ennen. Zeitschrift f. d. Cultur 1859, 4 Bd. Diefenbach, S. 115.

[2]) C. Meyer, Aberglaube des M.-Alters. Basel 1880 S. 323. Horst, Zb.-Bibl. VI. 103. Längin, Zeitalter der Orthodoxie S. 28. Heppe I. 419.

[3]) Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau durch Herm. von Pfister. Marburg 1885, S. 66.

[4]) W. Wenzel, Literaturblatt 1862, S. 50.

Durch zwei Jahrhunderte hindurch war die deutsche Volksseele mit der abergläubischen Wahnvorstellung der Hexerei durchseucht und hat dieselbe ihre Anschauung zum bleibenden Ausdrucke gebracht in der bekannten Faustsage. Keine andere Nation hat ein ähnliches Product hervorgebracht. Herr Dr. Johannes Faust ist zum deutschen Simon Magus des 16. Jahrhunderts geworden. In Wittenberg soll er studirt und nach A. Lerchheimer's Bericht mit Melanchthon verkehrt haben. Luther erwähnt ihn in seinen Tischreden. Altmeister Göthe hat ihn verewigt, indem er in seinem „Faust" ihn mit dem unsterblichen Gewande der Dichtung ausgezeichnet hat. Keine Teufelsaustreibung in Wemding, kein Exorcismus, wie immer geartet, ist im Stande die Einbildung des Volkes und namentlich der Jugend so zu beeinflußen, wie Göthe's Faust dieses vermag. Shakespeare und Göthe haben den Hexenwahn auf die Bühne gebracht und dadurch verewigt. Wer aber wollte soweit gehen und aus der trefflichen Wiedergabe des Zauberwahnes des 16. Jahrhunderts durch Göthe oder Shakespeare den Beweis erbringen, daß Göthe und der englische Dichter an die Realität des Hexenwahnes geglaubt hätten? Das würde man mit Recht eine Tölpelei nennen.

III. Die Hexenfabeln der protestantischen Litteratur.

„Nicht mehr wissen als nöthig"
Röm. 12, 3.

Im letzten Viertel des ausgehenden Jahrhunderts ist die Frage über das Hexenwesen vielfach erörtert und untersucht worden. Die umfassendste und gelehrteste Arbeit ist unstreitig die von Heppe in Marburg besorgte 2. Auflage von Soldan's „Geschichte der Hexenprocesse". Während Letzterer 1843 seinen Gegenstand in einem Bande behandelte, wurde durch Heppe der Stoff auf zwei ansehnliche Bände erweitert, man kann nicht sagen „verbessert." Denn in der 2. Auflage sind der Irrthümer viele, welche den Werth des Buches vermindern gegenüber der ersten Auflage von Soldan. Mangel an Akribie, an Sorgfalt in der Prüfung der benutzten Quellen tragen hier meistens die Schuld, nicht der böse Wille.

Heppe hat wiederholt sich von zwei Broschüren beeinflussen lassen, welche Mitte der 70. Jahre erschienen. Die erste führt den Titel: „Naturforschung und Hexenglaube" von Wilhelm von

Waldbrühl[1]). Die zweite iſt betitelt: „Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens“ von Fr. Nippold[2]). Dieſe nur den Charakter von Gelegenheitsſchriften tragenden Elaborate hätten jeden Forſcher zu größerer Vorſicht mahnen müſſen. Wie berechtigt dieſe Ausſtellung iſt, wird das Nachfolgende erhärten.

Beginnen wir mit Wilhelm von Waldbrühl. Dieſer Gelehrte bringt in ſeiner nur 38 Seiten faſſenden Broſchüre ſeltſame Belege, daß er mit der Chronologie ſich nicht befreundet hat. Seite 15 ſeines Büchleins ſchreibt er: „Die erſte Heiligung der Hexenverfolgung erfolgte durch eine Bulle, d. h. einen Erlaß des Papſtes Johann XXII., der zwiſchen die Jahre 1316—1334 fällt. Noch einen größeren und unheilbringenderen Einfluß erhielt der Wahn durch die Bulle Innocenz VIII. im Jahre 1484. Unter dem Papſte Johann XXIII. erſchien bald darauf (1487) der berüchtigte „Hexenhammer“. Hier ſind zwei grobe Irrthümer in der Zeit zu conſtatiren. Innocenz VIII. lebte bis 1492 und erſchien der Hexenhammer demnach unter ſeinem Pontificate. Dagegen hat Johann XXIII. das Pontificat von 1410—1415 geführt, mithin über 70 Jahre früher, als unſer Autor angibt.

Der zweite Irrthum iſt nicht geringer. Auf S. 31 berichtet v. W.: „Kaum war das Werk Wier's erſchienen, — 1563— ſo ſchrieb der Franzoſe Nicolaus Jaquier ſein Buch: „flagellum haereticorum (die Ketzergeißel) für den Hexenglauben.“ Der hier in Rede ſtehende Jaquier war aber 50 Jahre todt, als Wier's Buch erſchien; ſeine „Ketzergeißel“ aber war bereits 1458 erſchienen. Ebenſo heißt es S. 32 von Glanvil: „Um 1700 ſchrieb er gegen die unglücklichen Unholde;“ Glanvil war 1680 geſtorben. Gleiche Unrichtigkeiten betreffen die Wirkſamkeit Carpzov's, der bis 1666, und Godelmanns, welcher 4 Jahre vor Wier's Tod 1584 den Lehrſtuhl in Roſtock beſtieg.

Doch das ſind nur Kleinigkeiten. Wollen wir dazu noch rechnen die Behauptung, daß Wier „ein freiſinniger Proteſtant“ geweſen iſt, dann haben wir die „Mücken geſeiht.“ Denn wie Dr. Eſchbach[3]) nachgewieſen hat, iſt Wier als Katholik geſtorben. Daß er als

[1]) Heft 46 der II. Serie der von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff herausgegebenen „Gemeinverſtändliche wiſſenſchaftliche Vorträge“.

[2]) Deutſche Zeit- und Streitſchriften von Fr. von Holtzendorff und W. Onken. Heft 57 und 58. Jahrgang IV. Berlin 1875.

[3]) Beiträge zur Geſch. des Niederrheins I. 110.

Katholik sein berühmtes Werk verfaßt hat, erhellt unwiderleglich daraus, daß er dasselbe dem Urtheile des römischen Stuhles unterwirft[1]) und die Versicherung gibt, daß er niemals seinem Glauben untreu geworden sei, vielmehr viele Abtrünnige in den Schooß der Kirche zurückgeführt habe[2]). Doch nun zu den „Elephanten" und zu den eigentlichen Fabeln.

1. Waldbrühl behauptet S. 22.: „Wie groß die Zahl der Opfer im Erzbisthum Trier sein muß, wo den Jesuiten die Gewalt gegeben war, geht schon daraus hervor, daß in sieben Jahren von 1587 bis 1593 allein 20 Dörfer in der Nähe der Stadt 368 Menschen auf den Scheiterhaufen liefern mußten. Die größten Hexenbrände aber fanden in den Bisthümern Bamberg und Würzburg statt; in beiden waren ebenfalls die Jesuiten die Urheber der Hexenschlächterei. In Bamberg verbrannten sie von 1625—30 sechshundert, in Würzburg neunhundert Hexen."

Gegenüber diesen schweren Beschuldigungen gegen den Jesuitenorden wäre zu erwarten gewesen, daß v. W. seine Quellen angeführt hätte. Doch solche existiren nicht. Jedes andere Werk, vorab Soldan[3]), hätte ihn belehrt, daß nicht die Jesuiten, sondern der Weihbischof P. Binsfeld, der Verfasser des Buches „de confessionibus sagarum" 1589, die Haupttriebfeder der Verfolgung in Trier war. Das Unsinnige seiner Behauptung erhellt am deutlichsten daraus, daß jener nicht bloß den Priester Loos, den energischen Gegner der Hexenprocesse, zur Verantwortung zog, sondern daß nach dem Berichte des F. J. Müller unter den Verurtheilten sich 16 Dechanten und Pastore, sogar der Rektor der Jesuiten in Trier, P. Pauli, mit mehreren Ordensgenossen und 3 Laienbrüdern befanden. Demnach hätten die erst seit 1560 eingeführten Jesuiten gegen sich selbst gewüthet, während doch deren Verurtheilung für das Gegentheil spricht, daß sie nämlich gleich dem Priester Loos Gegner der Verfolgung waren. Denn wer sich gegen die Verfolgung der Hexen aussprach, galt als deren Begünstiger und Mitschuldiger. Dieses hat uns Spee in seiner Cautio criminalis klar dargelegt.[4]) Die Annalen

[1]) S. 572. § 11.
[2]) S. 515 § 7.
[3]) S. 348 I Aufl.
[4]) Soldan = Heppe II 196 u. 197. Gegenüber den zahlreichen Hinrichtungen katholischer Priester in den Hexenprocessen z. B. in Trier, Würz-

des Kurfürſtenthums Trier, von den beiden Jeſuiten Brower und Maſenius herausgegeben, ſchildern dieſe Verfolgung Bd. II S. 422 ff., ohne auch nur im geringſten eine Handhabe zu bieten, daß die Jeſuiten dieſe Verfolgung begünſtigt oder hervorgerufen hätten.

Bezüglich der beiden geiſtlichen Fürſtenthümer Bamberg und Würzburg iſt die Behauptung, die Jeſuiten ſeien die Urheber der Menſchenſchlächterei geweſen, die größte Verleumdung. Von Waldbrühl konnte und mußte wiſſen, daß in Bamberg der Hauptförderer des Einſchreitens gegen die Zauberer der dortige Weihbiſchof Forner war.[1]) In Würzburg gingen die ſcharfen Befehle von dem Fürſtbiſchof Ph. Ad. von Ehrenberg 1623—31 aus. Die Zahl der Proceſſe war ſehr groß; in Bamberg zählte man deren 900 mit 600 Hinrichtungen. In Würzburg ſollen nach einer 1659 erſchienenen Broſchüre 900 Hinrichtungen erfolgt ſein. Ein Blick in die an beiden Orten aufbewahrten Acten überzeugte uns, daß das Verfahren nicht ganz ſo roh und grauſam war, wie an vielen andern Orten Deutſchlands. Die Verurtheilten wurden, wenn nicht andere Verbrechen die Schuld erhöhten, wegen bloßem Zaubereivergehen aus Gnade mit dem Schwerte hingerichtet.[2])

Was die Thätigkeit der Jeſuiten in beiden Fürſtbisthümern betrifft, ſo iſt der Name Friedrichs von Spee genügend, um die Bezüchtigung der Mitſchuld zurückzuweiſen. Seine „Cautio criminalis“ iſt eine Vertheidigungsſchrift, wie ſie für den verleumdeten Orden glänzender nicht gedacht werden kann. Über das Lob dieſes edlen Mannes ſind Freund und Feind einig. Daß die Geſinnung und Wirkſamkeit, welche Fr. v. Spree auszeichnete, ſeinen Ordensbrüdern in beiden Bisthümern gemeinſam war, finden wir bei einem Zeitgenoſſen ausgeſprochen, deſſen Wort mehr Gewicht hat, als die Behauptungen unſerer Gegner. Der Kurkölniſche Rath von Schultheiß war ſehr bemüht, ſich über die Hexenſache zu orientiren. Er wandte ſich nach Würzburg, um in dieſer Angelegenheit, namentlich über die dortige Praxis, ſich Raths zu holen, zumal dort Geiſtliche hingerichtet wurden, auch über ganz Deutſchland viele Verleumdungen ausgegangen waren, z. B. habe man geſagt, hic luditur sanguine humano, „hier treibt man mit

burg u. a. O. iſt es eine frappante Thatſache, daß man in Deutſchland nicht einen Fall kennt, daß ein proteſtantiſcher Prediger ſei hingerichtet worden. Sie waren Gönner nicht Gegner der Hexenverfolgung.

[1]) Soldan 381.

[2]) Sogenannte „Gnadenzettel“ Vgl. „Hexenwahn“ ¹ S. 131—38.

Menschenblut sein Spiel.“ „Durch dieses Geschrei über das dort muthwillig vergossene Blut sei die Societät Jesu gereizt worden, sich mit Lehre und Schrift der Verfolgung zu widersetzen.“ Solches berichtet der genannte Jurist in seinem 1634 veröffentlichten Werke über die Art des Verfahrens im Hexenproceß[1]), in welchem er den Jesuiten Tanner bekämpft nur zu dem Zwecke, damit die Wahrheit in der Zaubersache an den Tag trete. „Clementissime Jesu, illumina intellectum meum!“ „Mildester Jesu, erleuchte meinen Sinn“ ist sein Motto. Somit erscheint die schwere gegen den Jesuitenorden erhobene Anklage als ein Produkt blinder Gehässigkeit.

2. Eine zweite Behauptung, welche Soldan-Heppe, Rippold u. a. vertreten, ist ebenso pure Erfindung. In den vier geistlichen Fürstenthümern, Bamberg, Würzburg, Trier und Köln, war im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts der Protestantismus vorherrschend geworden, und es fehlte wenig, daß sie vollständig der Reformation zugefallen wären. Von jener Periode gilt das bekannte Referat des venetianischen Gesandten an die Signoria zu Venedig, daß ganz Deutschland zum $^9/_{10}$ Theile protestantisch sei. Mit dem letzten Viertel beginnt die Gegenreformation, indem die katholischen Landesfürsten von dem nämlichen Rechte — dem jus reformandi — Gebrauch machten, mit welchem die protestantischen Territorialherren ihre Unterthanen zu ihrer Religion genöthigt hatten gemäß dem auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 von ihnen durchgesetzten Grundsatze: „cujus regio illius et religio,“ „die Religion des Landesherrn ist die der Unterthanen.“

Zur Durchführung der Gegenreformation wurden vorzugsweise die Jesuiten in diese Bisthümer berufen. Diese Patres errichteten Schulen und hielten Missionen, um das Volk durch Unterricht und Belehrung wieder zur katholischen Religion zurückzuführen. „Doch es genügte nicht; es mußte auch mit Gewalt vorgegangen und durchgegriffen werden; es mußte die Ketzerei durch Ausrottung der Ketzer aus dem Lande geschafft werden, und das sich am meisten empfehlende und den besten Erfolg sich versprechende Verfahren war das der Identificirung oder Vermengung der Ketzerei mit der Zauberei“[2]). Hiernach wird insinuirt, die Hexenver-

[1]) Heinr. von Schultheiß ausführliche Instruction, wie in Inquisitions-Sachen des greulichen Lasters der Zauberei gegen die Zauberer zu processiren sei. 4°. Cöln 1634 S. 492.

[2]) So Soldan-Heppe II. 33. und viele Nachtreter mit ihm, z. B.

folgung sei nur ein Mittel gewesen, um unter anderer Firma den Protestantismus auszurotten. Wie erklärt man sich aber bei solcher Annahme, daß in den genannten geistlichen Territorien so viele Priester und Ordenspersonen den Tod erlitten? In Trier, Würzburg und Bamberg war deren Zahl sehr erheblich. In Würzburg blieb sogar der Neffe des Fürstbischofs Adolph von Ehrenberg, der letzte seines Stammes, nicht verschont. Selbst 70 Alumnen des Priesterseminars kamen in Untersuchung. Doch gewiß nicht wegen Verdachtes des Protestantismus! Die von Soldan-Heppe ausführlich mitgetheilte Geschichte des Jünglings Ernst von Ehrenberg ist ein zugestutztes Histörchen, welches gute Dienste leistet als Schauerroman zu Ungunsten der Jesuiten; denn Heppe selbst muß gestehen, daß der darin figurirende Beichtvater entweder ein Schurke oder ein hirnloser Kopf seines Ordens gewesen sei. Es leuchtet ein, daß die spätere dramatische Behandlung dieses Vorgangs auf der Universität zu Heidelberg, welche Gropp[1]) mitgetheilt hat, auch auf dessen ganze Darstellung einen Einfluß übte. Es handelt sich hier um eine Erzählung, nicht um eine geschichtlich verbürgte Thatsache.

Was aber historisch mehr Werth hat, um diese beklagenswerthen Vorgänge in den geistlichen Fürstenthümern zu erklären, ist die Frage, wie kam diese früher wenig bekannte Pest des Zauberwahns in diese Territorien[2])? Sowohl Forner als Brower und Masenius, die Annalisten Triers, bringen sie mit dem Eindringen des Protestantismus in Zusammenhang. Forners Ausspruch lautet: Die Ketzerei war beseitigt (1625), aber die Hexerei hatte sie uns hinterlassen[3]). Die Gegenreformation war schon seit Jahren durchgeführt, als diese Hexenverfolgung begann. Die beiden Jesuiten von Trier bringen das Auftauchen des Hexenwahns in Verbindung mit dem Einfall des Markgrafen Albrecht von Bayreuth 1552, seit welcher Zeit die Ausbreitung des Protestantis-

Längin: „Blick ins Zeitalter der Orthodoxie" 1873 im 7. Bilde. Bei Nippold S. 75.

[1]) Gropp Collect. II. 291.

[2]) „In Münster z. B. wußte man noch in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts nichts vom Gespenste des Hexenwesens." Längin, Religion und Hex.-Pr. 118.

[3]) Panoplia armaturae Dei etc. Ingolstadt 1625.

mus begonnen hatte[1]). Der Zauberwahn, d. h. die Beobachtung abergläubischer Gebräuche und Sprüche, war schon vorher im Schwange, wie Tritheim berichtet; allein der eigentliche Hexenwahn, der im Teufelsbund gipfelte, tritt erst in dem letzten Viertel des Jahrhunderts epidemisch auf.

3. Eine der größten und fast komischen Falsificate liefert uns v. W. in seinem Berichte über die Hexenverfolgung in Bonn, im Kurfürstenthum Köln. Aus einem Schreiben[2]) des Pfarrers Durer zu Alster an den Grafen Werner von Salm wird folgende Stelle mitgetheilt.

„Solche (Opfer des Scheiterhaufens) sind aber mehrentheils Hexenmeister dieser Art; es gehet gewiß die halbe Stadt drauf; denn allhier sind schon Professores, Kandidati juris, Pastores, Canonici, und Vicarii, Religiosi eingelegt und verbrannt. Ihre fürstliche Gnaden haben 70 Alumnos (Zöglinge des Priesterseminars) welche folgends Pastores werden sollen, von welchen quidam insignis musicus (ein ausgezeichneter Tonkünstler), gestern eingelegt; zwei andere hat man aufgesucht, sind aber ausgerissen. Der Kanzler sammt der Kanzlerin und des Geheimen Sekretarii Hausfrau sind schon fort und gerichtet. Am Abend unserer lieben Frauen (am 7. September) ist eine Tochter allhier, so den Namen gehabt, daß sie die schönste und züchtigste gewesen in der ganzen Stadt, von 19 Jahren, hingerichtet, welche vom Bischofen selbsten von Kind an auferzogen. Einen Domherrn mit Namen Rotenhahn habe ich sehen enthaupten und nachher verbrennen. Kinder von 3 bis 4 Jahren haben ihren Buhlen. Studenten und Edelknaben von 9, von 10, von 11, 12, 13 und 14 Jahren sind dahier verbrannt. Summa, es ist ein solcher Jammer, daß man nicht weiß, mit was Leuten man conversiren und umgehen soll."

Und alles das verlegt Herr Waldbrühl an den Niederrhein, nach Bonn. Es hätte ihm doch der Gedanke aufsteigen sollen, daß diese Angaben für Bonn nicht zutreffen, wo damals weder eine Universität, noch ein Seminar, noch ein Bischof,[3]) noch ein Kanzler zu finden war. Es hätte ferner den Herrn Prof. Heppe[4]) und Herrn Längin[5]) stutzig machen sollen, den gleichlautenden Namen der in den Hexenbränden zu Würzburg verzeichneten

[1]) II. 422. — [2]) Waldbrühl, Religion ꝛc. S. 23.

[3]) Der Schreiber sagt: Bischof und bischöfliche, nicht kurfürstliche Gnaden. — [4]) Gesch. der H.-Pr. II. Th. S. 81, wo es heißt: „die Mittheilung hierüber entlehnen wir der Abhandlung von W. von Waldbrühl."

[5]) „Religion u. Hex.-Glaube." S. 120 mit gleicher Quellenangabe. Auch der sonst vorsichtige Amtsrichter A. Rhamm, „Hexenglaube und Hexenproceß." Wolfenbüttel 1882. S. 66 adoptirt das Märchen von Waldbrühl.

Perſonen hier wieder zu begegnen.[1]) So heißt es z. B. in dem Würzburger Brändeverzeichnis nach Heppe[2]) im 18ten Brande: „Ein Edelknabe von Rotenhahn"; im 20ten Brande: „des Göbel Babelin, die ſchönſte Jungfrau in Würzburg"; „ein Student in der 5. Schule, ſo ein vortrefflicher Muſikus vocaliter und inſtrumentaliter war." In den verſchiedenen Bränden werden Geiſtliche, Profeſſoren und Kinder angeführt, ſo daß beide Berichte, der angebliche von Bonn und der wirkliche von Würzburg, vollkommen übereinſtimmen.

Um aber die ganze Sache evident als Täuſchung zu erweiſen, genügt es, das Schreiben des Pfarrers Durer zu Alſter ſelbſt anzuſehen, welches ſich bei Dumonts Aktenſtücken in deſſen Werke „das Dekanat Herſel"[3]) abgedruckt findet. Dort wird berichtet: „Sonſten bin ich (Pfr. Durer) vor zwei oder drei Tagen zu Bonn bei dem H. Scholaſter geweſen und hab allda auf Ew. Gnaden Geſundheit getrunken. Ueber Tiſch kam ein Schreiben von Würzburg an Scholaſter, von einem Canonico Bonnenſi abgegangen, ungefähr dieſes Inhaltes: „Ein Faß Wein de anno 1626 wird allhier verkauft für 140 Reichsthaler, deren Se. fürſtliche Gnaden noch in ihrem Keller hat 4000, und ſonſt haben die Reichſten auch noch ihre Keller wohl verſehen. Solche ſind aber mehrentheils Hexenmeiſter. Dieſer Art geht gewiß die halbe Stadt darauf. Denn hier ſind ſchon Profeſſores und Candidati juris" — (wie oben.)

Die Unachtſamkeit von Waldbrühl bezüglich des Ortsdatums verurſachte das Mißgeſchick, daß ſelbſt Heppe und Längin in die Grube des Irrthums hineinfielen. Wir hoffen, daß unſer Exorcismus ſie ein für allemal aus dieſem Verhängnis befreien wird[4]).

4. Eine weitere Entſtellung geſchichtlicher Thatſachen macht ſich Heppe ſchuldig, indem er eine Stelle aus Niders Buch über die Hexen und ihre Täuſchungen falſch interpretirt und dadurch die Veranlaſſung wird, daß dieſelbe in verſchiedenen ſpäteren Büchern

[1]) Ebenſo Rippold, welcher Seite 76 in dem Fall zu Bonn eine „merkwürdige Parallele" zum 20. Brande in Würzburg findet, den Irrthum jedoch nicht merkt und im Ernſte behauptet: die Jeſuiten ſeien die Urheber geweſen!!!

[2]) Heppe II. 40—50.

[3]) Geſchichte der Pfarreien der Erzdiöceſe Köln von Dr. K. Th. Dumont. S. 368.

[4]) Heppe verlegt den Vorgang von 1629 in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts! Ein kölniſcher Juriſt weiß 1589 noch nichts von Hexenverfolgungen. Zeitſchrift für die Culturgeſchichte 1859.

citirt und als Thatsache verbürgt wird. Heppe referirt in einer Anmerkung seines Werkes[1]): Es wird von Nider berichtet, daß Scharen von Succuben unter der Maske von H. . . . sich auf dem Concil von Constanz eingefunden und viel Geld verdient hätten. Nider erzählt aber: „Endlich war nach der Aussage von glaubwürdigen Männern zur Zeit des Constanzer Concils in der Stadt Constanz selbst, mit Verlaub zu sagen, wegen der Anwesenheit von weltlichen Fürsten und ihrem Troß, eine ungewöhnliche Menge von Dirnen anwesend. In derselben Zeit also begegnete in derselben Diöcese, nahe bei der Stadt Winterthur, auf offenem Felde einem Reiter auf gleichem Wege eine nach ihrer äußeren Erscheinung sehr schöne Frauensperson. Als diese den gottesfürchtigen Mann zu dem schändlichen Werke der Unzucht aufforderte, gab er seinen Abscheu vor dieser Handlung kund, beschützt durch göttlichen Beistand, und auf des schlichten Reiters Frage, woher sie komme, antwortete sie: „Ich komme vom Constanzer Concil." Und damit öffnete sie ihre an der Seite befindliche Tasche. „Siehe, all das Geld habe ich am genannten Platze mit meinem Leibe verdient." Und mit diesen Worten verschwand sie wie ein Rauch. Und daß sie ein Succubus war, ergab sich aus ihren schmutzigen Worten und ihrer Flucht." Soweit der Autor.

Es ergibt sich hieraus, daß Nider von einer großen Menge von Dirnen spricht und als Curiosität hinzugefügt, daß auch ein Succubus sich darunter befunden; Heppe aber läßt die Dirnen insgesammt als Succuben vom Verfasser bezeichnet werden. Dieser Irrthum Heppe's ging in verschiedene neuere Schriften über. So schreibt Längin: „Es erzählt der Dominikaner J. Nider in seinem Gesprächbuche „Formicarius", daß unter der Menge der Dirnen, die mit den Fürsten und Bischöfen (?) in Constanz einzogen (um 1415), sich viele Teufelinnen in Frauengestalt befunden hätten. Er habe das von einem frommen Manne aus Winterthur gehört, den eine solche Dirne verführen wollte." Längin erlaubt sich hier eine neue Fälschung, indem er das Wort „Mechanicorum" mit „Bischöfen" übersetzt und die eine Succube des Joh. Nider in viele Teufelinnen verwandelt. So wird Geschichte gemacht mit angeblicher Berufung auf Quellen!

5. Wir kommen zu einer weiteren Ente, welche der „Janus" gezüchtet, Huber und Buchmann groß gezogen haben, zum größten

[1]) Heppe II. 245.

Behagen von Nippold, Längin u. a. Dieſe Zuchtente beſteht in folgender Behauptung: „Es iſt ein beſonderer Vorzug der ſchismatiſchen griechiſchen Kirche, daß ſie, weil getrennt von Rom, mit dem Einfluſſe des Papſtthums zugleich von dem ganzen Inquiſitions- und Hexenjammer verſchont blieb.“[1])

Daß vorſtehende Behauptung auf Unkenntniß der Geſchichte beruht, hat Cardinal J. Hergenröther in ſeinem Werke „Katholiſche Kirche und chriſtlicher Staat“ aufs klarſte nachgewieſen und dieſe Gelehrten ad absurdum geführt.[2])

Wir können noch einen Beitrag zu jenen Stellen bei Hergenröther hinzufügen, welchen Tollius[3]) in dieſer Frage, namentlich über griechiſchen Dämonenglauben, beibringt. Er entlehnt dieſe Mittheilungen dem griechiſchen Schriftſteller Euthymius Zigabenus, welcher Ende des 11. Jahrhunderts unter Kaiſer Alexius Comnenus lebte und eine Panoplia gegen die Häreſien ſeiner Zeit herausgab. Als Anhang fügt er dieſem Werke 14 Anathemata gegen die Irrlehren der Meſſalianer und Bogomilen hinzu und einen Lobgeſang auf ihre Unterdrückung durch Kaiſer Alexius, welcher den Ketzer Baſilius im Hippodrom zu Konſtantinopel lebendig verbrennen ließ. Das 10. Anathema gilt denjenigen, welche ganz verblendet und von der in ihnen wirkſamen Thätigkeit des Teufels getrieben, ſich nicht ſcheuen zu behaupten, die hl. Taufe ſei bloßes Waſſer. Ueber den Charaeter der Irrlehren der Meſſalianer gibt ein theſſaliſcher Richter Harmenopulus in ſeinem Buche von den Anſichten der Irrlehrer näheren Aufſchluß. Nach dieſen iſt der Geiſt des Menſchen vom Teufel beſeſſen, deßgleichen die menſchliche Natur in ſeiner Gewalt. Weder Taufe, noch Empfang der Sakramente reinige den Menſchen, ſondern allein das gemeinſame Gebet. Die Natur iſt böſe, und in jedem Menſchen wohne ein guter und ein böſer Geiſt zuſammen. Wie die Väter ihre Natur von Adam dem Stammvater erhalten, ſo empfangen ſie auch von ihm die teufliſche Knechtſchaft und beherbergen ſo einen Dämon, welcher Gewalt über ſie hat.

Tollius läßt die Zigeuner von dieſen Meſſalianern,

[1]) Nippold a. a. O. 67. Selbſt der kathol. Pfarrer Dr. Sauter „Zur Hexenbulle Innocenz VIII. von 1484“ acceptirte dieſe Fabel, S. 48.

[2]) Hergenröther, Kathol. Kirche S. 613—616. Bei Längin Seite 168.

[3]) Insignia itineris Italici, quibus continentur antiquitates sacrae, Trajecti ad Rhenum 1696.

Bogomilen, ausgehen, welche dem Namen nach Christen, ihren Grundsätzen und ihrem Leben nach Heiden seien. Prediger Otto in Berlin wollte die Ausbreitung des Hexenwahns in Norddeutschland den Zigeunern, welche im 16. Jahrhundert dort zahlreich auftraten, zuschreiben. Daß dieser Volksstamm heute noch dem Aberglauben und der Zauberei huldigt, ist bekannt. Jede Zigeunerin gilt bei dem Volke als Hexe. Ihre Heimath ist der Balkan.

6. Der Historiker muß zwischen Zauberglauben und Hexenverfolgung scharf unterscheiden; jener existirt, so lange als es Menschen gibt; letztere trat periodisch auf, wurde aber im 16. und 17. Jahrhundert epidemisch. Von Waldbrühl kümmert sich darum nicht; er fabulirt vielmehr: „Die Hexenverfolgung wurde durch eine Bulle des Papstes Johann XXII. geheiligt.(!) Noch einen größeren und unheilvollbringenderen Einfluß erhielt der Wahn durch die Bulle Innocenz VIII. i. J. 1481. Unter Johann XXIII. erschien bald darauf 1487 der berüchtigte Hexenhammer." Der Rattenkönig von Irrthümern, die sich hier häufen, ist bereits beleuchtet worden[1]).

Unmöglich hat Herr v. W. jene Bulle gelesen; anderufalls hätte er sich überzeugen müssen, daß Johann XXII. nur gegen den Hexenwahn auftritt, „contra magos magicasque superstitiones," d. h. „gegen Zauberei und zauberischen Aberglauben." Es ist nur die Rede von Kirchenstrafen. Es heißt darin:

„Es gibt viele Namenchristen, welche mit Preisgebung des früheren Lichtes der Wahrheit mit solch einer Finsterniß des Geistes verdunkelt werden, daß sie mit dem Tode und der Hölle einen Bund machen.[2]) Denn sie bringen den Daemonen Opfer dar, beten sie an, verfertigen oder lassen verfertigen Bilder, Ringe, Spiegel, oder bereiten Liebestränke oder irgend eine andere Sache, um auf zauberische Weise die Daemonen an sich zu locken, erbitten und erhalten Antworten und verlangen Hilfe zur Ausführung ihrer schändlichen Wünsche. Für die schändlichsten Sachen leisten sie einen schandvollen Dienst." Dieser Art Dinge verbietet der Papst bei Strafe der Excommunication ipso facto, wenn einer nicht binnen 8 Tagen nach Kenntnißnahme von diesem Mandate sich bekehrt. Außerdem soll derjenige, welcher sich nach Ablauf dieser Frist nicht bekehrt, außer der Confiscation der Güter, welche die Häretiker mit Recht verdienen, alle und jede Strafe durch ihre zuständigen Richter erleiden. Die zuständigen Richter für Hartnäckige waren seit Kaiser Friedrich II. die weltlichen Richter, und nach dem germanischen Rechte des Sachsen- und Schwabenspiegels erlitten die Widerspenstigen als Verbrecher gegen die Staatsgesetze den Tod durch Feuer.

[1]) S. 122. — [2]) Dieser Ausspruch ist Isaias 28, 14 entlehnt; Heppe, II. 226 läßt ihn gesperrt drucken, als ob er die Worte des Papstes enthalte!

Wenn der Papst gegen diese Pest des Aberglaubens, die damals sich allenthalben zu verbreiten begann, zu Felde zog, so sollte man ihm dafür Anerkennung zollen. Daß darauf hin die Hexenverfolgungen begonnen hätten, ist ein Irrthum v. Waldbrühls, welchem Prediger Längin widerspricht. Dieser schreibt: „Während man vor der Bulle Innocenz VIII. (1484) von den Hexenprocessen wenig weiß, nehmen sie durch dieselbe jetzt überhand." Doch auch diese seine Behauptung stößt Längin bald selbst wieder um, wenn er ausführt: „Wenn die Verfolgung (nach 1484) nicht in ein rascheres Tempo einschlug, ja zeitweise unterbrochen wurde, und die Inquisitoren fast ein halbes Jahrhundert lang von der Bildfläche verschwinden, so lag dieses in außerordentlichen Umständen (Reformation), welche seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts sich immer mächtiger geltend machten. Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vollzog sich der Umschwung." Mit dem letzten Citate stimmen wir ganz überein; ebenso wenn er fortfährt: „Allein im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts begannen die deutschen Landschaften fast allenthalben von Scheiterhaufen zu rauchen."[1]) Ja er giebt zu, „daß im letzten Viertel desselben Jahrh., als die Hexenprocesse noch in der Anfangsperiode standen, vielfach noch ein verständiger Sinn in Betreff des Hexenwahnes herrschte." Mit dieser Darstellung, daß nämlich das Zeitalter der Reformation zugleich die Blüthezeit der Hexenprocesse war, stimmen überein Meisart, Horst, Dr. Paff, C. Meyer, Rhamm, trotzdem die beiden ersten Prediger waren; Waldbrühl, Heppe, Rippold, Pollak dagegen widersprechen dieser Thatsache. Den Höhepunkt erreichten die Hexenprocesse in der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunderts.

Nunmehr kommen wir zu dem Schmerzenskinde, zu der vielgeschmähten Bulle Innocenz VIII. von 1484 „Summis desiderantes affectibus". Auf Grund der aus Deutschland nach Rom gelangten Berichte der Inquisitoren, welche einerseits die häufige Bestreitung ihrer Competenz seitens des Clerus beklagten, andererseits über Unfug und Umfang des Lasters der Zauberei ein trauriges Bild entwarfen, gibt der Papst eine Directive sowohl für Bischöfe, Clerus und Volk, wie für die Inquisitoren selbst. Als Grundlage für seine Entscheidung resumirt er den Inhalt der Berichte über das Zauberwesen in Deutschland noch einmal, und gibt dann

[1]) Religion und Hexenprozesse 80. Ferner S. 97 u. 98.

daraufhin, „wie angebracht", sein Mandat. In der Bulle heißt es:

„Es kam uns unlängst zu Ohren, daß in einigen Gegenden Oberdeutschlands, wie auch in den Kirchenprovinzen von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen, in Städten, in Dörfern, auf dem Lande viele Personen beiderlei Geschlechtes vom kathol. Glauben abweichen, mit den Dämonen als Incuben und Succuben sich abgeben, durch ihre Zaubersprüche, Formel und Beschwörungen, sowie durch anderen schändlichen Aberglauben, durch Loosziehen, Excesse, Verbrechen und Schandthaten die Geburten der Frauen, die Fortpflanzung der Thiere hindern; ferner auch Weinberge, Baumschulen, Wiesen, Gärten, Getreide und andere Erdfrüchte verderben, ersticken und zu Grunde richten.

Deßgleichen Männern, Frauen, Zugvieh, Groß- und Kleinvieh, überhaupt die Thiere, mit äußern und innern Schmerzen quälen und martern; es hintertreiben, daß Männer und Frauen erfolgreichen ehelichen Verkehr unterhalten können; daß sie den Glauben, welchen sie in der heil. Taufe empfangen, mit gotteslästerlichem Munde verleugnen, auch andere zahlreiche abscheuliche Uebelthaten und Verbrechen auf Antrieb des Menschenfeindes zu begehen und auszuüben sich nicht scheuen, mit Gefahr ihrer Seelen, zur Beleidigung der göttlichen Majestät und zum verderblichen Beispiel und Aergerniß für Viele."

Das ist das Resumé jener Berichte, welche dem Papste aus Deutschland zugegangen. Er hält es für seine heilige Pflicht, dagegen einzuschreiten.

„Obgleich nun der Papst den Heinrich Institor nach Oberdeutschland und Jakob Sprenger an den Rhein geschickt, als Inquisitoren haereticae pravitatis mit päpstlicher Vollmacht, so haben doch einige Cleriker und Laien sie abgewiesen aus dem Grunde, weil in dem Ermächtigungs-Schreiben die Diöcesen, Provinzen, Städte, Orte ꝛc., sowie die Personen und die Verbrechen nicht mit Namen und nicht speciell angegeben seien, mithin diesen Inquisitoren kein Recht zustehe, gegen solche Personen, wegen solcher Verbrechen Strafe, Gefängniß und Zurechtweisung zu verfügen, wie jene hartnäckig zu behaupten sich nicht scheuen. Die Folge davon ist, daß die Verbrechen in solchen Gegenden unbestraft bleiben. Wir aber sind gewillt, die Hindernisse dieser Verzögerung zu beseitigen, und wollen gemäß unserer Amtspflicht die geeigneten Mittel ergreifen, damit die genannten Provinzen, Städte ꝛc. der Inquisition nicht länger entbehren und bestimmen deshalb, daß denselbigen Inquisitoren in jenen Landstrichen das Amt der Inquisition auszuüben erlaubt, die Strafe, Verhaftung und Zurechtweisung zuzulassen sei, wenn auch weder alle Landstriche, Orte ꝛc. noch Personen und Verbrechen namentlich und speciell aufgeführt sind. Zur größeren Sicherheit wird daher das Schreiben auf alle genannten Landstriche, Personen und Verbrechen ausgedehnt, so zwar daß, wenn beide oder einer von ihnen im Verein mit dem Johann Kremper von Konstanz, oder mit irgend einem anderen öffentlichen Notare, oder wen sonst sie zeitweise in die Gegenden deputiren, das Amt der Inquisition ausüben, die schuldig befundenen Personen gemäß ihrer Strafbarkeit zur Rede stellen, einsperren und an Leib und Gut strafen dürfen" — corrigere, incarcerare, punire et muletare.

In den Pfarrkirchen sollen dieselben dem gläubigen Volke nach Gutdünken das Wort Gottes predigen. Ueberhaupt wird die Vollmacht erneuert, frei und ungehindert zu gedachtem Zwecke das Nöthige anzuordnen. Dem Bischof von Straßburg wird aufgegeben, es nicht zu gestatten, daß der päpstlichen Anordnung von irgend Jemand zuwider gehandelt werde. Die Opponenten sind durch Excommunication, Suspension und Interdict zu strafen mit Ausschluß der Appellation und, im Nothfalle, mit Zuhilfenahme des weltlichen Armes. Hierbei sollen alle entgegenstehenden Privilegien, Indulte ꝛc. aufgehoben sein."

Jeder unparteiische Kritiker wird aus diesem Aktenstücke mit uns folgende Sätze als unantastbar herausfinden:

a. Dieſe Bulle iſt ein Ausfluß der päpſtlichen Jurisdiktionsgewalt, durch welche das Oberhaupt der Kirche die angefochtene Competenz der von ihm entſendeten Inquiſitoren aufrecht erhält und von Neuem einſchärft.

b. Der ganze Wuſt des Zauberwahnes wird als thatſächlich von Vielen in Deutſchland getheilte Anſchauung referirt, während der Papſt ihn als „ſchändlichen Aberglauben" charakteriſirt.

c. Die gegen die Schuldigen zu verhängenden Strafen haben vor allem einen correctiven Charakter. Von Folter, Tod durch Schwert oder Feuer iſt keine Rede; dagegen wird jedem Reumüthigen Vergebung zugeſichert.

d. Einen Zuſammenhang mit den viel ſpäteren Hexenproceſſen darin finden wollen iſt rein Willkür, da jeder Cauſalnexus fehlt.

Die in Rede ſtehende Bulle Innocenz VIII. hat keinen dogmatiſchen Inhalt, gibt keine Definition, iſt nicht an die ganze Kirche gerichtet, ſondern an Inquiſitoren. Sie iſt mit einem Schriftſtücke zu vergleichen, welches man im Staatsleben gegenüber dem Geſetze eine Verordnung auf dem Verwaltungswege zu nennen pflegt. Sie iſt deshalb auch, wie die nachfolgenden Bullen Sixtus IV., Julius II., Hadrian VI., Sixtus V. und Leo X., unter die Extravaganten des kanoniſchen Rechts aufgenommen worden. Das ganze corpus juris canonici iſt nur eine Sammlung von päpſtlichen Bullen reſp. Verordnungen. Welchem Canoniſten wäre es je eingefallen, alle dieſe päpſtlichen Erlaſſe für dogmatiſche Lehrentſcheidungen anzuſehen oder das corpus juris c. als ein dogmatiſches Handbuch zu betrachten? Unſere proteſtantiſchen Gegner ſcheuen ſich nicht, dieſe päpſtlichen Verordnungen, die oft mit denſelben Worten ſich wiederholen, „als fortgeſetzte Cathedralſprüche" zu erklären, wobei es ganz gleichgültig ſei, „ob ein Papſt oder eine ganze Reihe von Päpſten Cathedralſprüche darüber gegeben". Glaubt man denn in Halle, daß nach katholiſchem Begriffe ein bereits definirtes Dogma noch ſechsmal definirt werden könne? Vernünftiger urtheilte der Juriſt Thomaſius, welcher in der durch Ipſen herausgegeben Disputation über „den Urſprung und Fortſchritt der Hexenproceſſe" § 53 erklärt: Der Papſt habe durch die Bulle den Competenzſtreit entſcheiden wollen. Wenn W. v. Waldbrühl[1]) in der Bulle Innocenz VIII. gar einen Staatsſtreich"[2]) erblicken will gegen die Biſchöfe, ſo grenzt dieſes faſt

[1]) v. Waldbrühl Naturforſchung ꝛc. S. 16. — [2]) Dieſen Ausdruck borgte er von Hauber, I. Bd. S. 17.

an Paroxysmus. Weder dieser „Staatsstreich“ noch der angebliche „Cathedralspruch“ hat den Fürstbischof Georg Golser von Brixen gehindert, den im Jahre 1495 in Tirol erschienenen Inquisitor Heinrich Institor bereits 1496 auszuweisen, weil er dessen Verfahren gegen die der Hexerei Verdächtigen nicht billigen konnte[1]). Die bischöfliche Jurisdiction war also noch in Kraft.

Am heftigsten lauten die Anklagen gegen die Darstellung des damals herrschenden Aber- und Teufelsglaubens durch die genannte Bulle. Hierdurch soll der Hexenglaube „geheiligt“, „eingeimpft“, „canonisirt“, „eingehämmert“ und den Völkern als Dogma verkündet worden sein!! Der Wortlaut beweist das gerade Gegentheil. Die Bulle bezeichnet den Zauberwahn als abergläubisch, verdammt denselben und verbietet ihn mit Strafandrohungen, und werden die Zauberbücher zum Verbrennen verurtheilt. Und doch soll der Papst selbst daran glauben? Alexander VI. nennt ihn in seiner Bulle „teuflischen Aberglauben“ und „thörichte Gebräuche“; Hadrian VI. spricht von „nichtswürdigen Aberglauben“; Sixtus V. erklärt: „Es ist unser Wille, daß dieser falschen Leichtgläubigkeit und dem verabscheuungswerthem Treiben solch unerlaubter Wahrsagerei und abergläubischer Dinge sowie den fluchwürdigen Verbrechen und Unfläthereien Einhalt gethan werde, damit vom christlichen Volke Gottes, wie im alten Testamente, gesagt werde: „Es giebt keinen Augur in Jakob und kein Wahrsagen in Israel.“ Es kommt dem Papste Innocenz VIII. nicht in den Sinn, all diese lächerlichen Spuckgeschichten für wahr zu halten; er gibt nur eine getreue Schilderung von dem Zauberwesen, wie es damals thatsächlich in den Köpfen so Vieler spuckte und begründet damit seine Maßnahmen.

Daß seine Schilderung der Wirklichkeit entsprach, dafür finden wir zahlreiche Beweise bei den deutschen Schriftstellern aus jener Zeit. Man schlage nach in den Werken der Aerzte Weier, Riccardus, Wecker, Paracelsus; ferner die Schriften von Heinrich Agrippa, Tritheim, so wird man sich aus deren Schilderungen überzeugen, daß der Papst nicht übertrieben hat. Tritheim gibt in seinem „Antipalus“ gegen jede der citirten Zauberarten die entgegenstehenden Mittel der Abwehr und des Schutzes an; Agrippa in seinem Werke „De vanitate etc.“ drückt sich in dem Capitel Goetia und Necromantia fast so aus, wie Innocenz VIII.: „Einige beschwören mit einer gewissen Macht, zumeist mit heiligen Namen, die bösen Geister, suchen sie herbeizurufen und zu nöthigen; andere aber, die Ver-

[1]) Die Hexenprocesse in Tirol von L. Rapp. II. Aufl. Brixen 1891, S. 17.

kommenſten, unterwerfen ſich mit den abſcheulichſten und mit Feuer zu beſtrafenden Verbrechen den Dämonen, bringen ihnen Opfer dar und beten ſie an, ſind Abgötterer und mit der gemeinſten Verworfenheit behaftet."

Die vielen Verbrechen, welche aus Aberglauben und Zauberwahn an Leib und Leben der Menſchen begangen wurden, machten das Einſchreiten der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit zur Nothwendigkeit. Deshalb war Kaiſer Maximilian I. mit Abt Tritheim[1]), Sigismund von Tirol mit Molitor in Verbindung getreten; aus gleichem Grunde hatte Tritheim eine Abhandlung für den Kurfürſten Joachim von Brandenburg geſchrieben[2]).

Das Verbrecherthum lieferte den Anſtoß zur Abfaſſung der peinlichen Halsgerichtsordnung des Fürſtbiſchofs Georg von Bamberg 1510 und der „Carolina" Carls V. 1532. Die vom Zauberwahne Angeſteckten meinten nämlich der Hilfe des Satans ſich am eheſten verſichern zu können, wenn ſie ſchwere Verbrechen verübten. Andere aber glaubten, die wirkſamſten Zaubermittel ſich zu verſchaffen, wenn ſie die Leichname ungetaufter Kinder oder die noch nicht geborene Leibesfrucht ſich verſchaffen könnten. Die ſächſiſche Criminalgeſchichte bewahrt uns Beiſpiele von Verbrechern, welche aus genanntem Grunde hoffnungsvolle Frauen getödtet hatten. Ihre Strafe war furchtbar; ſie wurden mit glühenden Zangen gezwickt und von vier Pferden zerriſſen[3]). Die in Rede ſtehenden päpſtlichen Erlaſſe betonen deßhalb ſtets die mit dem Zauberweſen verbundenen und daraus entſprungenen Verbrechen und verlangen deren Ausrottung.

Vor dem 18. Jahrh. hat man die päpſtlichen Bullen für die Hexenproceſſe nicht verantwortlich gemacht. Weder Weier, Meifart und Praetorius, noch Maury und Lecky klagen ſie darüber an. Erſt Hauber und Schwager haben eine ſolche Anklage erhoben, während Horſt ſie ablehnt. Wie ſollte auch eine päpſtliche Bulle unter Proteſtanten dem Hexenglauben Nahrung gegeben haben, nachdem Luther 1521 vor dem Elſter Thore zu Wittenberg das ganze canoniſche Recht feierlich verbrannt, das Papſtthum als vom

[1]) Quaestionum liber ad Caesarem . . . Hi perniciosissimi homines pleni mendacio et superstitionibus tanta committunt mala, quanta bonus nunquam possit excogitare. Nam etc. — folgen ähnliche Schilderungen, wie in der Bulle Innocenz VIII. v. 1484. Silbernagel 140—141.

[2]) „Antipalus maleficiorum, Gegner der Zaubereien." Silbernagel 132 ff.

[3]) Sächſ. Alterthumsverein, Heft 3 von 1846 S. 83. — Sind nicht vielleicht die räthſelhaften Morde des Bauchaufſchlitzers Jack auf abergläubiſche Zwecke zurückzuführen, ähnlich wie das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Bayreuth hingerichtete Scheuſal Hundsſattler acht Frauen den Leib aufgeſchlitzt und das Herz ihrer Leibesfrucht verzehrt hatte, „um fliegen zu können".

Teufel geſtiftet dem Haſſe und der Verachtung überliefert, und das „Deus vos impleat odio papae, Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papſt!“ erfolgreich zur Parole erhoben! Dagegen hat das Hexenweſen rein katholiſche Länder, welche mit dem päpſtlichen Stuhle in näherer Verbindung ſtanden, weniger berührt, beiſpielsweiſe Rom, Mittel- und Süd-Italien, Portugal und Spanien. Es iſt deshalb geradezu naiv, wenn Längin behauptet, Innocenz VIII. habe durch jene Bulle mit ſeiner Auctorität erklärt, an Hexenwahn ſei etwas Wirkliches und Wahres[1]). Gegen dieſe falſche Unterſtellung haben im vorigen Jahrhundert die italieniſchen Gelehrten Tartarotti und Dell' Oſſa proteſtirt und ſie mit ſiegreichen Gründen widerlegt. „Wenn die Päpſte den Wuſt der damaligen Zaubervorſtellungen als Aberglaube brandmarkten, ihn verdammten, ihn verboten, dann ſollen ſie ſelbſt deſſen Anhänger geweſen ſein?“

Was den Charakter der Strafen anlangt, welche die Bulle Innocenz VIII. vorſchreibt, ſo hatten ſie nicht den Zweck, welchen die weltlichen Strafgeſetze gegen die Zauberer verfolgten, nämlich Vertilgung derſelben durch Feuer und Schwert, ſondern vielmehr deren Bekehrung (corrigere). Es war geſetzliche Vorſchrift, welche im canoniſchen Recht ihre Stütze fand, daß reumüthige Zauberer und Hexen nicht am Leib und Leben zu ſtrafen ſeien. Wenn daher z. B. aus Como berichtet wird, daß die Inquiſitoren dort 1000 Perſonen proceſſirt hätten, und von ihnen 100 zum Tode geführt worden ſeien, ſo iſt die Freiſprechung von 900 nur durch ihre Bekehrung zu erklären. In den Proceſſen ſpäterer Zeit, als die Inquiſition beſeitigt war, kam dieſes faſt nie mehr vor. Wer einmal dem Hexenrichter in die Hände fiel, kam lebend oder todt auf den Scheiterhaufen. In Frankreich war die Inquiſition bereits 1390 aufgehoben worden und hatte der ſtaatlichen Gerichtsbarkeit weichen müſſen; in Deutſchland war Jacob von Hoogſtraet, als letzter Inquiſitor 1520 von ſeinem Amte enthoben worden, der ſelber eine Schrift gegen die Zauberer veröffentlicht hatte[2]), deren Tendenz dahin ging, die Zauberei als eine ſchwere Sünde zu erweiſen.

Schon 1495 war mit der Errichtung des Reichskammergerichts die Einführung des römiſchen Rechts begonnen worden. Dieſes verdrängte das germaniſche und canoniſche Recht; an Stelle des Schuldbeweiſes durch Thatbeſtand und Zeugen, ſetzte man das Verfahren des Indicienbeweiſes und forderte das Selbſtbekenntniß der Schuld, welches freilich durch die peinliche Frage, d. h. durch

[1]) Vgl. die nähere Ausführung im Hexenwahn von J. Diefenbach S. 228.

[2]) Tractatus magistralis declarans, quam graviter peccent quaerentes auxilium a maleficis. Coloniae 1510.

die Folter, erzwungen wurde. Hiermit allein wurde der fruchtbare Boden für die Hexenproceſſe geſchaffen.

Einen Cauſelnexus zwiſchen dem Hexenwahn und den ſpäteren Hexenproceſſen in Deutſchland mit der Bulle Innocenz VIII. zu behaupten, iſt eine durch Thomaſius 1718 eingefädelte Legende, ein von Hauber gepachteter, von Horſt beſtrittener Gemeinplatz, der durch die Abneigung der Proteſtanten gegen das Papſtthum ſtets neue Liebhaber findet. Der vererbte Lutherzorn hindert ſie vielfach gegen den Papſt gerecht zu ſein. In analogen Fällen urtheilt man ganz anders.

Im J. 1390 hat die theologiſche Fakultät zu Paris den damals herrſchenden Aberglauben, das magiſch-aſtrologiſche Unweſen, die auf ſolche Weiſe geſuchten Heilungen von Krankheiten, ähnlich, wie es ſpäter die Päpſte gethan, durch Aufſtellung von 27 Artikeln verworfen. Bis heute iſt es noch keinem Gelehrten eingefallen, die Profeſſoren der Sorbonne dieſerhalb für die Verbreitung des aſtrologiſchen Wahnwitzes verantwortlich zu machen, oder daraus zu folgern, daß ſie ſelbſt ſolchen Aberglauben getheilt hätten.

Zu München erſchien 1665 eine erneuerte Land- Gerichts- Ordnung, „Land-Gebott“ betittelt, gegen „Aberglauben, Zauberey und Hexerey und andere ſträfliche Teufelskünſte“, durch den Herzog Ferdinand Maria. In der Einleitung heißt es, ähnlich wie in den päpſtlichen Bullen: „Uns iſt die Fürſorge für alles, was zur Wohlfahrt der Seele und des Leibes förderlich, übertragen. Da es aber uns glaubwürdig vorkommt, daß in unſerem Lande die Superſtitionen und Aberglauben, wie auch das verdächtige Anſegnen von Krankheiten an Leut und Vieh und in Summa die Sortilegia mit Wahrſagen oder angemaßten Offenbarungen heimlicher, verborgener und zukünftiger Dinge, nicht ohne Verdacht der Zauberei und vermuthlicher expreſſen Invocation, vorab bei dem gemeinen ſchlechten Volke eingeriſſen und überhand nehmen wollen, daß nit allein zu beſorgen, es möchten hierdurch etliche nach und nach ganz und gar in das hochverbotene und verdammte Laſter der Hexerei und Zauberei, auch zur Verleugnung Gottes, ſeiner würdigſten Mutter Maria und aller Heiligen, verleitet und verführt werden, ſo iſt es obrigkeitliche Pflicht dagegen einzuſchreiten.“

Wer möchte nun deßhalb den Herzog Ferdinand von Bayern als Urheber oder Förderer des Hexenwahns und Zauberglaubens anklagen oder annehmen, daß er an ſolche Dinge geglaubt habe? Oder wer hat ihm die 100 Jahre ſpäter erfolgte große Zauberei-fehde von Sterzinger, Merz und Genoſſen aufbürden wollen?

Iſt dies hier nicht erlaubt, dann auch nicht bei der Bulle des Papſtes Innocenz VIII.

Zum Schluß ein argumentum ad hominem. Profeſſor Nippold zu Halle hat in ſeiner oft citirten Schrift ſich bemüht, alle möglichen Erſcheinungen des Volks- und kirchlichen Lebens innerhalb der katholiſchen Kirche zuſammen zu ſtellen, welche nach ſeiner Anſicht zur Wiederbelebung des Hexenwahns führen können.

Wollte ich nun darin den Beweis finden, daß er ſelbſt an derlei Dinge glaube, oder daß er durch Darſtellung des herrſchenden Aberglaubens dieſem Eingang verſchaffe, ſo würde er gewiß dagegen proteſtiren und eine Fälſchung, wenn nicht eine Verleumdung, darin erblicken. Dasſelbe geſchieht aber, wenn Nippold und Genoſſen den genannten Päpſten den Vorwurf machen, ſie hätten an die Realität des Hexenwahns geglaubt und durch ihre Bullen denſelben dem Volke beigebracht. Nippold legt ſelbſt nur ein Zeugniß ſeiner eigenen Befangenheit ab, wenn er gegen den engliſchen Culturhiſtoriker Lecky tadelnd bemerkt, daß in ſeinem „ſprichwörtlich berühmt gewordenen Buche“ über den Rationalismus[2]) „vergeblich nach einem Hinweis auf die päpſtliche Veranlaſſung der gerichtlichen (Hexen-) Verfolgungen“ geſucht werde.[1]) H. Lecky iſt eben kein ſo einſeitiger und voreingenommener Kopf, wie viele unſerer deutſchen Gelehrten, und würde es auch eine vergebliche Mühe ſein, die Verfolgungen der Hexen in England mit den päpſtlichen Verordnungen in Verbindung zu bringen. Denn kein Land hat durch ſeine Trennung von der Mutterkirche ſich ſo eiferſüchtig gegen jeden Einfluß von Rom abgeſperrt, als gerade England, wo ſeit den Tagen Heinrichs VIII., der Eliſabeth und Jacob I. das „No Nopery“-Geſchrei bis auf unſere Tage ſich erhalten hat.

7. Zum Schluſſe iſt noch die Fabel von zahlreichen, ſeit 1860 in Mexiko verübter Hexenbrände zu regiſtriren. Prof. Nippold hat dieſe Fabel mit der ihm eigenen Oberflächlichkeit ohne nähere Quellenangabe einfach aus Zeitungen entlehnt und dann in die Welt hinausgeworfen. Die Auswüchſe eines zu Exceſſen geneigten halbbarbariſchen Volkes, zuerſt in dem mexikaniſchen Bürgerkriege von 1863—64 unter Kaiſer Maximilian, und dann unter der Dictatur des erzliberalen Freimaurers Juarez, hätten den Profeſſor doch zu einiger Vorſicht mahnen ſollen. Sind ja ſelbſt in den

[1]) Die gegenwärtige Wiederbelebung ꝛc. S. 58. — [2]) Hartpole Lecky, history of the rise and influence of the spirit of Rationalisme in Europe.

Vereinigten Staaten noch in neuer Zeit Fälle von Lynchjustiz vorgekommen, bei welchen Recht und Humanität mit Füßen getreten wurde, wie z. B. bei der Hinmordung der gefangenen Italiener in New Orleans 1890. Was haben derartige Excesse mit Hexenbränden zu schaffen?

Die Laacher Stimmen[1]) haben diese von Nippold verbreiteten und von Heppe[2]) wiederholten Mittheilungen bereits als Erfindungen gebrandmarkt. Wir haben uns aber damit nicht begnügt, sondern durch einen Freund uns direct nach Mexiko gewandt, um von competenter Stelle Näheres über jene angeblichen Hexenhinrichtungen zu erfahren. Unser Gewährsmann, Herr Martinez de Arredondo schreibt, er habe nicht bloß in Merida und Yucatan überall Nachfrage gehalten, sondern sich auch an seinen Bruder, den Vicepräsidenten in Mexiko, selbst um Auskunft gewandt, und sie beide konnten die Behauptung, es seien, soweit überhaupt noch menschliche Erinnerungen zurückreichen, solche Hexenverbrennungen in Mexiko vorgekommen, als eine infame Lüge bezeichnen.

Schon seit 25 Jahren gehört es zu den Passionen Nippolds, die unbedeutendsten Vorkommnisse in der katholischen Kirche und die unzuverlässigsten Zeitungsnotizen über dieselbe zusammenzuschleppen, um deren Gemeingefährlichkeit zu beweisen. Aus dieser Katholikenphobie ist seine Broschüre: „Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens" entstanden. Ueberall wittert er eine dahin gehende Thätigkeit innerhalb der katholischen Kirche, namentlich verschuldet durch die Jesuiten und den jesuitisch geschulten Clerus. Nur schade, daß der Mann nicht 200 Jahre früher gelebt; er hätte sicher in Entdeckung neuer indicia der Zauberei selbst einen Carpzov ausstechen können, dem seine Gegner 20000 Todesurtheile zuschreiben.

Wir können Herrn Nippold in seinem eigenen Interesse nur wünschen, daß er von seinem Hexenwahn und seiner Jesuitenphobie noch rechtzeitig curirt werde.

Daß die vielerwähnten Schriften von Waldbrühl und Nippold in eine Sammlung von wissenschaftlichem Character Eingang und Aufnahme fanden, ist fast zum Verwundern. Dagegen hat die Broschüre des Predigers J. Kradolfer in Bremen: „Die Macht der Phrase in Religion und Kirche" in von Holtzendorffs „Deutsche Zeit- und Streitschriften" eine wohlberechtigte Stelle ausgefüllt, welche uns über sonst unerfaßliche Dinge den erwünschten Aufschluß gibt.

[1]) Bd. 32, S. 378—80. — [2]) Bd. 2, 287.

Wem gehört die Zukunft?

Ein Literaturbild der Gegenwart.

Von

Carl Muth.

Neben vielen, vielen anderen Hoffnungen hatte man an den nationalen Aufschwung des Jahres 1871 auch die einer neuen Hochblüthe des deutschen Geisteslebens geknüpft. Insbesondere erwartete die deutsche Poesie und Literatur neben einer Erweiterung ihres Stoffgebietes auch den geistesmächtigen Gedankenflug und die künstlerische Eigenart einer zu politischer Einheit und gemeinsamem Culturstreben gelangten Nation. Die mit glühender Begeisterung aufgenommenen Grüße so manches sterbenden Attinghaus der deutschen Dichtererde an die heraufziehenden Gestirne einer neuen Literatur- und Kunstära, die leidenschaftlichen, sprachgewaltigen Siegesgesänge, wie sie von den erbebenden Harfensträngen manches deutschen Taillefer rauschten, ein kräftiges Siegesbewußtsein, in dem man mit der politischen Anmaßung des westlichen Nachbars auch seine literarischen und künstlerischen Prätensionen auf Beherrschung des Weltkunstmarktes endgiltig zurückgewiesen wähnte — dies Alles schien solchen Hoffnungen eine glänzende Berechtigung zu geben.

Man war demnach unzufrieden mit den alten Poeten und ihren Leistungen und tadelte sie? — Nicht gerade das. Sie waren ja bis jetzt nur die Sprecher und Kinder eines Volksthums gewesen, das bei den kleinstaatlichen Interessen zur Bethätigung seiner schönsten Fähigkeiten nicht gelangen konnte; das in seiner vielfach idyllischen Existenz, in seinem sozusagen episodischen Character, eben auch idyllisch und episodisch lebte und empfand. Das war nun anders geworden. Ein neugestärktes, in seiner Einheit kraftvolles Volksgefühl war, durch große nationale Interessen getragen, in seiner ruhigen Entwicklung durch eine glänzend erprobte Streitmacht geschützt, zur auslebenden Bethätigung seiner schönsten Fähigkeiten auf ein reiches Feld harrender Ausbeute gewiesen.

Nun brauchten tüchtige Dichterindividualitäten sich nur der

neuen Stoffgebiete zu bemächtigen, zur Arrondirung der hinlänglich plattgetretenen Weideplätze der Literatur die durch nationale Fernblicke eröffneten neuen geistigen Gebiete kühn in Besitz zu nehmen, ihre Gegenstände in der Weite des nationalen Horizontes zu projiciren — und die neue Poesie, hoffte man, war da und konnte zu einer dritten Blütheperiode heranreifen.

Schon dieser Aufschwung des Gedankens einer neuen Poesie, die Tiefe und Lebhaftigkeit des gefühlten Bedürfnisses nach einer der Gegenwart entsprechenden Wandlung ihres dichterischen Erfassens, das Verlangen nach Hereinbeziehung weiterer Lebensgebiete, als die Aesthetik der Poeten der Staatenbund- und Bundesstaatszeiten zuließ — schon das allein waren günstige Aspecten einer Zeitenwende.

Aber der gewünschte geistige Aufschwung trat nicht ein. Die Poeten, welchen wohl die tiefe Erregtheit des Sieg auf Sieg häufenden Volkes manchen weihevollen Sang hohen Flugs entrissen hatte, waren unberührt geblieben in ihrem dichterischen Empfinden oder hatten nicht die Kraft, es künstlerisch zu gestalten. Und so sangen sie halt weiter in der eingeübten Vorväterweise und was sie thatsächlich an neuen Gebieten poetisch urbar machten und zu machen versuchten, lag theils dem Interesse unserer mit inneren Haushaltssorgen geplagten Nation, theils dem Geiste wahrer Poesie überhaupt gänzlich fern. Die herzerfrischenden Liederdichtungen Scheffels; die episodisch feinen Culturromane Freytags; die Zeitromane und Zeitnovellen Gottfried Kellers, Theodor Storms, Spielhagens, Fontanes, Frenzels, Franzos', Jensens, Glasers, Hopfens u. s. w.; die Nilromane von Ebers, die dramatischen, Prosa- und Versdichtungen Gottschals, Jordans, Linggs, Greifs, Grosses, Schacks, Hamerlings und Wilbrandts; die Kriegs- und Siegsgesänge der Geibel, Redwitz und Wildenbruch, der Rittershaus und Rodenberg; die dramatischen Arbeiten der Lindner, Fitger, Anzengruber, Wilbrandt, Kruse u. s. w. waren mitunter nennenswerthe Leistungen, von denen viele bleiben werden für spätere Geschlechter, aber ein Hinausgehen über alte Formen, eine dichterische Bewältigung neuer Ideen konnte man bei ihnen nicht entdecken. Man fand in diesen Dichtern nicht die erhofften Grenzerweiterer und Eroberer, nicht die verwegenen Prometheusnaturen, die, göttergleich nachschaffend, vom Ewigkeitshauch der Weltgeschichte umwitterte blutvolle Lebensbilder auf's Papier, auf die Bühne schleuderten.

Vollkommen in ihrer Art, prächtig in der Schilderung dessen, was sie sahen, fühlte man, daß ihre Art eben nicht mehr unserem

praktischen Gegenwartssinn entsprach, daß der Standpunkt, von dem aus sie sahen, eben ein der Höhe unserer wissenschaftlichen Ausblicke sehr ungleicher sei. Und dann der Ton, die Sprechweise! Genug, man war enttäuscht, unzufrieden und empörte sich dagegen.

* * *

Im Jahre 1882 erschienen in sechs einzelnen Heften „Kritische Waffengänge", in welchen zwei junge Anfänger in der Literatur gegen einige in- und ausländische Modegötzen des Tages wacker loszogen.

Die Verfasser waren zwei Brüder, Julius und Heinrich Hart. In ihren positiven Forderungen noch nicht klar, suchten sie der unbehaglichen Stimmung ihrer gleichaltrigen und gleichstrebenden Zunftgenossen Ausdruck zu geben. Zunächst in der kritischen Analyse von Poeten à la Träger, deren ewiges Reimgeleier von Sinnen und Minnen, Rauschen und Lauschen einem männlich kräftigen Empfinden Lachreiz bewirken müsse.

Eine kleine Schrift mit dem Titel „Moderne Lyrikerrevolution" von einem gewissen Paul Fritsche trat in dieselben Spuren, bis schließlich im Jahre 1884 zum ersten Male ein praktischer Versuch einer neuen lyrischen Stofferfassung erschien, in einer von drei jungen Dichtern herausgegebenen Sammlung, in welcher diese selbst mit Beiträgen vertreten waren. Die „Modernen Dichtercharactere", herausgegeben unter Mitwirkung von Hermann Conradi und Karl Henkell durch Wilhelm Arent, waren nichts weniger, als eine in klarer Uebereinstimmung der Ziele sämmtlicher mitwirkenden Dichter zusammengestellte Anthologie. Neben den Beiträgen des indirekt in gleicher Weise, wie die übrigen Formpoeten betroffenen Wildenbruch, finden wir realistische Stimmungsbilder, kühne und unreife Protestrufe von Arent, Conradi, Henkell, Holz u. s. w., aber auch hymnenartige Idealpoesien (hebräische Melodien) von Carl Bleibtreu. Das Buch wurde gratis versandt und setzte die Kritik etwas in Verlegenheit. In der Vorrede wurde der offene Bruch mit der gekünstelten Modepoesie der Gegenwart ausgesprochen und einem „Realismus", von dem man nur unbestimmte Empfindungen und Vorstellungen hatte, die Zukunft prophezeit. Eine in den dreißiger Jahren gegründete Zeitschrift, das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", stellte sich in den Dienst der beginnenden Bewegung und enthält besondes aus der Zeit, da Bleibtreu die Redaktion in Händen hatte, manch charakteristisches Document tastender Aufklärungsversuche der mehr dunkel gefühlten, als klar erschauten Ziele

einer unserem modernen Leben angepaßten Neuerung dichterischer Seh- und Sprechweise.

Als im Jahre 1885 endlich eine Broschüre des Titels „Revolution der Literatur" erschien von der schon in verschiedenen muthigen Jugendwerken geübten Feder Carl Bleibtreu's, hatte bereits eine ansehnliche Zahl heranwachsender Musensöhne eine stattliche Reihe von Werken und Werkchen auf den Büchermarkt geworfen, in welchen ein jeder nach seiner Weise, den modernen Forderungen und Bedürfnissen gemäß, einen mehr oder minder kräftigen Realismus in Stoffwahl sowohl wie in der Form zu verwirklichen suchte. Auch eine geräuschvolle theoretisirende und polemisirende Campagne zog gegen fast alle lebendenden wie todten den Büchermarkt beherrschenden Literaturgrößen los und versuchte sich an der Klarstellung des neuen Programms, an der kritischen Würdigung der Dichter der neuen Richtung, mit gegenseitigen Hochrufen und Ermunterungswinken, als echte „Stürmer und Dränger" vor der Nachwelt die Sporen zu verdienen. Die Gegner schwiegen nicht lange. Gegen die 1885 in der neuen Titel-Auflage „Jung Deutschland" erschienenen „Modernen Dichtercharactere" veröffentlichte ein jüdischer Witzbold, Schmidt-Cabanis, seine „Pessimistbeetblüthen", der „Ulk" brachte von demselben Verfasser ulkische Travestirungen von „Jungdeutschlands Klagebengel". Auch ältere Herren sprachen in gesetztem Tone in den allgemeinen Radau, und erhielten dafür burschikose Abfertigungen. Täglich erstanden neue Literaturgenies, „Messiase" oder „Täufernaturen", und rasch beeilten sich die glücklichen Entdecker eines solchen Wunderkinds, die aufgeregten Zunftgenossen publicistisch davon in Kenntniß zu setzen. Es war ein tolles Treiben lauter Begeisterung, gegenseitiger Anfeindung und Verhimmlung. Jeder Tag brachte neue Ueberraschungen Trauer und Heiterkeit erregender Art, selten aber zur zustimmenden Freude des ruhigeren Betrachters, der wohl mit dem in der Zeit liegenden Ueberdruß an dem ästhetischen Reimgeklingel und der unwirklichen Redeweise der conventionell erfaßten, schablonenhaften Roman- und Dramenfiguren und mit dem frischen Muthe der jungen Draufgänger sympathisirte, nie und nimmer aber sich mit den äußersten Lizenzen gegenüber literarischem Anstande und öffentlicher Sitte befreunden konnte.

Da erschien Bleibtreu auf der Literaturtenne und suchte mit kräftig geführter Schaufel die minderwerthige Spreu dem Zeitwinde zu übergeben. Seine „Revolution der Literatur" ist ein kritischer Revüeversuch, eine zustimmende Constatirung keimkräftiger Leistungen, eine neue Ziele weisende Abrechnung mit dem „Jungen

Deutschland". Er hatte lange zugeschaut, schon manches talentvolle Werk geschrieben, Studien gemacht, die den jungen lyrischen Reimvirtuosen ohne Weltanschauung für ihre Dichtarbeit sehr zeitraubend und überflüssig scheinen mochten, und über alle dem gründlichen Versenken in die großen Schöpfungen der Weltliteratur nie den Sinn für die Leiden und Bedürfnisse der quellenden Gegenwart eingebüßt.

In einzelnen Kapiteln über den historischen Roman, die erotische Epik, den Realismus, das Drama, die Lyrik suchte er die lebenden Autoren von seinem Standpunkte eines praktischen Realismus aus zu werthen, eines Realismus, „der, indem er in die tiefsten Tiefen der Menschenseele und des Menschenlebens greift, zugleich überall durch höhere und freiere Gesichtspunkte sich über die Realität erhebt, um eine echt dichterische Versöhnung zu gewinnen". Einem Freytag und Scheffel, die ihre volle Würdigung als „episodische" Dichter erhalten, stellt er die Großmeister des historischen Romans, Walter Scott und Willibald Alexis, gegenüber, indem er den großen historischen Blick, das genaueste Zeitcolorit, geniale historische Ideen (wie die Gegenüberstellung der Normännischen Aristokratie und des Sächsischen Volkes in Ivanhoe) als ewig giltige Bedingungen einer historischen Dichtung großen Stils hervorhebt. Gegenüber dem „glatten, geleckten Korkgeschnitzel des gebildeten Ebers ‚für Töchter höherer Stände', weist er auf den Roman „Octavia" von Wilhelm Walloth, dessen vortreffliche Composition, elementare Kraft der Darstellung, nervig und künstlerisch fließende Sprache eigenartig absteche von der archaistisch gezierten Sprechweise Scheffels und den theatralischen und zerfahrenen Machwerken der Dahn, Ebers und Eckstein.

Auf dem Gebiete der erotischen Epik erklärt er sich zunächst gegen Heyse. Dieser Quecksilbernatur mangle der germanisch-christliche Ernst. „Anmuthig im Salonfrack führt er die Sünde spazieren und verweilt mit olympischem Behagen bei der schönen Sinnlichkeit." Bei Storm und Keller vermißt er große Conflicte und Leidenschaften; Liebeslust und Liebesleid sei bei ihnen das treibende Moment. Nur dem „Dichter der adligen Bankerte", Spielhagen, macht er noch das Zugeständniß, daß er wenigstens etwas wolle, oder vielmehr gewollt habe. „Er ist immerhin der Einzige, der die einförmige Erotik ein wenig durch größere Conflicte belebte u. s. w."

Dagegen weist er auf Max Kretzer, „einen Dichter des Berliner Zeitromans par excellence", hin und schämt sich seiner „Kretzerschwärmerei" nicht, wenn er in Bezug auf Kretzers Roman

„Die Verkommenen" schreibt: „Er ist ein Vollmensch seiner Epoche. Und die Nachwelt wird von den Andern viele schöne Bücher erhalten — für ihre Bibliotheken; aber der Mensch wird leben. Noch unsere Enkel, ich hoffe und weiß es, werden den wildgenialen Schluß der „Verkommenen" mit schaudernder Erschütterung lesen und — begreifen, wenn all die Modehelden todt und vergessen sind. Bleiben wird der knorrige, brutale Realist, mit dem die Idee der Zukunft dröhnend dahinschreitet. Denn eine solche Gewalt der Leidenschaft, eine solche rücksichtslose Energie und Unerschrockenheit im dichterischen Anpacken der furchtbarsten Leiden und Sünden, eine solche Shakespeare'sche Wucht der Tragik ist in der deutschen Literatur noch nicht dagewesen."

Neben Kretzer nennt er ferner als Vertreter der Linken des deutschen Parnasses im Zeit- und Gesellschaftsroman M. G. Conrad und Hermann Heiberg — „zwei Eckpfeiler der literarischen Zukunft."

Das Kapitel „Drama" ist kurzathmig wie unsere ganze Dramatik. Wildenbruch und Herrig könnten sich herrlich ergänzen. Dem ersteren fehlte die große historische Idee Herrigs, diesem letzteren die derbraune Kraft und militärisch-stramme Dramatik Wildenbruchs. Dagegen ist die lyrische Production üppig in den Halm geschossen. Ich komme später auf einzelne Vertreter dieser Dichtweise zurück und merke nur kurz die Bleibtreu'sche Auffassung dieser Erscheinung, schon zur vorläufigen Characteristik seines interessanten Dichter- und Denkerprofils, hier an.

Der Ueberlaufung des lyrischen Gebietes und dem „Lyrikerhochmuth" so manches „sompflegenden Maultitanen" tritt er mit der energischen Forderung entgegen: Ein rechter Kerl belästigt die Welt überhaupt nur mit Lyrik nebenbei, neben seinen größeren Arbeiten. Trotzdem, gesteht er zu, sind Leistungen zu Tage getreten, die auf eine neue Blütheperiode der Lyrik hoffen lassen. Aber bei alle dem nur nicht das stolze Bewußtsein der Größe, das sich nur auf Lyrik stützt! Und als ein getreuer Ekkard redet er sie also an: „Ihr Lieben, Talente seit ihr ja alle. Aber ihr werdet allen Krämpfen der Ohnmacht verfallen, wenn ihr enere lyrische Virtuosität gleich für Genialität ausgeben möchtet. Das Genie gebärdet sich überhaupt ganz anders. Das kommt nie gestiefelt und gespornt auf die Welt wie ihr, die ihr halb Knaben, halb Greise seid — von gährender Unreife der Weltanschauung und speziell der literarischen Auffassung, und dabei von greisenhafter Ueberreife der technischen Formausbildung". Ihnen, wie der ganzen Zeit macht

er den Vorwurf, daß nirgends im jungen Deutschland ein Zug zum Histo-rischen, auch nicht zum Historischen der Gegenwart, bemerkbar sei.

Mit kurzen Strichen deutet er in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Rev. d. Lit." ein Programm der Zukunftsliteratur nach seiner Auffassung an. — „Nieder mit aller Poetasterei, in welcher Form auch immer, die sich nicht höheren Zielen zuwendet. Nieder mit allen — um einen populären Ausdruck zu wählen — „Liebesgeschichten", falls diese nicht große Conflicte und Leidenschaften behandeln und sich in Beziehung setzen zu dem allgemeinen Grundthema der ganzen künftigen Revolutionsliteratur: zu dem Kampf gegen die große „conventionelle Lüge" unserer Culturbarbarei. Die sociale Frage und der Gegensatz der Nationalitäten, der z. B. im Panslavismus uns das furchtbarste Räthsel der Sphynx des 20. Jahrhunderts bieten wird — dies sind die zwei großen Themata der Zukunftspoesie".

Wie ein Aufflammen hoher Begeisterung für die erhabene Aufgabe des Dichterberufs fuhr diese Schrift in die hadernde Bewegung. Mit jugendlichem Zornesmuth und tüchtigem Wissen geschrieben, ließ sie in dem Verfasser zwar eine noch in Gährung begriffene, aber in großer Geschichtsauffassung gründlich und ernst geschulte Individualität erkennen. Religiöser Ernst ist ihr Grundton. Aber es scheint fast, als fehle es diesem Ernst noch an der Unerschrockenheit eines resoluten Bekenntnisses. Wir bekommen nur einige Male die Worte christlich-germanisch und Christenthum zu hören, in vielen anderen Fällen scheint uns der Gedanke daran unter anspielenden Aeußerungen berechnend verborgen. Weltschmerz, Leidenschaft und der ewige Zoroasterkampf des Guten und Bösen, in dessen endlicher Ueberwindung durch die Erkenntniß der Erhabenheit des Menschengeistes Bleibtreu das letzte Entwicklungsstadium des echten „Dichtermärtyrers" erschaut — dies Alles muthet mich an wie eine geniale Selbsttäuschung eines tiefen religiösen Bedürfnisses, das aus der Unzulänglichkeit des Irdischen in eine hehre überirdische Glaubens- und Gotteswelt flüchten möchte, und in innerem Schmerze nach der Ausreifung zu jenem letzten sub specie aeterni-Standpunkte hinringt, der allein „Friede und Ruhe" giebt.

Wie ein erratischer Felsblock aus staubigem Geröll ragt Bleibtreu aus der großen Schaar des Literatenvolkes eben durch seine geschichts-philosophische und religiöse Weltbetrachtung und seine elementare Leidenschaftlichkeit hervor. Daß ihn letztere gar manchmal zu massiven Derbheiten und feurigen Ruthenhieben gegen seine Kritiker und Bemäkler hinriß, die ihn oft in kleinlichem Neid oder

böswilligem Unverständniß am Barte zupften, ist zu bedauern, aber sehr wohl zu verstehen einer Literaturbande gegenüber, deren Portrait wir einige Seiten später zu skizziren uns vorgenommen. Wer ernstlich um unsere Literatur hofft und bangt, wem es wirklich um einen neuen, tüchtigen und großen Geist in unserer Kunst zu thun ist und nicht um belletristischen Fabrikbetrieb und seichte Lebensverwässerung, der greife nach allem, was dazu geeignet ist, einem solchen Geiste die Wege zu ebenen. Mochte nun Bleibtreu selbst das, was er von dem wahren Dichter verlangt, in seinen eigenen Leistungen verwirklicht haben oder nicht, mochte er auch manchmal aus den schlagfertig aufgefahrenen Vertheidigungsgeschützen gar zu ungeschlachte Geschosse in die Gegnerreihen geschleudert haben, mochten die ihm von seinen Widerparten entgegengehaltenen Anklagen berechtigt sein oder nicht, jedenfalls haben wir in ihm eine mächtige Individualität, die in ihrem großen Streben und tüchtigen Erkennen verdiente, als Heerrufer einer erwachenden Poesie mit Ruhe und Ernst gehört zu werden.

Als die „Revol. d. Lit." erschien, hatte der damals erst 26jährige Dichter bereits mehrere Bände veröffentlicht, von denen wir nur erwähnen: „Der Nibelungen Noth, eine Aventiure", in der uns der Entwicklungsgang des vermuthlichen Nibelungendichters, und aus diesem heraus die Entstehung unseres größten Epos, in frischen Vorgängen geschildert wird. Das hymnenartige Ausklingen des Buches ist von wunderbarer Größe und Sprachschönheit. Doch was ich oben über den religiösen Ton in der „Revol. d. Lit." gesagt, gilt auch hier. — Das gleichsam symbolische Herbeiziehen der großen Thatsachen und Geheimnisse des Christenthums zur poetischen Bildersprache berührt unangenehm und läßt fast auf eine Mythenauffassung der hl. Geschichte schließen. Objectiv ist es jedenfalls sehr unhistorisch.

„Dies irae, Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan" ist eine Kriegsnovelle, als Genre in dieser Auffassung eine Schöpfung der Bleibtreu'schen Muse. In dieser sowohl wie in den zahlreichen übrigen Schlachten- und Feldherrnbildern aus Cromwells, Friedrich des Großen und Napoleons Zeit, ist der Versuch gemacht und vielfach großartig gelöst, das eigenthümliche Drama zu entrollen, welches in des modernen Feldherrn Seele sich abspielt.

Ein drittes Jugendwerk ist der Roman „Der Traum", worin uns das Leben des englischen Dichterlords in einer nur Bleibtreu eigenen mitlebenden Weise geschildert ist.

Die Novellensammlung „Aus Norwegens Hochlanden" ist von prächtiger, herzerquickender Frische und einer knorrigen Characteristik

in Menschenschlag und Landschaft, der ich nicht gar viel von deutschen Novellen an die Seite zu setzen weiß. 1885 erschien ein weiterer Novellenband „Kraftkuren" und 1886 drei Novellen unter dem Titel „Schlechte Gesellschaft". Der dreibändige Roman „Größenwahn" ist ein Bastard ganz origineller Art. Er bietet ein umfassendes Bild dieser pathologischen Erscheinung unserer Zeit auf den verschiedensten Gebieten. Von der gesammten Romanproduktion unterscheidet er sich durch eine Fülle tiefer Gedanken, packend schöner Bilder und großer geschichtlicher Ausblicke. Wenn man die Wahl hat zwischen einem Opus unserer landläufigen Romandichtung von tadelloser Form, aber genrebildhafter Kleinheit des Dargestellten und einer solchen Arbeit, deren innerer Gehalt allen Regelzwang machtvoll sprengt, so kann die Wahl nicht schwankend sein. Man hat sich vielfach bei Beurtheilung des Gesammtgeistes der beiden letzten Werke durch einzelne Widerwärtigkeiten sexueller Natur den unbefangenen Blick trüben lassen und ist ihnen somit nach keiner Seite hin gerecht geworden. Für den Familientisch sind solche Arbeiten allerdings nicht. Der Familientisch kann eben auch für den großen Zeitdichter nicht in Betracht kommen. Insofern haben Bleibtreu und seine Gesinnungsgenossen Recht, als sie mit der strengen Verurtheilung einer sog. Damenliteratur von und für Damen, eine Poesie für Männer fordern. Jene Literatur von Weibern beiderlei Geschlechts, wie sie durch Heyse, Hillern, Marlitt u. dergl. repräsentirt wird, verdirbt durch die „Kleinheit ihrer Gesinnung" alle Fähigkeit zu einer hohen idealen Erfassung des Lebens. Wir haben nur wenige weibliche Federn, die von diesem Urtheil auszunehmen sind. „Da giebt es Beschreibungen von Toiletten u. s. w. und eine lüstern sentimentale Auffassung der Minne, deren Ton selbst Paul Heyse nicht zu treffen vermag". . . . „Eine frauenhafte Gewandtheit in Darstellung eleganter Familien-Interieurs à la Knut Eckwall, eine frauenhafte Sucht, kokette Saphodrapirungen mit angeblicher Lebenserfahrung zu versuchen, zeichnet diese Musen aus, die von Bildung, Humanität und Patschouli triefen". (Bleibtreu.)

Ein wenig Realismus hätte unsern durch die vielen Minnesüßigkeiten verdorbenen Magen sicher gekräftigt. Aber in der Reaction schoß man wie gewöhnlich über das Ziel hinaus. Die Dosis, zu stark verabreicht, wirkte Brechreiz. Auch Bleibtreu hat in manchem seiner „Zeitdokumente" die verbogene Linie umfassender und wahrer Lebensgestaltung im ersten Eifer und Unwillen etwas gar zu stark nach der entgegengesetzten Seite gebogen. Seine

„Schlechte Gesellschaft" betrachten wir nach dieser Seite hin als eine Verirrung. Es war aber unausbleiblich, daß in seiner Nachfolge so und so viele andere mit geringerem Können dasselbe Gebiet betraten. Was bei Bleibtreu symptomatisch blieb für seinen dichterischen Entwicklungsgang und worüber er nach der ganzen Anlage seines Geisteslebens bald hinauskommen mußte, das wurde für andere ein stationäres Entwicklungsresultat. Sie kamen über die Kellnerinnovelle mit allem, was dem und dran hängt, über ihre Wertherperiode nicht hinaus.

Ueber die dramatischen Leistungen Bleibtreu's ausführlicher zu reden, geht über den Rahmen dieser Darstellung. Vielleicht kommt hierin der hohe Gedankenflug und das ernste Streben nach großer weltgeschichtlicher Erfassung historischer Einzelerscheinungen, das bei Bleibtreu überall durchbricht, am stärksten zum Ausdruck.

Ich nenne nur die hauptsächlichsten. Da sind „Weltgericht" und „Schicksal", in welch ersterem die französische Revolution, im zweiten Napoleon kraftvoll gestaltet sind. Da ist der „Dämon", in welchem die blutrünstigen Gestalten der Borgia in ihrer Verbrechergröße und die kraftvolle Zeit der Renaissance an uns vorüberschreiten. In „Byrons letzte Liebe" und „Seine Tochter" treten wir in den Bannkreis des englischen Dichterhelden; „Harold, der Sachse" hat bei geschichtlicher Vertiefung und großer symbolischer Erfassung denselben Stoff zur Grundlage wie das Wildenbruch'sche Bühnenopus „Harold". In den Schauspielen „Der Erbe", „Rache" und „Auferstanden" betreten wir die Gegenwart.

Man hat in Hinsicht auf Bleibtreu gesagt: „Die Idee allein, so tief sie auch gefaßt ist, macht noch lange kein Kunstwerk aus." Auch ich habe den Eindruck, daß der großartigen Symbolik seiner Tragödien und sonstigen Leistungen nicht immer in gleichem Maße die künstlerische Wiedergeburt zu blutvoller Lebendigkeit entspreche: allerdings die höchste Forderung, die bis jetzt nur einer erfüllt — der Schwan vom Avon. Daraus Bleibtreu einen Vorwurf machen, hieße ihm vorwerfen, daß er nicht das weltumspannende Genie des göttlichen Britten besitze. Wenn man an Bleibtreu etwas vermißt, so ists der sonnengleich weltüberschauende Humor. Trotzdem: Bleibtreu hat uns viel geboten, mehr denn einer seiner Mitlebenden und Mitschaffenden; nehmen wir es dankbar an und lernen von ihm. *Nichts thut unserer Zeit mehr noth, als große Gesinnung und sittliche Energie.*

Aus der umfangreichen kritischen und literarhistorischen Thätigkeit Bleibtreu's heben wir nur sein Hauptwerk, die „Geschichte

der englischen Literatur" hervor. Hier, wie anderswo die gleiche Weite des Horizonts, die erhabene Auffassung des Dichterberufes, der Ewigkeitsstandpunkt. Bei der uns rings umgebenden athembeengenden Mittelmäßigkeit halten wir ihm daher gerne, solcher Vorzüge zu liebe, die aus seiner protestantischen Auffassung hervorfließende Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen und die darauf aufgebaute Geschichtsphilosophie zu gute; um so lieber, als uns stets neue Werke aus seiner Feder belehren, wie der ehrliche Dichterdenker eifrig bemüht ist, den großen Weltfragen der Religion und Geschichte gegenüber wissenschaftlich und unparteiisch Stellung zu nehmen.

Bleibtreu hat eine barometerhaft feine Empfindung für alle Witterungserscheinungen des geistigen Gegenwartlebens. Insofern ist er, im besten Sinne des Wortes, ein moderner Mensch. Seine Entwicklung und Wandlungen sind interessant genug, um beachtet zu werden. Bei der machtvollen Subjectivität seiner sämmtlichen Hervorbringungen, ist es leicht, überall die Spuren zu entdecken. Characteristisches hierfür enthalten seine Werke: „Paradoxe der conventionellen Lügen" (eine treffliche Kritik des jüdisch-französischen Espritsophisten Nordau (vulgo: Südfeld!); „Zur Psychologie der Zukunft" und „Letzte Wahrheiten". Neben sehr anfechtbaren Kapiteln über die Metaphysik der Liebe u. dergl. mehr, versucht er insbesondere in dem letzten Werk, auf naturwissenschaftlichen Grundlagen das Wesen des Genies psychologisch zu bestimmen. Das Buch enthält viel Krankhaftes und Unchristliches. Um so sonderbarer berührt ein kürzlich in der „Gesellschaft" (Heft 10. 1892) von ihm veröffentlichter Aufsatz über: „Christenthum, Staat u. Socialismus," worin allerdings viel von dem bekannten Urchristenthum u. dergl. geschichtlichen Phantasmagorien geredet wird und Bleibtreu als sehr willkürlicher, von der ihm zugestandenen Freiheit der Bibelerklärung den weitläufigsten Gebrauch machender Exeget auftritt und stark an den russischen Bauern-Mushik Tolstoi gemahnt, der aber auch Sätze enthält wie diese: „Alle Institutionen der katholischen Kirche, im Grunde auch ihre Dogmen, entsprechen voll und ganz dem Geiste Christi und — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Diese Früchte waren herrlich und schön. Die liberale Geschichtschreibung hat die Wahrheit, welche dem Volke das Sprichwort eingab: „Unter dem Krummstabe ist gut leben" unverantwortlich gefälscht, indem sie der Kirche alle Zwiste und Zerklüftungen der Völker und Staaten zuschob". . . . „Die Einrichtung der katholischen Kirche war und ist mustergiltig. Sie bildet die einzige wirkliche und heilsame Religion, welche die Menschheit bisher ihr eigen nannte. Sie hat

die Menschen besser und glücklicher gemacht." . . . „Das gesammte Fundament des Katholicismus ist also ein gesundes, unerschütterliches." . . . . „In der „Reformation" schüttete man natürlich das Kind mit dem Bade aus, verwechselte das katholische Christenthum in seiner Reinheit und Größe mit seinen zeitweiligen Auswüchsen". . . . „Wir sind also gerne bereit, uns in den Schooß der Kirche zu retten und ihre orthodoxen Dogmen, ohne jedes verlangte sacrifizio dell' intelletto, zu verehren." Dies alles herausgezogen klingt allerdings überraschender, als im Rahmen des ganzen Artikels. Immerhin sind es Äußerungen, die man nicht als sanguinische Wallungen oder Paradedrapirungen nehmen darf, ohne einer so ernsten und bekenntnißmuthigen Natur, wie wir sie in Bleibtreu verehren, Unrecht zu thun.

Wenn wir uns über Bleibtreu ausführlicher verbreiteten, als in einem Abriß der neuesten Literaturentwicklung geboten scheint, so geschah es in dem Gefühle, daß Bleibtreu immerhin einer der bedeutendsten Dichterindividualitäten ist, die unter den Realisten erschienen sind. Vor allem ist er es gewesen, der in ächt deutscher Art auf eine sittliche Vertiefung der realistischen Dichtung hinarbeitete und zuerst dem häßlichen Auslandscultus gegenübertrat. Seine anfängliche Bewunderung der brutalen Kraftleistungen Zolas nach der Seite der künstlerischen Consequenz seines Schaffens, „in dem die Geistesrichtung unserer „Vor dem Sturm"-Zeit ihr getreues Echo findet," ging bald in kühlere Beurtheilung über, in deren Lichte Zolas Realismus als der gesunde, derbe Kuhmist erscheint, welcher den Acker der Mutter Erde düngt. „Aber der preiswürdigste und gediegenste Dünger ist noch nicht das Weizenkorn und Salz der Erde." Nach Bleibtreu ist der deutsche Geist lyrisch und philosophisch; „er verlangt ein Aufschwingen über die Materie und eine Vertiefung des Gemüthslebens in der Dichtung. Daher muß der deutsche Realismus eine völlig verschiedene Form wählen, respective erfinden. Uns befriedigt nicht die Kunst an sich: das l'art pour l'art ist eine romanische Formel, welche dem germanischen Instinkt widerspricht. Wir verlangen nicht mit Moritz Carrière „eine Kunst, bei der uns wohl wird," und wie das doctinäre Getüftele nun lauten mag; wohl aber verlangen wir eine Kunst, welche uns erhebt."

Die Frage der Auslandnachahmerei spielt in den Anklageakten gegen das sg. „Jüngste Deutschland" eine große Rolle. Ich habe die Empfindung (und nachdem ich seit Monaten mitten im pariser Leben stehe, mehr denn je), daß es in den ersten Zeiten der realistischen Bewegung, in der eigentlichen Bleibtreuperiode,

damit nicht so schlimm stand. Zunächst sind ja die sozialen Grundlagen dieser neuen Literaturbestrebungen fast in allen Ländern die gleichen. Ganz unabhängig von fremden Beeinflußungen bildete sich beispielsweise in Rußland schon seit Gogol ein Realismus aus, der bei uns später ebensoviele Bewunderer fand, wie derjenige jenseits der Vogesen. Die Ibsenschwärmerei trat viel später in das lächerliche Stadium der Verhimmlung, als das realistische Programm bei uns auf die Tagesordnung kam. Jedenfalls ist die lyrische Production in Deutschland in ihren guten wie ausgearteten Seiten ein autochton ziemlich unbesleckes Gewächs. Die bedeutendsten dramatischen Hervorbringungen der ersten Zeit sind ebenfalls sehr wenig französisch. Nur der Roman hat mannigfache Kreuzungen erfahren. Wir werden später die Auslandskostgänger kennen lernen.

Neben Bleibtreu stand als „ritterlicher Hutten der literarischen Revolution" der Franke M. G. Conrad, der sein zunächst vorzugsweis kritisches Lager in München aufgeschlagen hatte. Nach dreijähriger Lehrthätigkeit in dem aufgeklärten Genf, nach langen Reisen im Auslande, von wo aus er publizistisch thätig war, schloß sich Conrad, in die Heimath zurückgekehrt, der werdenden Bewegung an und rief die Monatsschrift „Gesellschaft" ins Leben. Die derselben angehängte kritische Rundschau unterstand Bleibtreu. Nächst dem „Magazin" liefert die „Gesellschaft" die meisten und besten Doeumente für die realistische „Schule".

Neben einzelnen guten und gediegenen Arbeiten, wie die von Bleibtreu und die in ihrer Tendenz ganz einzig dastehende „Reformation der Literatur" von Fritz Lienhard — viel Wüstes Unreifes, neben sachlichen, ruhigen Erörterungen — marktschreierisches Drauflosgejuchze, neben objectiven Kritiken — literarisch-kritische Kothbewerfung und gehässige Beschimpfungen — Documente für die berechtigte, gesunde, leider aber gar so viele für die ausgeartete realistische Reaction.

Schon vor seiner Redacteurschaft hatte Conrad mehrere Bände veröffentlicht „für freie Geister" und „Leute, die abseits gehen". Einer ganzen Serie von Streitschriften wurde durch Confiscation der Bücher „Spanisches und Römisches" und „Die letzten Päpste" 1878 ein Ende bereitet. Schon in Conrad's ersten Arbeiten, wozu auch ein Band Münchner Novellen „Todtentanz der Liebe" gehört, liegt der Gegensatz zu Bleibtreu scharf ausgesprochen. Mochte dieser auch dem Mitstreiter seine „Schlechte Gesellschaft" widmen und seine Waffengenossenschaft noch so oft betonen, zwischen der ganzen Lebens- und Poesieauffassung beider lag eine Kluft, die sich

bei consequenter Individualitätsentwicklung nur erweitern mußte und thatsächlich erweitert hat. Conrad hatte im Laufe seiner belletristischen Veröffentlichungen viele Mühe, die zahlreichen Anklagen wegen Unsittlichkeit und Religionsverspöttlung zurückzuweisen. Und wenn er auch einem gewissen Würzburger Professor gegenüber den Grundton seiner einzelnen Schriften so aufgefaßt wissen will, daß wir beispielsweise in dem Roman „Was die Isar rauscht" tragischen Schmerz darüber empfinden, daß die herrlichsten Künstlerphantasieen an der Gemeinheit des Geldsacks und der Stumpfheit des großen Haufens scheitern; oder in „Die klugen Jungfrauen" den männlichsten und keuschesten Mann in einer verweibsten Cultur den Kürzern ziehen sehen; oder in dem „Todtentanz der Liebe", daß die Dämonie der Sinnlichkeit die weicheren und höheren Naturen rettungslos vernichtet und um den Segen der besten Begabung bringt, so muß ich, selbst auf die Gefahr hin, als „abnormer Empfindungsmensch" angesehen zu werden, gestehen, daß vieles unbeschadet der dichterischen Intentionen minder brutal und kraß behandelt, vieles ganz ungesagt sein könnte. Ueber die Berechtigung des sittlich Erlaubten und Nichterlaubten in solchem Falle zu rechten, ist ganz resultatlos. Hier spielen Erziehungs- und Lebenseinflüsse, sittliche und religiöse Auffassungen und daraus hervorgehende Empfindungsverschiedenheiten, kurz das sog. Milieu, eine so große Rolle, daß es, von allen sonstigen Einwänden abgesehen, nur eines Appells an das Gefühl bedarf, um die eigene Stellung zu entscheiden.

Der Schwerpunkt der Conrad'schen Productionen in ihrer Bedeutung für die realistische Reaction liegt nach meiner Empfindung hauptsächlich in der straffen, knappen Form der Characteristik, in der satten Localfärbung, der sprachlichen Technik. Es ist eine individuelle Sprechweise, ein so durchaus persönlicher Stil, daß man sich anheischig machen könnte, den Autor fast in einem einzelnen Satze wiederzuerkennen.

Neben Conrad ragen auf dem Gebiet des Romans Conrad Alberti aus Berlin und Wilhelm Walloth aus Darmstadt hervor. Während der erstere (Jude, Familienname: Sittenfeld) in gewandt geschriebenen, vielfach oberflächlich-geschwätzigen und klopffechterhaften Artikeln kritisch vom Leder zog und beispielsweise in einer Abrechnung mit Heyse zu dem Resultat kam: „Heyse lesen heißt ein Mensch ohne Geschmack sein, Heyse bewundern heißt ein Lump sein", trägt er in seinem umfassenden Berliner Roman „Wer ist der Stärkere?" hie und da eine starke Lüsternheit der Stimmung und Schilderung zur Schau, die er besser seinem „vermöbelten"

Kunstantipoden überlassen hätte. Mit Alberti ist bereits ein Element in der jüngstdeutschen Bewegung, das immer häufiger und aufdringlicher werdend, bald auch den letzten Rest von Poesie aus der Literatur hinauskrittelt.

Walloth ist ein nervöser Stimmungsmensch, der sich in seiner Stoffwahl am meisten zur Decadenzzeit der römischen Imperatoren hingezogen fühlt. Seelische Analyse ist seine Domäne. Sein Nero in dem Roman „Octavia" und sein „Tiberius" im gleichnamigen Roman sind frappante Leistungen. Dem Professorenroman der Dahn, Ebers, Eckstein und Nachfolgern gegenüber waren sie geradezu eine Erlösung. Walloth ist jedenfalls mehr wie Kenner und Schilderer — er ist Dichter. Die farbenberauschende Stärke seiner Schilderungen, das Mondscheinhafte, hat er mit keinem „Jungen" gemein. Dagegen fehlt es ihm an Mark und Kraft, an sittlicher hoher Geschichtserfassung. Schwül und narkotisch beschleicht der ewige Stimmungsduft die Nerven. Er wirkt wollüstig. In seinen Gedichten, worunter bilderreiche, sprachlich schöne Oden, kommt oft ein stark lüsterner und blasphemischer Ton zum Vorschein. Sein moderner Roman „Der Dämon des Neides" wurde, gleichzeitig mit dem Roman „Die Alten und die Jungen" von Alberti, durch den Staatsanwalt wegen unsittlicher Stellen confiscirt.

Das ist überhaupt eines der traurigsten Kapitel in der Geschichte des modernen „Realismus", daß er seine Schöpfungen fast stets mit einer das sittliche Gefühl beleidigenden Wiedergabe des Geschlechtlichen würzt, wo er nicht ganz darin aufgeht. Zur eignen Rechtfertigung erheben die Vertreter solcher Freiheiten dann ein großes Geschrei über eine inhaltlose Scheinmoral und jene conventionelle Anständigkeit, die zwar nie ein unanständiges Wort sage, sich dafür aber desto reichlicher mit lüsterner Doppelzüngigkeit entschädige. Man kann ja zugeben, daß in einem Zeitroman umfassendster Schilderung die Darstellung gewisser Gesellschaftsklassen und -Elemente nicht fehlen darf. Die Breite jedoch, welche ihr die Modernen in ihren Werken einräumen, haben sie in unserem Gesellschaftskörper keinenfalls. Aber in dieser Beziehung sind diese jungen Leute mehr oder minder die Opfer einer Anschauungsweise, zu der sie vielfach ihre durch soeiale Verhältnisse bedingte Isolirung von jedem Familienleben erzieht. Sie schildern uns ihre Erlebnisse, Leiden und Freuden, wie sie ihnen, als alleinstehenden und bewegungsfreien Leuten, die Großstadt bietet. Das ist ihre Welt, in die sie durch tausend Verhältnisse festgeschmiedet sind. Von diesem Großstadtstandpunkt aus urtheilen sie, werden sie Social- und

Moralrevolutionäre. Ihre Werke und literarischen Herzensergüsse sind daher portraitähnliche Documente für die großstädtische Versumpfung. Mir sind solche Zeitproducte ein großes Stück socialer Frage. Wie diese nicht nur gesellschaftlich-wirthschaftliche, sondern auch religiös-sittliche Corruption zur Grundlage hat, sind auch diese literarischen Erscheinungen auf den Trümmern und Schutthaufen sittlich und vielfach auch materiell verkümmerter Existenzen erwachsen. Die Grundidee manches derartiger Werke ist oft weit entfernt eine unsittliche zu sein. Aber hilft man einer sittlichen Idee durch ausmalende Schilderung cynischer Vorgänge zu ihrem Rechte? Nach meiner Empfindung nicht; im Gegentheil: irre kann man werden an dem Glauben, ob es dem Manne wirklich so ganz ernst mit seiner sittlichen Tendenz ist. Ich bin es wenigstens in verschiedenen Fällen geworden und nun gehe einer hin und beweise mir die Unmöglichkeit vom Gegentheil.

Hermann Heiberg, der Niederländer, der Kleinmaler unter den Realisten, ist fast der einzige, welcher sich ein größeres Lesepublikum und die Familienjournale erobert hat. Er ist deshalb nicht der bedeutendste Künstler unter den Modernen, Gott bewahre, obwohl er ein schönes Talent mitbringt. Aber schlauer Weise vermied er, was wir bei den Uebrigen tadelten und beklagten, das geschlechtlich Prätentiöse und cynisch Rücksichtslose. Er schrieb und schreibt Liebesgeschichten, Liebesromane, Liebesnovellen aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen mit realistischer Detailschilderung, psychologischer Findigkeit und spannend geführter Handlung. Meist Alltagsmenschen ohne großen Zug und bedeutenden Inhalt. Dabei soviel gewagte Erotik, als es eben für den Familientisch, auf dem Heyse, Keller oder Eschstruth zu Hause, angeht.

Von Max Kretzer, der sich vom Fabrikarbeiter zum Schriftsteller heranarbeitete, war schon kurz die Rede. Als Schöpfer des realistischen, derbzufassenden Berliner-Romans hat er als erfolgüberlegenen Concurrenten den Juden Paul Lindau. Kretzer ist der Schilderer des vierten Standes und hat in seinem leidenschaftlichsten Roman „Die Verkommenen" ein Bild von dem Elende des arbeitslosen Arbeiters entworfen. Die eiserne Consequenz der Noth ist mit erschütternder Unerschrockenheit durchgeführt. Der Roman „Drei Weiber" hat durch krasse sexuelle Schilderungen und Beziehungen mit Recht Unwillen erregt. „Sonderbare Schwärmerei" schildert den Zusammenbruch staatssocialistischer Unternehmungen; „Meister Timpe" die Aufsaugung des kleingewerblichen Mittelstandes durch die großindustrielle Concurrenz. Es sind alles große,

aus den Zeitverhältnissen entnommene Stoffe. Mag man sich nun zu dieser socialistisch angehauchten „Poesie" stellen, wie man wolle, das Zeugniß kann man Kretzer nicht vorenthalten, daß er den von der Judenpresse über alle Gebühr großgeschrieenen Journalisten Lindau nicht nur an Ehrlichkeit des Charaeters, Wahrheit der Schilderung und Kenntniß der Verhältnisse, sondern auch an wirklich dichterischer Begabung um Montblanc-Höhe überragt.

Nur wenige Worte über die Lyriker. Ihre Zahl ist Legion. Aber an origineller Frische und Unmittelbarkeit ragt unter allen der Holsteiner Detlev von Liliencron hervor. Auch den Uebrigen gelingt zwischen socialen Nachstücken und unerquicklich-nervös-erotischen Reimereien manch stimmungsreines Gedicht. So Henkell in seinen „Amselrufen", „Strophen" und „Diorama". Der „Morgengang" in letzterer Sammlung ist von wohlthuender Frische nach all dem socialistischen Gepolter und Zornschnauben. So Arno Holz in seinem „Buch der Zeit" und selbst Conradi in seinen „Liedern eines Sünders". Ich brauche auf sie um so weniger einzugehen, da schon eine frühere Broschüre einige derselben unter dem Titel „Moderne Dichter und Schriftsteller" vorführte.

Wenn ich Liliencron hervorhebe, vergesse man jedoch nicht, auf welchem Untergrund sich sein Profil abhebt. Als beliebter Goldschnittband in Mädchenhände gehören deshalb seine „Gedichte" und „Adjutantenritte" noch lange nicht. Aber wenn man aus der schwülen Nervenliebe und dem nörgelnden Proletarierzorn so manches modernen Loretten- und Vierten Stand-Poeten in seine Holsteinische Marschflächenluft und -poesie tritt, wirds einem so frisch zu Muthe, daß man leicht in den gleichen frisch- und unmittelbar zustimmenden Ton verfällt.

Daß jede einigermaßen eigenartige Natur in Deutschland „Schule" macht, sind wir ja gewöhnt. Doch läßt sich angeborene Herzensfrische und Naturliebe nicht so mir nichts, dir nichts nachahmen. Der burschikose, hie und da humoristische Ton gelang daher einem Bierbaum in seinen „Erlebten Gedichten" meist trefflich, in dem Haschen nach Bilderplastik und realistischer Fühl-, Riech- und Schmeckbarkeit aber hat er Tollheiten geleistet, deren ich zur Charaeteristik der kraftgenialischen Phantastik und der coloristischen Manie mancher „Jüngsten", nebenbei zur Erheiterung des Lesers, einige hierhersetze. Sonnenuntergang: „Ein himmlischer Riese warf eine faulige (!) Blutorange in's Meer; die klatscht stinkend (!!) auseinander". . . . . „Die Sonne ist verrückt geworden, sie speit ihr Sterngedärm in die Nacht". . . . „Winterkrank war meine

Seele und sie kroch wie eine faule (!) Kröte zwischen kalten Steinen". . . . . „Ueber den dampfenden Nebeln liegt müder Modergeruch: ein dickes Parfüm, süß und berauschend, der Busenschweißgeruch unserer lieben Frau Natur" u. s. w.

Das ist doch keine naiv-künstlerische Sehweise, das ist doch kein kindlich unbefangenes Sich-Umschauen eines naturverliebten Poeten! Sehverzerrungen sind's, die vielleicht eine im abnormen oder erregten Gehirn anschießende Blutwelle aufblitzend und verlöschend hervorbringt, weiter nichts. Mit anderen Worten: Nervosität. Erscheinungen dieser Art in der modernen Literatur sind massenhaft. Die Modernen halten sie ihren „fein differentiirten", d. h. auf deutsch, ruinirten Nerven zu Gute. Der begabte, aber durchaus krankhaft-zerrüttete Conradi bietet in seinen „Liedern eines Sünders" und in seinem wegen brutaler Blasphemie und Unsittlichkeit confiscirten Roman „Adam Mensch" Belege genug. Aus einer Novelle von ihm mag hier für hundert Proben eine folgen:

„Dora warf ihre Arme auseinander, sie würgte mit jähem Reiben und stumpfem, stechendem Stoßen die Haft meiner Glieder hinweg, nun war sie frei, schon schoß sie mit einem Fuße den schwarzen nachgebenden Lehmteich der Böschung hinab, da packte ich sie, über die dunkelflockige Finsterniß sicher hinwegtastend, noch einmal beim vollen, warmen, in spieraliger Gespanntheit plattgewölbten Fleische des rechten Oberarms, jetzt umpackte ich den stählernen Knoten der gummihart herausgearbeiteten Muskelkuppel, ich warf das Weib um mich herum, noch einmal grub es sich in mich hinein, noch einmal fanden sich unsere Lippen zu einem letzten, versengenden Kusse, es war ein unendliches Ueberschießen und Zusammenfließen, ein athemlos-kreisendes Sichversaugen, hineingeschmolzen war jede Zeit und alles Sein im Raume, es war eine unendliche Entrücktheit, eine nur noch in ganz dunklen Pulsen den Leib durchvibrirende Ausgelöschtheit, dann entzündete sich in mir das spitze, scharfe mechanische Druckgefühl, als bögen sich zu diesem irren Opferkusse unserer Kraft alle Organe meiner Brust und meines Kopfes herauf und herunter, es riß, es sprang etwas in mir, roth, gelb; wie ein mit stechendem Glühlicht illuminirter Mückenschwarm, flog's vor mir in wirren Kreiselfäden auf und ab . . . ."

Kann man sich etwas exentrisch aufgeregteres denken? Und dennoch wurde dieser Ton, der immerhin noch in so fern den Stempel der Ehrlichkeit trug, als ihn gefühls- und gemüthstiefe, wenn auch mit allen religiösen und sittlichen Traditionen zerfallene Naturen als den Ausdruck ihrer Leidenschaft blutstropfenweise sich

abquälten und schließlich daran zu Grunde gingen, und dennoch, sage ich, wurde dieser Ton übertrumpft in seiner widerlichen Verirrung von allem gesunden und deutschen Fühlen, als jene orientalischen Zappler in den deutschen Poesiegarten speculationswüthig eindrangen und an Stelle der Blumen- und Blüthenwelt, die unter den realistischen Gärtnerhänden schon kümmerlich genug dreinschaute, ihre duft- und farblosen Stechäpfel pflanzten und Mohn und Morphium bauten für die Nervenbuddhisten der Zukunft.

Wie wohl thut einem dem gegenüber der Hauch von Reinheit und Frische, wie er fast über allen Schöpfungen jener ernsten, stillen Poeten der „rothen Erde" ausgebreitet liegt. Da ist bei allem inneren Schmerz, der zeitweilig in ihren formschönen Poesien zu Worte drängt, keine qualvolle Zerrissenheit, noch körperliches Siechthum. Die quellfrische Heiterkeit der Liebeslyrik, diese scherzende Buben- und Mädchenliebe, wie sie uns Grimme am lautersten in Verse gebracht, ist der einzig wahre und natürliche Ausdruck eines gesunden Empfindens. Allerdings sind solche Gefühle für unsere Modernen furchtbar primitive Aeußerungen des großen Zuges zum Ewig-Weiblichen. Ohne einige erotische Stimulantia sind sie ihnen langweilig geworden. Finden sie ja sogar an klassischen Schöpfungen à la Käthchen von Heilbronn nur noch die „interessante" und „pikante" Durchführung des psychopathisch-sexuellen Problems „modern" und einiger Beachtung werth.

Wenn sich in letzter Zeit einige Stimmen erhoben, die mit Nachdruck auf Droste-Hülshoff hinweisen, so ist das ein ebenso erfreuliches Zeichen, wie das Erscheinen des frischen Holsteiner Liliencron. Es beweist, daß ein reflektionsloses, frisches Sehen der individuellen Landschaft und des heimischen Bodens noch nicht geschwunden ist in der großen internationalen Vermischung und Verwischung. Dichter, wie Friedr. Wilh. Weber und Grimme, sind die hochbegabten Erben jener bodenwüchsigen Poesiekraft, die in Droste-Hülshoff aus Heimathboden und Volksart so ursprünglich hervorgewachsen. Wenn Grimme zwar auch todt, der prächtige Weber in einem Alter steht, in dem man nicht leicht so unvermittelte Schwankungen mitmacht, wie sie unsere Zeit auf den verschiedensten Gebieten ausführt, so wird ihr poetisches Tagewerk für die Lebensfrage einer gesunden Poesie doch schwer in die Wagschale fallen. Was sie selbst nicht mehr vermochten, werden Jüngere thun und in dem männlich-ernsten Geist dieser Dichter, nur in modernerem Tone zu Modernen reden. Und wenn ich daher noch Namen nenne wie Brill und Brackel, so geschieht es eben nur,

um auf diesen hohen, edlen Geist, der ihre Schöpfungen beseelt, zu verweisen. Nur wer mit diesem Geiste der Mannhaftigkeit und ungeknickter Herzensgeradheit voll im Leben steht, in selbstständigem Suchen dem neuen Fühlen und Hoffen einen neuen Ausdruck findet, von einer Poesie des Worts und der schönen Sprache zu einer solchen des Gedankens und der Erfassung unseres Daseins und der Welt auch in ihren „unpoetischsten" Seiten schreitet, nur der wird unserem eingeborenen Bedürfnisse nach wahrer Poesie gerecht werden. Dann werden die Poeten mit Midashänden in's volle Gegenwartsleben greifen, nicht nur in eine Welt conventioneller Poesie, in der man mit dem Wanderstabe reist, statt mit der Eisenbahn, von Prinzen und Prinzessinnen träumt, deren Zeit vorüber ist — nein, sie werden hineingreifen in die blutende, fluthende Gegenwart und uns da das Gold der Dichtung reichen, wo wir nur Schmutz wähnten, und den Regenbogen humorvoller Weltbetrachtung ausspannen, wo kleinliches Leid und niedriger Haß uns zur Erde beugten, uns die Weihe und sühnende Kraft des Schmerzes zeigen, der uns das Leben zur Last zu machen drohte.

Ueber die dramatische Produktion kann ich mich kurz fassen, indem von Bleibtreu schon die Rede war und in der erwähnten Broschüre von Adler („Moderne Dichter und Schriftsteller") einige Vertreter vorgeführt sind. Das historische Drama poetisch-realistischen Stils hat außer Bleibtreu nur zwei Vertreter, die mir ganz besonders werth erscheinen, genannt zu werden. Friedrich Kummer gab uns eine Tarquiniustragödie, die große Erwartungen rege machte. Sie wurde von allen besonnenen Elementen der allem Jambus abholden „Jüngsten", trotz dieser Form, begeistert aufgenommen. Der Dichter ist heute ganz verstummt.

Der zweite ist Fritz Lienhard, der in seinem Erstling „Naphtali" den Beweis erbrachte, daß die realistische Phantasiekraft des wahren Dichters auch die entlegensten Stoffe unserem Empfinden nahe zu bringen versteht, und daß es deshalb noch nicht gerade der Banalitäten des Alltags und der scenischen Pedanterie wirklichkeitsfanatischer Naturalisten bedarf, um uns in eine mitlebende Gegenwartswelt zu versetzen. Der Schlußact ist von hinreißender Größe und Leidenschaft. Hier fühlt man, daß die realistische Parole nicht von der Partei, sondern vom eigenen Empfinden ausgegeben ist. Und schon ex ungue konnte man erkennen, was uns heute das Wenige aus der Feder des Naphtalidichters bestätigt, daß er sich seinem innersten Fühlen zufolge, in scharfen Gegensatz setzen mußte zu einer Zeittendenz, die auch das Literaturgebiet poe-

sieverjagend verheert hat. Wir begegnen ihm am Schluffe noch einmal.

* * *

Aus der ersten realistischen Bewegung, als deren Sprecher wir die Gebrüder Hart kennen lernten, war bald eine zweite entstanden, die in Bleibtreu ihren Haupt-Vertreter gefunden. Hatten die Gebrüder Hart, zu denen als der Bedeutendste Wolfgang Kirchbach stand, anfänglich mehr einen frischen Federkrieg gegen die Verflachung der Tagesliteratur unternommen und einem Idealrealismus das Wort geredet, welcher der Phantasie ihr volles Recht einräumend, neben einer Vertiefung der psychologischen Analyse einen großen Schwung der Gedanken forderte, so galt der, sagen wir schlechtweg, realistischen Richtung nur dasjenige Werk als ein poetisch-realistisches, bei welchem der Zweck „der künstlerischen Arbeit ebensowohl der Erfassung und Darstellung der die Menschheit bewegenden Ideen gilt, als auch der plastischen Verkörperung—Verleibigung — derselben in Gestalten und Handlungen, welche ... treu der Wirklichkeit entsprechen. Beides, sowohl Ideen, Naturgesetz, Wesen des Menschen, wie lebensgetreuer Ausdruck derselben, steht diesen Realisten gleich hoch. Sie leugnen, daß der Künstler das Recht habe, seine Ideen in die Natur hineinzutragen und ein darnach gemodeltes Bild der Welt zu geben, wie die Idealisten thun. Der Realist sucht vielmehr der Natur die Seele aus dem Leib zu ziehen, sie zu prüfen und dann ein Gebilde zu schaffen, in dem der Leib der treue Ausdruck der Seele ist. . . . Er erklärt auch geschichtliche Stoffe und Gestalten für erlaubt, aber er verlangt, daß die logische Folge der Thatsachen nicht verändert, daß die geschichtlichen Figuren lebenskräftig dargestellt werden, so wie sie wirklich waren, nicht den Idealen des Dichters angepaßt, wie z. B. Schiller that. . . . Er glaubt an die Ewigkeit der Grundlagen der Kunst und Aesthetik und sieht in seiner Richtung nichts als eine natürliche Fortentwicklung der Kunst und Kunstanschauung Shakespeares und Goethes."

Als „konsequenter Realismus" und dritte Literaturströmung bildete sich seit 1889 der sog. „Naturalismus" aus. Gerhard Hauptmann, Arno Holz, Schlaf und Consorten sind die praktischen, ein gewisser Brahm und alle getauften und ungetauften Gesinnungsgenossen seines Literaturrabbinerthums die theoretischen Vertreter. Nach ihnen giebt es für den nach dem Leben schaffenden Künstler nichts Unwesentliches, alles ist interessant, vernünftig, der künstlerischen Darstellung würdig. Daher photographische Treue, eine dem Leben bis zum Fehlerhaften abgelauschte Sprechweise,

halbe Sätze und Dialecteigenheiten. Kein Mittel, das den Schein der vollsten Wirklichkeit hervorzurufen im Stande, wird verschmäht. Interjectionen in Menge, unartikulirte Natur-, Räusperlaute und dergleichen füllen nebst einer Unmasse von Punkten und Gedankenstrichen ganze Seiten. Alles, was den Eindruck des Wirklichen stören könnte, wird vermieden, so das Beiseitereden und die Monologe. Je besser dies Alles durch eine virtuose Technik erreicht ist, desto größer ist der Künstler.

Diese Allermodernsten machten besonders viel von sich reden durch die Gründung einer sog. „Freien Bühne" in Berlin, welche als Experimentiranstalt dramatische Versuche bringen sollte, welchen die bestehenden Bühnen die Aufführung versagten. Die Ausländerei spielte dabei eine schmachvolle Rolle und rief zahlreiche Stimmen der Mißbilligung hervor. Fast gleichzeitig trat zur Wahrung der neuen „Kunst"interessen die Wochenschrift „Freie Bühne für modernes Leben" auf den Plan. Ein hier erzählter Zwischenfall bei der Aufführung von Hauptmanns socialem Schauspiel „Vor Sonnenaufgang" mag mich einer weiteren Characteristik des dort herrschenden Tones und Geistes überheben.

Der Inhalt des Fünfacters ist kurz der: Ein überspannter Menschheitsbeglücker, Loth, kommt socialer Studien halber in einen schlesischen Kohlendistrikt und trifft daselbst einen Jugendfreund, der in eine reiche Bauernfamilie geheirathet hat. Dort geht's bauernprotzig zu, denn die Kohle, welche man unter den Feldern entdeckt, hat plötzlichen Reichthum gebracht. Der Vater ist ein Trunkenbold, die Stiefmutter ein sittenloses, rohes Weib; und die unverheirathete Tochter ist ein — Engel. Der idealistische Gast findet Freude an ihrer Natürlichkeit und will sie heirathen. Da kommt zum Unglück die Schwester der Erwählten nieder mit einem todten Kinde. Folgen von Alcoholvergiftung constatirt der Arzt. Loth, ein fanatischer Abstinent, erkennt, daß seine Geliebte aus einer Säuferfamilie stammt und fürchtet das schleichende Gift auch auf seine Linie zu vererben. Er flieht und das Mädchen ersticht sich.

Als am Schlusse des 4. Actes für die Kreißende die schwere Stunde nahte und die abwartende Unruhe des Arztes den im Oberzimmer stattfindenden Vorgang dem Publikum zur Deutlichkeit brachte, entnahm ein in den Zuschauerreihen sitzender Arzt plötzlich — eine Geburtszange seinem Rockinnern, hob sie hoch und zeigte damit nach der Bühne. — Genügt! —

Der Funkenregen der ersten literarischer Feldzugsbegeisterung war bald verprasselt. Als es vom Protestiren zum Produciren

kommen sollte, als auf die Buße und Umkehr predigenden Täufernaturen, wie sie sich nannten, der ersehnte Messias nicht erscheinen wollte, da konnte man wieder einmal die Beobachtung machen, welche klaffende Weite die Zungenthätigkeit des abräumenden von der Geistesfähigkeit des schöpferischen Talents trennt. Die einzelnen kümmerlichen Idealistenflämmchen, die von dem großen Feuerwerk übrig geblieben, löschte wie ein kalter Rieselregen der „Naturalismus" aus. Ein „Märzgewitter über'm hohlen Walde, dem bald genug wieder Schnee und Kälte folgte", nennt eine frische Dichternatur diese ganze Bewegung. Und er fährt fort: „Und jetzt sitzt Bleibtreu verbittert abseits; Conradi starb; Henkell ist socialdemokratischer Tendenzpoet geworden; Makay entwickelt sich zum Sänger des Anarchismus; Arent wirft noch immer, leichtsinnig und fruchtbar und nicht besonders geachtet, seine lyrischen Schnitzel auf den Markt — kurz die ganze Lärmbewegung des neunten Jahrzehnts ist so gut wie todt. Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß nicht im Sturmwind und Spectakel der heilige Geist herniedersteigt, sondern in mildem, herzbezwingendem Sausen. — Schnee und Kälte sollten nach diesem Märzgewitter über die Literatur kommen. Kann man das begeisterte Ungestüm der Jüngstdeutschen mit dem siebziger Kriege vergleichen, so darf man zu dem nun folgenden Periödchen die Gründer- und Schwindlerperiode als Parallele heranziehen. Auf den überwilden „Realismus" folgte ein überkalter „Naturalismus".

Schon in Bleibtreu lag ein Moment, das für den tiefer Blickenden ein Todeskeim im „Realismus" werden mußte. Es war jene grenzenlose Verbitterung, die ihn zu seiner heftigen Polemik fortriß. Von weltbefreiendem Humor, vom Kinderlachen des die Welt wie ein Bilderbuch überschauenden Poeten war keine Spur zu finden. Dagegen viel Kritik und viel Verneinung. Verneinung aber ist Pessimismus, ist Unfriede, ist Tod. Mehr denn je sehnte sich die Welt nach Licht und Sonne, nach Heiterkeit und Seelenruhe, nach Frische und Trost — nach einer glockenhellen Begeisterung und jugendfroher Bejahung. Der „Realismus" hat ihr nichts von alle dem geboten und daher sein Recht auf Existenz verwirkt. Mit dem „Naturalismus" aber, der die natürliche Frucht dieses ausgearteten Realismus ist, beginnt die literarische Verlumpung, wie sie heute in schönster Blüthe steht.

Standen mitten in der revolutionären-realistischen Hochfluth noch Männer wie Kirchbach, Bleibtreu, denen sich der biedere Gerhard von Amyntor angeschlossen, Männer, denen die Reife des

Wissens und Characters ein um so stärkeres Uebergewicht in dem Literaturforst verschaffte, als sie rings meist nur Knie- und Knüppelholz umgab, und die vor allem noch fest auf deutscher Scholle fußten, so sehen wir das Auftauchen des sog. „Naturalismus" von ganz anderen Elementen begleitet. Diesen Elementen war bereits vorgearbeitet durch einige stammverwandte Erfolgsritter des Journalisten- und Schriftwesens. Auswahllos waren uns tausend nichtige Erscheinungen des Auslandes, in Begleitschaft anpreisender, theoretischer Taschenspielkünste, verdolmetscht worden.

Die „Freie Bühne" (die bretterne und papierene) stellte sich sofort in den Dienst dieses Geistes. Unter zehn Literaten, die sich zur Gründung zusammen gethan, waren nur (!) sechs Juden. Als Vorsitzender fungirte ein gewisser Abrahamsohn, der sich jedoch lieber mit dem minder fatal klingenden Namen Otto Brahm rufen hört. Die Zeitschrift „Freie Bühne" wurde sein Organ, durch welches er seine neuen „Kunst"theorien ausposaunte. Seiner ganzen Geistesconstruction gemäß hatte er sich bereits zum Anwalt der nordischen Spintisirer Ibsen und Strindberg aufgeworfen. Diese wissenschaftlich — kalte Sezirerei socialer Emancipationsfragen in poetischer Form mußte dem tistelnden Semitenscharfsinn reiche Ausbeute versprechen. Mit den stürmischen Draufgängern und Revolutionären, die doch wenigstens noch ein gewisses Pathos der Gesinnung und Empfindung beseelte, konnten Brahm und Consorten nicht Schritt halten. Was sich von seinen Rassegenossen derselben angeschlossen, lebte sich mehr in nörgelnder Kritik und dialektischer Propaganda wie Alberti, oder in widerlich-erotischer Epik wie Franz Held (vulgo Herzfeld!) in seinem lüsternen „Pfaffen Don Juan", als im Sturmhauch begeistert vorgetragener großer Empfindungen à la Bleibtreu aus.

Aber die wilde Jagd tobte vorüber, manches umgestürzte Götzenbild war unter den Trümmern des alten Literaturtempels begraben, und wie nach verbrauftem Schlachtgetümmel Schakale und Hyänen, kam nun das, was sich „Naturalisten" nannte. Auf dem vorgetragenen Fahnenbilde stand der Name Gerhard Hauptmanns. Den mit einem krankhaften Detailbeobachtungstalent ausgestatteten Dramatisirer socialer Zwielichtstoffe nannte man „die Zukunft des deutschen Dramas". Um seinen Namen flatterten auf Fahnenbändern die Namen Ibsen und Strindberg. Aus diesen drei „Poesie"quellen sollte sich der rauschend durch die Nachwelt fließende Strom deutscher Literatur bilden! Der brausend Wogenschlag jenes gewaltigen Wassers der Volkspoesie, auf dem

neben den Burgunder- und Wikingerflotten des Nibelungen- und Gudrundlieds — der schwanengezogene Lohengrinkahn des Graldichters und die freudebewimpelte Liebesfregatte der Minnesänger, neben dem majestätisch daher schwimmenden Dreimaster Shakespeares mit seiner kunterbunten Besatzung bis hinauf in den ragenden Rahenwald — der bald torpedoartig vorstoßende, bald auf der Meereshöhe im Mondlicht sich wiegende Steamer Byrons, neben dem Hansafahrer des Faustdichters — der feldblumengeschmückte Sonntagsnachen des schottischen Bauernsängers, neben dem Canoë des frischen Bret-Hart — der Grönländer Björnsons durch das Volksleben zogen, er existirte für diese Neuesten, Modernsten gar nicht, absolut nicht. Die Nase in Statistiken und Criminalacten, in pathologischen Handbüchern, socialistischen Hetzschriften und physiologisch-psychologischen Problem- und Vererbungsfragen — was konnte ihnen das Quellen-, Strom- und Waldrauschen einer menschheitsalten Poesie mit ihren rothwangigen Menschenkindern sein? Und was vor allem kann sie dem Juden sein? In den poesiegewaltigsten Zeiten der christlichen Völkergeschichte zog er schachernd in der Welt umher oder saß spinnengleich in dem Dunkel seiner Ghettowinkel, höchstens dadurch mit dem rüstigen Poesieschaffen der mannigfaltigen Völker in Beziehung, daß er Dichtern Spottfiguren à la Shylok lieferte. Und — characteristisch genug — als er sich gar einst anschickte in den großen Geistesfragen der Völker auch sein Wort mitzureden und sein Theil beizutragen, da war es in Spinoza nur der tiftelnde Verstand, welcher mathematische Formeln zur Grundlage seines Philosophirens machte in einer Strenge, mit welcher es selbst Cartesius nicht gethan. Kalte Berechnung, schlaues Beobachten, verschlagenes Combiniren, verstandesmäßiges, grausamkritisches Zersetzen — das ist der Wesenszug jüdischer Geistesarbeit. Und der ist stets derselbe geblieben. Oder was war der ganze Kampf der Prophetenschaar mit ihrem hartherzigen Volke anderes, als der Kampf des egoistischen, seinen Vortheil berechnenden Individuums mit den Gesetzen der sittlichen Weltordnung? Jene stolze Art des jüdischen Menschen, die im verheißungsfrohen Jehovahglauben sich prophetengleich über die Niederungen der Selbstsucht in großen Thaten und feurigen Psalmen erhob, sie verschwand mit dem letzten Makkabäer aus der Geschichte. An den heutigen Juden ist auch kein Härchen von dem ganzen Erziehungswirken ihrer Gottesmänner haften geblieben.

Als kürzlich ein marktschreierischer Literaturjude sich in seinem Zerstörungseifer mit dem Götzenzertrümmerer Daniel verglich, da

rief ihm eine Feuerseele zu, er möge doch nicht vergessen, „daß jener Jehovahfreudige Prophet, wie alle wahren Propheten, einen positiven Ersatz wußte für das, was er umriß. Und nur darum betrieben die Propheten Gottes das traurige Geschäft des Umschmeißens und Zerschmetterns, weil sie Platz schaffen mußten für ihren Herrn und Gott. Hier aber ist nur müde Kritik, nur müde Kritik und immer wieder müde Kritik! Ja, weiß Gott, ohne bibelgläubig zu sein, müßte man's mit Fäusten greifen, daß euch armselige Juden der Gott dieses Sternes zu Irrlichtern verflucht hat: nur krittelnd und räsonnirend könnt ihr über die Erde flackern! Zu fröhlicher Begeisterung, zu männlichem Thatendrang anfeuern könnt ihr nicht, weil ihr selbst keine Männer mehr seid. Kritisirt ein Deutscher, so fühlt man gleichsam aus dem Ton seiner Bußpredigt heraus, wie es eigentlich sein müßte. Und aufgefrischt legt man das Buch weg. Von der Stilistik eines Juden aber erhebe ich mich leer, kalt, angeschauert. Mit einem Fragezeichen schließt für uns Deutsche jedes jüdische Werk; wie auch die Existenz des ganzen Judenvolkes, aus dessen Geist doch auch die einzelnen Werke herausfließen, ein Fragezeichen ist."

Alle wahre und echte Poesie ist religiös. Sie wird nicht sowohl aus dem religiösen Bekenntniß, als aus dem religiösen Gefühl, aus jener geistigen Grundstimmung der Seele fließen, in der uns das Abhängigkeitsgefühl von einer überirdischen Welt erhält.

In dem Hasten, Zappeln und Räsonniren unseres geschäftsmäßig zugeschnittenen Lebensverkehrs ist aber Niemanden mehr das religiöse Gefühl abhanden gekommen, als den Juden, vor allem aber denjenigen, die sich, bildlich und wörtlich genommen, im Marktgewühl herumtreiben. „Ruhe, in der sich Unruhe spiegelt, nennt man Poesie", sagt ein geistreicher Mann. Ergo! —

Alle wahre und echte Poesie ist aber auch national. Sie braucht nicht stets von Kaisern und Königen, von Schlachten und Siegen, von Vaterland und Erbfeind zu singen. Das kann unter Umständen eine sehr unnationale Wortmacherei sein. Aber aus der Empfindungsart des Volkes muß sie geboren sein, mag sie sich nun Stoffe wählen, welche auch immer. Unsere alten Meister gingen darin sogar so weit, daß sie ganz entlegene historische Stoffe im Costüm ihrer Zeit darstellten, biblische Vorgänge im Formenschnitt ihres Jahrhunderts. Das ist indeß nur eine äußerliche Seite. Man studiere aber einmal die Physiognomien und die Empfindung, welche der Farbe und der dramatischen Situation zu Grunde liegen, und man wird stets bei einheimischen

und stammverwandten Meistern den Wesenszug der Rassenpsyche entdecken. Der heutige Jude hat ein Interesse, diese Thatsache zu übersehen. Selbst ohne staatenbildende, schöpferische Fähigkeiten, ist es wie ein Parasitengewächs unter allen Nationen ausgestreut. So lange daher die einzelnen Stämme national ungeschwächt sich geistig-organisch entwickelten, konnte der Semite nicht aufkommen. Man denke sich nur einen jüdischen Künstler neben einem Dürer, Schongauer oder Peter Vischer! Als aber unter den Culturerrungenschaften des Dampfes und der Electrizität, der Ausbildung des Post-, Börsen-, Eisenbahn- und internationalen Industriewesens die äußeren Schranken der Abgeschlossenheit zusammenbrachen, die wirthschaftlichen und politischen Interessen des einzelnen Volkes in einander griffen, da war der Hexensabbat der Phönizierrasse angebrochen. Ihre raschen Erfolge haben sie kühn gemacht. Und so sehen wir sie denn heute mit allen Mitteln daran arbeiten, auch die geistigen und seelischen Unterschiede der Nationen zu verwischen. Eben weil die Juden selbst nirgends und allenthalben zu Hause, sind sie die naturgemäßen Vertreter des Allerweltsgeistes. Sie sind nicht seßhaft, wenigstens geistig nicht. Es fehlt ihnen die Brutwärme der Beschaulichkeit. Der „ewige Jude" ist das geschichtliche Urtheil über ihre tiefste Wesensart. So kommt es, daß sie sich auf all den Gebieten am wohlsten fühlen, wo der große Weltverkehr, das öffentliche Marktleben am betäubendsten braust. Die Wissenschaft, der Handel, die Börse, das heutige Journalwesen sind international. Die Poesie und Literatur, der Ackerbau, das Handwerk, die Kunst sind national. Wo sind die Juden? — Ja, allerdings auch in Literatur und Poesie — aber diese sind damit gerichtet. Erst als sie unter den Handwerksfingern der experimentirenden und analysirenden Realisten zu einer Domäne des wissenschaftlichen Geistes wurden, stellten sich auch die jüdischen Elemente ein. Der Deutsche hat ein stark ausgebildetes Heimgefühl, eine stille, wortkarge Vaterlandsliebe, ein Behaglichkeitsbedürfniß auf der eigenen Scholle. Bei all seiner Schweifelust und dem romantischen „Zug in die Ferne" wird dies Gefühl nicht nothleiden und über kurz oder lang die Oberhand gewinnen. Das macht ihn zum geborenen Feind alles Internationalen und die ganze Reaction gegen den Allerweltsgeist und seine Beförderer ist nur ein Versuch, seinem innersten Bedürfnisse zu dienen. Aber da ist vor allem Eines noth. Er darf nicht in den Ton fallen, der ja eben beseitigt werden soll. Er darf nicht schimpfen, raisonniren und nur verneinen wollen. Das war der laute Antisemitismus bis jetzt.

Daraus muß ein reinerer, würdigerer Antisemitismus hervorgehen, der sich nicht darauf beschränkt zu negiren, sondern der positiv werdend, zu nationaler Selbstbesinnung führt. Man soll mehr den Judengeist als die Judenkörperschaft und ihre wirthschaftliche Macht bekämpfen. Erst nach der Durchseuchung unseres sittlichen Bewußtseins durch den ersteren wurde die letztere in solcher Ausdehnung möglich. Dieser Judengeist hat seine Quelle aber nicht in der Religion, die gar nicht in Betracht kommt, sondern in Rassetraditionen. Diesen gegenüber betonen wir das Deutsch-nationale. Unsere „Modernen", die sich soviel auf ihr helläugig-realistisches Sehen einbilden, wollen uns den Begriff des Nationalen als überwundenen Standpunkt hinstellen. Das ist democratischer Geist niederster Sorte und unwissenschaftlich zugleich. Berühren sich diese „wissenschaftlichen" Modernen in dem ersten mit der Socialdemocratie, so entfernen sie sich in dem zweiten Grade von ihrer Haupttendenz, stets in Berührung mit den Resultaten unserer Wissenschaft zu bleiben. Möchten sie doch wenigstens als Materialisten consequent sein und wie jede geistige Funktion aus dem Physiologischen, so auch die Seele des Volkskörpers, seine Poesie und Literatur aus einem bestimmten Organismus heraus zu erklären versuchen. Es giebt keine Poesie als solche, so wenig wie es einen Baum als solchen giebt. Wir wissen nur von Apfelbäumen, Eichbäumen, Tannen oder Palmen. Wenn ich daher dichte, dichte ich nicht nur als Mensch, sondern als ganz bestimmter Mensch. „Es giebt keinen Menschen als solchen in der Welt, sagt Joseph de Maistre. Ich habe in meinem Leben Franzosen, Italiener und Russen gesehen; ich weiß selbst seit Montesquieu, daß man Perser sein kann; aber was den Menschen an sich betrifft, so erkläre ich, ihn nirgends entdeckt zu haben; wenn er existirt, so weiß ich wenigstens nichts davon". — Es geht doch nichts über die Helläugigkeit unserer „Modernen", sie tragen nicht umsonst ihre Kneifer und Brillen.

Man fürchte von dieser nationalen Zuspitzung des Völkerlebens keine Verschärfung der Rasseneonflicte und politischen Reibereien. Sobald ein Volk zu jener Reife der Erkenntniß seiner nationalen Anlagen und Fähigkeiten, seiner Bedürfnisse und seiner Wesensart vorgedrungen, wird es in weiser, reifer Selbstbeschränkung die andere Art eines anderen Volkes, eben weil der seinen stark entgegengesetzt und deshalb national, würdigen, aber nie beneiden und nachahmen. Nur ein unreifes Kind mag Thränen vergießen, weil die größere Schwester auch ein größeres Kleid hat. Was aber das Größer und Kleiner der geistigen Werthung der

Personen sowohl wie Nationen betrifft, so wird die wahre Größe nur da sein, wo in der Verzichtleistung auf jeden Vergleich, die innere Harmonie des Lebens und der Interessen so vollkommen, das normale Gesundheits- und Kraftgefühl so innerlich sind, daß ein Vergleichsbedürfniß nie aufkommen kann. Wir haben die ersten Keimzellen dieses neuen Geistes in Deutschland und man braucht kein Prophet zu sein, um auf ein Aufleben des nationalen und religiösen Gedankens hinzudeuten.

Wie es kein Zufall ist, daß in dem aufgeregten Zeitalter gerade die Juden obenauf kamen, so ist es auch kein Zufall, daß sie gerade in dem naturalistischen Treiben unserer Literatur am breitesten Fuß fassen konnten. Das lärmende Heute schien die tausend dunkeln Stimmen einer riesenlangen Vergangenheit zu übertäuben. Es gab kein Gestern mehr. Bleibtreu mit seinem historischen Zuge mußte daher nothwendig in den Winkel geschoben werden. Auf der Tagesordnung stand nur Modernstes, Actuelles. Die Großstadt als der Sitz der Parlamente, als die Garküche alles Neuen in Politik, Mode, Journalismus und Wissenschaft, als der Herd aller socialen Ansteckungsstoffe, Laster und Entartungen mußte daher nothwendig auch das Trainirfeld der naturalistischen Schindmähre Pegasus werden. Und wie hat man sie zugeritten! Ganze Düngerwagen socialen Unraths mußte sie keuchend auf den Literaturacker schleppen. Es ist ungemüthlich dort und viel schlechte, auf die Nerven wirkende Luft. Ein kleiner Recognoseirungsritt mag daher genügen.

Wer den modernen „Naturalismus" in seiner reifsten Decadenz, in seinem Hauptvertreter sich ein bischen ansehen will, der greife einmal nach einem ixbeliebigen Werke eines gewissen Hermann Bahr. Hat man „sein differentiirte" Nerven und kein gar zu outrirtes Reinlichkeitsgefühl, dabei auch einen kleinen Lüsternheitsteufel im Blute und steht man gar gewissen perversen Anwandlungen nicht zu fern, so kann man da große „Schönheiten" entdecken. Unsere Modernen haben sie wenigstens entdeckt und in Bahr bald den Hauptvertreter ihrer Richtung erkannt. Bahr ist natürlich Jude (österreichischer) und hat seine Bildung theilweise aus Paris bezogen. Heine und Clauren, gemüthslose, oberflächliche Witzelei und nüsternblähende Sinnlichkeit!

Sein Roman „Gute Schule" ist eine einzige Nervenstimmung oder vielmehr sein „Held" wird durch alle nur denkbaren erotischen Nervosität durchgehetzt. Selbst der Stil ist nicht originell. Er

hat ihn zum Theil dem schmutzigsten und decadentesten Schriftsteller abgeguckt, der mir bis jetzt unter die Augen gekommen.

Sein Landsmann, der französische Kritiker Lémaître sagt von diesem: „Deux histoires de filles, l'histoire d'un monsieur qui a la diarrhée; l'histoire d'un monsieur qui ne veut pas coucher seul et celle d'un autre monsieur qui veut de la viande propre: voilà en résumé l'oeuvre romanesque de M. Huysmans. Si j'ajoute que ces basses histoires sont contées dans un style à la fois violant et recherché, on avouera que cette littérature est bien déjà le comble de „l'artificiel."

Und über denselben Autor sagt der jüdische Nachahmer: „Ich habe, wenn ich seine schwüle, üppige, entnervende (!) Prosa lese, den gefälligen Wahn, als hörte ich mich selbst, meine eigenen Wünsche, meine eigenen Qualen, meine eigenen Empörungen, nur alles deutlicher, intensiver, mit Trieben und Potenzen bewehrt, die mir sonst fehlen, von Hemmungen gereinigt, auf alle Weise gesteigert." Und diese „Religion der Nerven", diesen „in Frankreich grassirenden Buddhismus" werden wir in längstens einem Jahre auch in Deutschland haben, meint der naturalistische Decadent in dem Judenblatte „Die Nation" (Nr. 50, 1890).

Oho, mein lieber Herr Nervenpoet, davor wird uns doch die frische, unverbrauchte Kraft unseres Volksthums, die stillnährende Poesie unserer deutschen Heimatherde und die Erinnerung an jene hehren Sonn- und Feiertage unseres Nationallebens bewahren, da aus den herrlichsten Söhnen unseres Blutes die reckenhafte, frische, stählerne und gesunde Urwüchsigkeit des deutschen Genius sprach. Schreiben Sie immerzu Ihre „Fin de siècle — Novellen", holen Sie ihre „Poesie"stoffe auch aus den criminellsten Erscheinungen des menschlichen Lasterlebens, spielen Sie Ihre pariser Modepersönlichkeit auch in den prickelndsten, nervenkitzelndsten Essays aus — vielleicht wird, schon „in längstens einem Jahre", auch ohne das Interesse des Staatsanwaltes, das er Ihnen bereits bezeugt, Ihr luftiges, unmännliches Geplauder und feminines Gegirre von einem keimlockenden deutschen Märzlüftchen davougetragen sein. Aber glauben Sie ja nicht, daß ich mich gegen Sie wende, nur weil Sie Jude sind. Gott bewahre! Nicht Ihr Judenthum ist es, was mich zum Gegner Ihres ganzen Schriftthums macht, sondern weil dieses durchaus unmännlich, krankhaft, haltlos und deshalb in jeder Beziehung undeutsch ist. Ich weiß, daß auch das Taufwasser vor solcher geistigen und sittlichen Rückgratschwindsucht nicht bewahren kann.

Hermann Sudermann, der vielgenannte Verfasser von

„Die Ehre“ und von „Sodom's Ende“, der Romane „Katzensteg“ und „Frau Sorge“, ist ein Beweis dafür. Ganz derselbe Geist, wenn auch hie und da in etwas soliderer Einkleidung. Seine paar Biedermänner mit ehrwürdigen Bärten, die er uns zeichnet, sind nur ein schlechter Firniß über die decadente Fäulniß seines poetischen Gesammtwerks. Das ist keinenfalls deutsche Poesie. Eine einzige Leseprobe in dem Novellenband „Im Zwielicht“ genügt, um das einzusehen. Mit seinen Salongecken, Hinter- und Vorderhausliebschaften, mit seinen verbummelten Künstlern, „niedlich angefressenen“ Backfischen, üppigen Bankiersweibern und verführten „Sonnenscheinchen“ mag er dem krankhaft verbildeten Geschmackssinn eines gewissen Berliner Lessing-Theaterpublikums zu Gefallen sein, nie und nimmer aber dem waldfrischen Sinne des deutschen Volkes, das, Gottlob, in der Höhen- und Wälderluft seiner Provinzen sich noch gesündere Nerven bewahrt hat, als diese launenhaft und hysterisch hin- und hergevorsenen Asphaltgewächse.

Wenn ich noch einen Dritten aus dem Literaturhexenkessel herausgreife und einer deutschen Leserschaft als Heinz Tovote präsentire, so berechtigt dies noch lange nicht, auf irgend welche literarische Bedeutung dieses Herrn zu schließen. Er ist literarisch ganz und gar profillos. Dagegen jobbert er nicht minder characteristisch auf dem Literaturmarkt wie seine Stammgenossen von der haute finance an der Börse. Daher die vielen Auflagen seiner Romane und Novellen. Gehaltvoll braucht das ja nicht zu sein; aber pikant, nervös, sinnlich, schmutzig. Da ist Tovote „obenauf“, wie die Berliner sagen. Schrieb er doch „Nervöse Novellen“. Ueber zwei Bände seiner Romane hab ich's nicht gebracht. Den zweiten las ich lediglich, um meinem Optimismus noch einmal ganz handgreiflich zu beweisen, wie weit die Verlogenheit und handwerksmäßige Unselbstständigkeit solcher Literatur- und Kunstverderber gehen kann. Wer diesen Beweis für die moderne Judenliteratur noch nöthig hat, der lese einmal den Maupassant'schen Roman „L'héritage“ und dann den Tovote'schen „Der Erbe“. Nebenbei gesagt, ich will die Schmutzereien Niemanden empfohlen haben.

Man verlange für solche Anklagen keine Beweise. Es giebt Dinge, die sich nicht beweisen lassen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“. Im Ton liegt das für jedes deutsche Gefühl Verletzende. Stellt also den Ton vor Gericht. Der Stoff ist indifferent. Hier einige der bezeichnendsten Stellen abzudrucken, vielleicht neben männlichen deutschen Worten im Hildebrand- und Hadubrant- oder Nibelungenton, wäre vielleicht die beste Kritik. Schade,

daß der Raum fehlt. Bewiesen ist damit zwar immer noch nichts, oder vielmehr nur für den, der keines Beweises bedarf. Aber, um's Himmels willen, einem Juden nicht's beweisen wollen: er würde euch todt raisonniren! Wir *wollen* seine Poesie einfach nicht, das ist Beweis genug. Damit basta! Werken wie „Im Liebesrausch" und „Frühlingssturm" von Tovote halten wir nur *unsere* Forderung gegenüber: Deutsch, d. h. gesund, bescheiden, fromm, besonnen. „Deutsch sein" heißt ferner, nach unserem urdeutschen Maler Cornelius, „wahrhaft, tüchtig, treu und ernst sein." Das haben die Juden nicht gelernt, drum sollen sie mit ihrem mißtönenden Singsang schweigen! Sie werden es auch nie lernen, denn: „Jude *gewesen* — das giebt's nicht", sagt ein geistreicher Mann.

Krank sind sie alle, diese Modernen, krank an Herz und Kopf. Drum muß ihre Poesie Krankenpoesie sein, wenn sie auch weniger aus Kraft-Ebbing schöpfte.

Am verletzendsten aber ist der grenzenlose Mangel aller Pietät. Pietätlosigkeit oder Blindheit gegen alles Große und Edle aus Vergangenheit und Gegenwart kennzeichnet diese Eintagsfliegen. Während unsereins in dem Gefühle der Kleinheit und Abhängigkeit, gegenüber einer fast unabsehbaren Vergangenheit, still und bescheiden wird, und mit Thränen im Auge vor der wunderbaren Hinterlassenschaft unserer Väter in Malerei und Steinkunst weilt, das rüstige und gesunde Kunstschaffen der zeitgenössischen Planetenbewohner bis zum fernsten Indien und Japan bewundernd überschaut, das Herz gepreßt von Empfindungen, wie der arme Pilger in der sinneblendenden Pracht des Gralstempels — während wir so nur mit ruhiger Bescheidenheit zu Pinsel, Meisel oder Federkiel greifen, auch uns ein bescheidenes Plätzchen in dem nationalen Kunsttempel zu erdichten, zu ermalen oder zu ermeiseln, um dann nach froh gethanem Tagewerk in beschaulicher Ruhe die Quelle aller Kunst und Schönheit zu preisen, vor der es kein Gestern noch ein Morgen giebt — nur ein ewigkeitüberschauendes Heute — da zappelt, springt, schreit und feilscht jene pigmäenhafte Modernen- und Judenschaar in diesem Jahrhundertschluß herum, als wenn *sie* alles Gewesenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen Kern und Stern wäre, und macht wie in Staatspapieren, so in Wissenschaft, wie in Unterhosen, so in Literatur.

Stets anwachsend ist die Zahl Derer, die zur Feder greifen, von Zeitungsbediensteten ganz abgesehen. Der älteren Generation der Lindau, L'Arronge (Aron), Rodenberg (Julius Levi), Mauthner,

Lubliner, Silberstein, Franzos, Sacher-Masoch, Hirsch, Nordau, Brandes (Cohn!) ist eine jüngere und jüngste von dreifacher Ueberstärke gefolgt und durch die Reklame und Cliquenwirtschaft ihrer eingenisteten Vorgänger mehr und mehr in den Vordergrund geschoben. An sämmtlichen Berliner Theatern stehen heute als Directoren Juden. Einige der größten periodischen Zeitschriften sind fast ganz in ihren Händen — außer den genannten noch „Nord u. Süd" (Lindau) und „Deutsche Rundschau" (Gründer: Rodenberg) — andere überschwemmen sie mit ihren geschwätzigen Raisonnierartikeln. Daß sie in den von den Theatern abhängigen Ressorts, Censorenstellen, Agenturen überall festsitzen, ist bei der solidarischen Assecuranztaetik ihrer Rasse erklärlich.

Und dabei soll man sich noch wundern über unsere todtkranke Poesie und Literatur. Wahre Größe, die stets bescheiden ist und es verschmäht an der brutalen Erfolgsbalgerei reklamesüchtiger Streber theilzunehmen, kann nicht zu Worte kommen. Bis heute besteht das Wort des Engländers zu Recht, welcher kürzlich schrieb: „In Deutschland giebt es keine deutsche Literatur mehr, sondern nur noch eine jüdische Literatur."

So hat der Judengeist wieder einmal eine Kreuzigung vollbracht. Drei gewaltige Nägel hat er der deutschen Poesie durch die lauteren Glieder getrieben: das Judenthum, den Internationalismus und die glaubensbaare Wissenschaft (Socialdemokratie). Aber die Poesie wird auferstehen.

* * *

Dornröschen, so erzählt das Märchen, hatte sich gestochen an vergifteter Spindel, die ihm eine böswillige Alte gereicht. Ein langer, langer Zauberschlaf befiel ihre Sinne und eine rankende Dornhecke wucherte um Schloß und Garten. Erst als mit klingendem Schwerthieb ein schöner Prinz den Dornwall niedergehauen und die Schlafende geküßt, war der böse Zauber gebrochen. Das fabulirende Gemüth unserer treuherzigen Ahnen ist von wunderbarer Tiefe. Man denke das Bild aus vom Dornröschen „Poesie"! — Der Ritter wird ihr kommen und mich dünkt, ich sah sein Schwert funkeln. Wie blendend Feuer blitzt es aus blauem Stahl!

Ein Jahrhundert geht zu Ende, ein Jahrhundert voll schwerer Kämpfe und schöner Siege, aber auch voll häßlichen Zankes und schwerer Niederlagen, ein Jahrhundert voll Geist und Kraft, aber auch voll Zerfahrenheit und Schwäche. Zum letzten Male hat sich der Vorhang vor unseren Blicken gehoben und wir sehen den letzten Act mit eckler Entrüstung und frohem Erstaunen zu Ende spielen.

Müde Kraftlosigkeit und die Sünden des Ueberdrußes schauen aus lustgeränderten Augen, aber ein neues Licht bricht sich in den Augensternen einer neuen Generation.

Noch sind's Viele, die den Hauch des neuen Geistes nicht verspüren, weil ihr Auge erdwärts, ihr Sinn in's Enge gerichtet; noch sind's Viele, denen Unmuth und Eckel die Stirne runzeln. Aber warum seht ihr nur das Schmutzige, das Schlechte, das Kranke? Bietet sich denn gar nichts den Blicken dar, was das Herz erfreuen, die Brust mit Hoffnung und Zuversicht füllen kann? Schaut euch doch um, zu Hause und draußen im Umkreis der Nationen. Ihr werdet staunen, denn wahrlich, es geschehen Zeichen und Wunder. Ein Bedürfniß nach Ruhe, Friede und Versöhnung beginnt sich der Geister zu bemächtigen und die einst am tollsten mitgelärmt im rasenden Corybantentanz um's goldene Kalb der Modernen, werden zu Predigern der Umkehr.

„Jawohl ist der Glaube ein dauerhafter Reisestab und glücklich der, welcher ihn besitzt. Auch ich bin überzeugt, daß es das Höchste ist, zu glauben und daß nur der Glaube die Frage des Glückes löst", sagt der Verfasser von „Germinal" und „La terre". Und Paul Bourget, der subtile Seelenzerfaserer und Grübler, kommt zu dem Resultat: „Die Heilkunst der Seele besteht seit langem! Die Religion ist's, die katholische Religion, innerhalb welcher man glauben, die man üben muß. Beichten, beten, hört ihr, beten, das allein kann uns von solchen Qualen retten."

Das sind Zeichen, die Beachtung fordern, und das ist meine Aufgabe, auf sie zu weisen, trotz alles Schmutzes und Unraths, die doch nur abfallende Schuppen und Schorfen sind eines sich verjüngen wollenden Körpers.

Möget ihr über den vertrauensseligen „Optimisten" achselzuckend lächeln, das wird ihn nicht irre machen, denn er steht nicht allein mit seiner Zukunftsfreude und seiner Lachelust. Er weiß, wie er das geworden, was er heute ist, und er erkennt sich so gut als Kind und Erzeugniß seiner Zeit, als Träger ihrer Ideen, Freuden und Leiden, wie jene schwarzgalligen Todeskünder und Schmerzpropheten. Aber was unserer ganzen Zeit passiren wird, ist ihm schon passirt und mit ihm Tausenden und aber Tausenden. Mögen denn in Gottes Namen die Schwarzseher und ewig Unzufriedenen an ihrem eigenen Mißmuth zu Grunde gehen. Der normännisch finstere Byronismus hat sich überlebt; daß diese Welt die denkbar schlechteste sei, glauben wir nicht mehr. Wir haben das ewige Lamentiren satt und haben uns umgeschaut, ob denn

wirklich kein heiler Fleck mehr an dem verschrieenen Menschheitsleibe ist. Und wir haben in unser eigen Herz gefaßt und nach seinen Wünschen gefragt und was es uns geklopft, hat uns lieblicher und trostreicher geklungen, als all die hohen Katheder worte der Weltweisheit und jene Offenbarungen der „großen Unbewußten", vor denen uns die fühlenden Pulse stockten. Unser Kopf ist müde geworden und unsere Zunge wund von all dem Definiren und Doceiren, daß uns nach anderem verlangt, auch jene Fähigkeit zu bethätigen, wodurch wir neben wissenden auch zu fühlenden, neben kennenden auch zu bekennenden Menschen werden. Vielleicht ist die große Welt noch nicht genug geplagt und gesättigt mit jenem Geiste der Raisonnirsucht und Kritik, wie er unsere Wissenschaft und Kunst, unsere Politik und unser ganzes Schriftwesen erfüllt, vielleicht hat jenes zärtlich gepflegte Kopfwissen auf Kosten des Herzens und Gemüthes sie noch nicht genug gedrückt und sie die ganze Oede eines gefühlsverlassenen Verkehrs von Mensch zum Menschen und von diesem zum Uebermenschlichen empfinden lassen. Vielleicht! Wird es aber wie schon bei Tausenden auch bei ihr dahinkommen, dann wird sie mit Zorn und Unwillen die Schwätzer und Drängler, die Raisonneure und Besserwisser abschütteln und sich ihrer Einseitigkeit bewußt werden. Sie wird sich vom Weltschmerz zur Lebensfreude, von der Herrschaft des Kopfs und Gehirns zur schönen, gesunden Harmonie von Geist und Herz, von den dürren Formeln nüchterner Wissenschaft zu den Idealen des religionserfüllten Herzens entwickeln. —

Und schauen wir uns nun in unserem eigenen Vaterlande um, was da geschah, dem neuen Geiste die Wege zu bahnen, so trifft unser Blick zunächst auf eine Erscheinung, die schon durch ihren äußerlichen Erfolg auch das Auge des minder Aufmerksamen auf sich ziehen muß. Ein Buch ist's nur, billig und schlicht; aber seine Schlichtheit ist das Wahrzeichen seiner Größe.

Rembrandtschriften sind Brandschriften, hat man gesagt und wahrlich, wie eine solche, leuchtend und in Asche legend ist „Rembrandt als Erzieher von einem Deutschen" in unsere Mitte gefahren. Erst einige Jahre alt, hat das Buch seine Geschichte: „Ein buchhändlerisches Ereigniß", meinten einige beschränkte Zahlengeister und schielten nach seinen 40 Auflagen. Weiter nichts, als ein Handelsereigniß? — O ihr Krämernaturen!

Ein Ereigniß allerdings, aber von kaum absehbarer Tragweite. Was Tausenden alpdruckartig die Brust beschwerte, ist bannlösend hier ausgesprochen; wozu viele das rechte Wort suchten, hier haben sie's gefunden.

Eine Charakteristik des überreichen Inhalts auf so engem Raume zu geben, ist unmöglich. Man findet sie trefflich in den „Histor. politischen Blättern"(1890 S. 260 und 1891 S. 900)*

Am besten greift man zu dem Buche selbst. Denkend und langsam gelesen, bietet es einen hohen Genuß.

„Anschauung steht höher als Erkenntniß" heißt es darin irgendwo und „Thatsachen sind subaltern". Diese durchaus einfachen, geradezu religiösen Grundgedanken sind das Fundament sämmtlicher Ausführungen. In ihnen liegt die Medicin für unsere documentwüthige, beweissanatische Zeit und Menschheit. Das Ei des Columbus!

So kostbare Sätze wie diese: „Das Bild ist dem Buch überlegen" oder „Das Band zwischen Kunst und Religion, von jeher fest gewoben, ist nicht nur ein äußerliches; beide sehen auf's Ganze; und beiden steht daher die Wissenschaft, welche sich mit Einzelheiten befaßt, oft feindlich und stets untergeordnet gegenüber" sind nur Erweiterungen, Ergebnisse.

Im Ganzen zerfällt das Buch in zwei Theile: in eine ruhige, sachliche Kritik und in den positiven Ersatz. Beides ist stets ineinander gewoben, so daß die positive Befriedigung, welche das Buch gewährt, fast von jeder Seite auf den Leser überströmt. Alle Ersatzhinweise fußen auf den angeführten Fundamentalsätzen und, sagen wir, -wahrheiten. Die Kritik legt den Finger balsamgütig in die wunden Stellen unseres menschlichen Doppellebens: geistige und leibliche Kahlköpfigkeit, einseitiges Detail- und Kopfwissen, Verlehrung und Stillosigkeit. Die Provinz soll sich gegen die Großstadt, das Herz gegen den Verstand, die Kunst gegen die Wissenschaftlichkeit erheben. Die Kunst soll sich der Volksseele zuwenden; aber Volkskunst kann nur da gedeihen, wo das Volksleben durch und durch gesund ist; wo es sich echt menschlich entwickelt. Daher wird es erst wieder eine deutsche Kunst geben, wenn es deutsche Menschen geben wird.

Einem jeden Katholiken muß es wohl thun, den Rembrandtdeutschen mit hoher Achtung von dem Katholizismus sprechen zu hören. In einem eigenen Kapitel entwickelt er seine Gedanken darüber. „Das Rembrandtbuch steht nicht auf specifisch confessionellem Boden, sagt ein begeisterter Aphorist; wollte man indeß in letzter Linie die Frage stellen: für oder gegen Christus? — so würde die Antwort des Rembrandtdeutschen sicherlich lauten: Christus heute und morgen und in Ewigkeit."

Daß ein solches Buch nicht unangefochten bleibt, braucht kaum

* Abgedruckt und durch geistreiche Aphorismen vermehrt in „Der Rembrandtdeutsche" von einem Wahrheitsfreund. Glöß, Dresden 1892.

gesagt zu werden. Von tausend Seiten hat man es angegriffen und die Juden zumeist schrieen ihren Kreuzigungsruf. Vielem bösen Willen ist es begegnet, aber auch vielem Unverständniß. Nicht einmal die Sprechweise wollte man verstehen. Was der „Deutsche" von jenen „dunkelschimmernden Geistesgrößen" sagt, daß es nöthig sei, den eigentlichen inneren Denkprozeß von der façon de parler zu unterscheiden, gilt auch von ihm. Und dennoch kenne ich nur wenige Bücher, wo der Stil so dem Ziel entsprechend, der Ausdruck so dem Gewollten angepaßt ist. Man hat unbegreiflicher Weise gerade das Gegentheil behauptet. Solche Leute haben eben das, was der „Deutsche" über Mystik, subjektive Wissenschaft und dergl. sagt, einfach nicht verstanden. Das Buch ist hell-dunkel, es baut sich aus Lichtkontrasten auf und gleicht darin der Einheit eines Rembrandtschen Bildes. Die aus Hell und Dunkel, aus Verstand und Mystizismus gemischte Natur des niederdeutschen Meisters findet sich congenial in seinem größten Lobredner. Man wollte nicht fassen, daß Rembrandt, der schlichte bäuerische Niederdeutsche, uns als Erzieher gelten könne. Man übersah eben das Symbolische an der scheinbaren „Spielerei" und überhörte die stete Mahnung: „Seine Denkweise, nicht seine Malweise soll man nachahmen". Diese Denkweise hat aber mehr denn die irgend eines anderen deutschen Malers, sei es nun Dürer, Rubens oder Höllenbreughel, das, was unserer ganzen Zeit und insbesondere unserer deutschen Menschheit in so hohem Maße gebricht.

Neben dieser besonnenen Stimme eines tiefsehenden Mannes werden andere im gleichen Geiste laut. Zurück zum Nationalen und Christlichen! ist ihr einmüthiger Ruf; Kampf dem Judengeist bis ans Messer! ihre Losung. Man ist vorurtheilsfrei genug, anzuerkennen, daß es nothwendig ist, über alle confessionellen Bedenken hinaus sich die Hand zu reichen zu dem gemeinsamen Ziele. „Die Katholiken sind nicht so „unfehlbar", wie sie aussehen. Es steckt eine edle Herzens- und Geisteskraft in ihnen, die für das gesammte deutsche Culturleben nicht laut genug gegen das rohe Literaturgegesindel in Berlin zu Hilfe gerufen werden kann", gesteht der geistreiche Max Bewer ehrlich zu.

Spät kommt sie, doch sie kommt — die Einsicht, daß hohe Begeisterung und liebevolles Versenken, ideales Erfassen und uneigennützige Hingabe doch vor allem da vorhanden sein müssen, wo Cultus und Religionspraxis von der Wiege bis zum Grabe dazu erziehen. Wenn man behauptet, daß sich der katholische Theil Deutschlands in den letzten Jahrzehnten mehr indifferent als mitschaffend

in der Literatur verhalten habe, so bedenke man wohl, wie der „culturkämpferische" Hader nicht nur in seinem Lager, sondern überhaupt in dem allgemeinen künstlerischen Geistesschaffen unseres Vaterlandes wie Mehlthau in Blüthenkelchen gewirkt hat. Alle dem Künstlergeiste so nothwendige Sammlung und Concentration war dahin, die Fähigkeiten verflüchtigten sich in dem Gezänke der Parteien, das selbst in den Dachkammern der Poeten wiederhallte.

Doch, Gottlob, der Wind ist umgeschlagen: die auf den Bergen stehen, künden uns veränderten Wolkenzug. Bald wird auch die Unterströmung, die noch in den Niederungen und Thalkesseln entgegen weht, überwunden sein. Schon stieg manche Lerche lenzgeweckt aus den keimgährenden Schollen und jubelt „unterm Dachgetropf der neuen Sonne" ihren Liederschall hinaus in die winterharte Erde. Nur wenig zwar ist's, was wir bis jetzt vernommen, aber für die Masse entschädigt ein um so frischerer, hellerer, männlich ernsterer Ton.

Ich weiß da hinten im Spätroth
Ein Land voll Wald und Korn,
Das ist mein Heim! Dort bin ich
Zu Haus' in Busch und Dorn!

Eine ganze Welt dort fühl' ich,
Eine Welt mir in der Brust!
O fröhliches Maienwandern,
O derbe Novemberlust!

Von Thal ging's dort zu Hügel,
Von Saat in Forst und Strauch —
Hatte der Sturmwind Flügel,
Meine Seele hatte sie auch!

Doch seht, sie haben gezähmt mich,
Sie haben ganz und gar
Den Dichter mir gemordet,
Der dort so stürmisch war!

O Geist meiner Heimathstürme,
O Geist voll Kraft und Mark,
Komm wieder und mach' deinen Schützling
In dieser Weltstadt stark!

So singt Lienhard in einem prächtigen Cyclus „Berliner Zigeunerlieder".*) Es sind nur zwanzig tagebuchartige Gedichte, aber welche frisch sich umschauende Gesundheit, welches zornkräftig und unmittelbar gegen den Großstadtgeist, „den seine Seele haßt", reagirendes Gefühl!

Jeden Tag, wenn ich da draußen
Mich ergeh' im Lüftefächeln,
Läuft so'n Mädel in den Weg mir
Mit verflucht kokettem Lächeln.

Kleine! hüt' Dich vor Zigeunern!
Kleine! merk' Dir, daß ein Dichter,
Der dort hinten groß geworden,
Anders liebt als ihr Gelichter!

*) Abgedruckt in „Das zwanzigste Jahrhundert". Deutsch-nationale Monatshefte (Juliheft 1892), Lüstenöder, Berlin, deren Schriftleitung neuestens Lienhard vielverheißend übernommen und in seiner gesunden und frischen Weise in den zwei ersten Heften (April und Mai) bereits bethätigt hat.

Wogend wie der Wald im Sturme,
Glühend wie des Spätroths Flammen
Schlügen seiner Liebe Gluthen
Ueber Dir und ihm zusammen.

Was ihr hier in eurer Großstadt
Liebe nennt, ist gar zu nichtig,
Billig wie bei uns ein Sperling!
Und auf solche Lieb' verzicht' ich.

Fühlt man nicht die bewußte, aus tiefstem Instinkt geborene Wegwendung von innerlich Selbsterlebtem, wenn man ein Gedicht liest, wie:

„Naturdrang," sagt ihr? So leb' auch ich
Nach meinem natürlichen Drängen.
Und fange vor allem damit an,
Euch selber aufzuhängen!
So hass' ich Euch zu allererst
Aus ganz natürlichen Trieben —
Und wenn Ihr mir wieder mit Spöttеln kommt,
Antwort' ich Euch nun mit Hieben!
Und kommt mal wieder ein Bänerlein
In diese Manschelheerde —
Freund, laß dich ja bereden nicht,
Modern wie sie zu werden!

Und kommen sie dir mit Großstadtwitz
Ob deiner gesunden Sitten —
Frisch auf mein Sohn, vom nächsten Strauch
Einen derben Stock geschnitten!
Ich, sieh, ich duldete lang und bleich
Mit Seufzen und Gekräme —
Sie höhnten, daß der Provinzler sich's
So sehr zu Herzen nehme!
Auf denn, du alte deutsche Lust
An kräftigen Hieben und Schlägen!
Laßt neben meine Feder mich
Fortab den Knüttel legen!

Den nervensiechen Großstadtpoeten giebt er den launigen Rath:

Euer Weltschmerz, Kinder, sitzt im Leib!
Statt an uns herumzubessern,
Geht schleunigst hin zu Vater Kneipp
Und laßt euch wässern.

Wahre Frische und Freudigkeit, jenes fröhlich-ernste Kinderlachen des echten Poeten kann nur aus einem religiösen Gemüthe hervorblühen. Das erst giebt den hohen, weltüberschauenden Blick, mit welchem der Dichter sonnengleich auf alle Erscheinungen unseres vergänglichen Sternes herabschauen soll, hellbeleuchtend, aber nicht urtheilend und richtend. Diese religiöse Stimmung haben wir wunderschön in dem kleinen Gedicht:

Wie eine Blume in milder Nacht,
Vom Mond gespeist, vom Thau getränkt,
Wachs' ich von Deiner Erde auf,
Zu Dir, der mich hier eingesenkt!

Deine Stürme fahren daher, dahin,
Deine Lenzluft lockt, Deine Mondnacht thaut—
Thu' Du mit mir nach Deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich Dein Kraut!

Lienhard ist der Einzige nicht, in dem dieser gesunde Geist poetischen Wiederhall gefunden, aber er ist der Einzige, der ihn in einer ganz persönlichen und im besten Sinne modernen Form künstlerisch zum Ausdruck gebracht hat. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagt das Sprichwort. Möchten andere in ihrer Art, aber in gleich frischer Weise auf dem Plan erscheinen. Zwar alles noch wenig — der große Dichter ist noch nicht gekommen. Es ist die Zeit der Pflugschar, wie der Rembrandtdeutsche sagt. Aber eines schon fühlt man: den kräftigen gesunden Gegensatz zu

den krankhaften und undeutschen Poesieversuchen der Realisten und Naturalisten, die nur eine durch das Erotische und Revolutionäre unserer Nervenzeit galvanisirte Literatur, nie und nimmer aber eine gesunde Poesie zu Papier brachten.

Wir haben lange genug im Banne des byron'schen Weltschmerzes und der corsischen Eroberbrutalität geseufzt und gesungen, ein anderer Ton dürfte diesen ablösen. Aber: mens sana in corpore sano — erst wenn wir wieder gelernt haben, gesund und als normale Menschen zu sehen und zu fühlen, wenn wir wie Antäus wieder die verjüngende Berührung gewonnen haben mit dem Mutterboden für Leib und Seele, d. h. wenn wir als gesunde bäurisch-frische Menschen fest unsere Planetenerde stampfen, unserem Herzen und Gemüth aber die Schwingen der Religion anheften und so in zwei Welten zugleich zu Hause sind, entsprechend dem Doppelwesen unserer tiefsten Natur, erst dann werden wir denjenigen Dichter aus unserer Mitte erstehen sehen, der, als Dichter und Deutscher zugleich, uns in ewigen Gestalten die ganze Weite unserer inneren und äußeren Welt, unser niedrigstes, aber auch unser höchstes Fühlen verkörpert. Auch dann wird das Kranke, Häßliche, Niedrige für die Poesie nicht verschwunden sein, der Dichter wird es selbst im Rahmen seiner Schöpfungen nicht missen lassen. Aber er wird es uns darstellen, schildern als Gesunder. Und das ist und bleibt die Hauptsache. Darauf kommt schließlich alles an. Eine geschlossene, feste Individualität wird auch das Haltloseste uns so vorführen, daß wir es wohl als solches erkennen, aber nicht selbst unter seinem Eindruck an unserem gesunden Empfinden Einbuße erleiden. Letzteres ist bei den meisten Werken der „Jüngsten" und vieler „Alten" der Fall. Die krankhafte Suggestionswirkung, um einen modernen Terminus zu gebrauchen, ist um so intensiver, als diese Werke mit allen Empfindungen im Sinnenleben stecken, nicht aus der Materie hinausgeläutert sind. Das kommt daher, weil ihre Schöpfer wohl Dichter, aber selten Persönlichkeiten von umfassender Weltanschauung und sittlicher Kraft, und eben darum kleine Dichter sind. Der tüchtige Volksschriftsteller, der zwar weniger Poesiekraft, aber dafür einen um so kraftvolleren Persönlichkeitsgehalt besitzt, wird sicher dem echten Geiste einer nationalen großen Poesie mehr vorarbeiten, als diese nur von ihrem ästhetischen Empfinden abhängigen Molluskennaturen.

Zur gesunden ungekünstelten Volkspoesie muß daher unsere Dichtung zurückkehren, wenn sie eine Poesie für Männer, für Deutsche und für Christen werden soll. Sie muß gesund, christlich und deutsch werden.

Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Karthago
und
Albert v. Buxhöwden, Bischof von Livland
oder
die Kirche gestern (1201) und heute (1892) eine und dieselbe.

Von

W. von Bock.

Eine der angesehensten und ältesten Zeitschriften der protestantischen Schweiz, die in Lausanne erscheinende, aus der von Charles Pictet de Rochemont*) 1796 gegründeten Bibliotèque britannique hervorgegangene Bibliotèque universelle et revue suisse, läßt sich in ihrem Januarhefte 1893 von ihrem Pariser „Chronisten" (S. 163—165) schreiben:

Die letzten Novembertage haben die größte Gestalt des französischen Episkopates verschwinden sehen. Der Cardinal Lavigerie war von dem Schlage jener streitbaren Prälaten, denen man im Mittelalter auf Schlachtfeldern begegnete: behelmt und gepanzert. Deren Breitschultrigkeit, Unternehmungsgeist und Muth war auch ihm eigen. Sein langer Bart, fächerförmig ausgestrählt über die breite Brust, sein männliches und gebräuntes Antlitz, sein rothes Gewand und seine gebieterische Haltung, — dies Alles machte ihn zu einer prächtigen Erscheinung. Was er, ohne andere Hilfsmittel als Sammlungen und Zauber seiner Persönlichkeit, in Afrika zu Stande gebracht hat, übersteigt alle Vorstellung. Man könnte sagen, er habe Algerien sammt den Nachbarstaaten beherrscht. Dem kaum erst dort Gelandeten springen die Denkmäler seines Waltens

*) Vergl. den unter dieser Ueberschrift in den Heften v. Februar und März d. J. der genannten Zeitschrift erschienenen vorzüglichen, auch für deutsche Leser hochinteressanten Essay von François Dümür, gestützt auf das Werk: „Biographie, travaux et correspondance diplomatique de C. Pictet de Rochemont, 1755—1824, par Edmond Pictet. — 1 vol. in 8°. Genf, H. Georg, 1892.

von allen Seiten her in die Augen. Ueberſäet iſt das Land mit Gebäuden, die er errichtete. Hier eine Cathedrale bei Algier! Dort eine zweite, geräumig und prachtvoll, bei Tunis! Im Bau begriffen eine dritte bei Bona, wo die Wiege des hl. Auguſtinus ſtand. So zu ſagen aller Orten Waiſenhäuſer, Seminarien, Schulen, Wohnungen für die Prieſter oder für die „Weißen Väter", Paläſte für den Cardinal, den wackern und unermüdlichen Wächter all dieſer Schöpfungen, deren Seele er war. Auf den wildeſten Höhen Kabyliens, zwiſchen den Erdhütten des Biskri-Stammes, in der Sahara, in Tuneſien, auf den Ruinen Karthago's oder an den Ufern der Seeen: überall ſtößt man auf jene mächtige Hand, welche ebenſo ſehr für Frankreich arbeitete, wie für die Kirche. Man muß dort geweſen ſein, um ſich der hervorragenden Stellung bewußt zu werden, die er erworben hatte.

Hier (in Paris) iſt ſein Name dauernd verknüpft mit der denkwürdigen Ausſöhnung zwiſchen dem heiligen Stuhle und dem republikaniſchen Frankreich. Die Muſikkapelle ſeiner „Weißen Väter" verkündigte dieſelbe der katholiſchen Welt, zu deren ſprachloſem Erſtaunen und Aergerniſſe, indem ſie bei einer öffentlichen Feierlichkeit die Marſeillaiſe ſpielte. Dieſes Vorgehen ſtimmte durchaus zu dem kriegeriſchen Zuge in des Cardinals Lavigerie Gemüthsart. Er ſtellte ſich eben mit Leib und Seele in den Dienſt jenes Einigungswerkes, das er, wenn man den vom Vatican ausgehenden Gerüchten trauen darf, kühn und warm dem Papſte angerathen hatte, und das durch ſeinen Tod einen unerſetzlichen Verluſt erlitten hat. Dasſelbe dürfte keinen Vorkämpfer finden von gleich umfaſſendem Geiſte und gleicher Charakterſtärke, von gleich hochherziger Beredſamkeit und von einem Patriotismus, ſo raſch entſchloſſen, wie der ſeine, über untergeordnete theologiſche Händel und über verjährte Vorurtheile ſich zu erheben. Die Freunde des Friedens auf religiöſem Gebiete mögen immerhin um ihn trauern; er hat für denſelben mehr gethan, als ſie alle zuſammengenommen.

Noch unlängſt gab es einen Tag, da ihn Paris in der ihm eigenſten Einrahmung erblickte. Der Cardinal, der ohne zu unterhandeln raſtlos mit der Sklaverei rang, hatte eine Schaar Kriegs-Mönche gebildet, beſtimmt, ſie bis in das Herz der Wüſte zu bekämpfen. Ihr Mutterhaus befindet ſich in Biscra, wo ich ſie beſucht habe. Der Orden führt den Namen „Waffen-Brüder der Sahara" und trägt ein maleriſches Kleid: Rock und Hoſe aus

weißem Wollstoff, hohe Stiefel, einen weiten weißen Mantel, auf der Brust geschmückt mit rothem Kreuze, weißen Helm mit darauf gesticktem gleichem Kreuze und darüber sich erhebendem rothen Federbusche. Umgeben von dieser Kriegerschaar, die aus kräftigen jungen Männern sorgfältig ausgewählt war, erschien eines Tages der Primas von Afrika in der Kirche des heiligen Sulpitius, um daselbst für sein Unternehmen zu predigen. Seine Zuhörerschaft ward an diesem Tage gewahr, wessen ein Missionär (auch) im 19. Jahrhunderte fähig sei. Diesem Priester war eben königlicher Gang angeboren. Auch empfanden die Araber tief die Eigenart seiner Ueberlegenheit. Dies ist noch ein Grund mehr, der seinen Tod zu einem unermeßlichen Verluste macht. Geht man erst daran, ihn zu ersetzen, dann wird man eben nur Nachahmer dessen finden, was an ihm äußerlich war.

So weit die Bibliothèque universelle über Lavigerie. Hoffen wir, daß ihr Pariser Berichterstatter den Reichthum des französischen Klerus an schöpferischen Kräften, organisatorischen Talenten und an — poëtischen Charakterköpfen unterschätzt habe. Einstweilen aber dürften einige Bemerkungen zu vorstehender lebensvoll malerischer Charakteristik manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein.

Die erste gilt solchen Lesern, welche etwa die Beizählung des Cardinals Lavigerie zu denjenigen Priestern, deren Leistungen social- und wirthschaftspolitisch bedeutend sind, nicht hinlänglich motivirt befunden haben sollten. Vor den in der Bibliothèque universelle von einem Augenzeugen aufgezählten Leistungen jedoch muß ein derartiges Bedenken schwinden. Oder sollte die Ueberfäung eines großen und kulturgeschichtlich so bedeutsamen, 1200 Jahre lang dem christlichen Einflusse vom Mohammedanismus vorenthaltenen Colonialgebietes mit christlichen Waisenhäusern, Seminarien, Schulen u. s. w., ohne erheblichen Staatszuschuß, etwa nicht eine social und wirthschaftspolitische Leistung ersten Ranges sein? Und wirksamer als so manches stereotyp-rhetorische Gepolter?

Eine zweite Bemerkung sei denjenigen gewidmet, die — innerhalb, wie außerhalb der Social-Demokratie — durch unbesonnenen Gebrauch des „Nicht — sondern" lediglich Anlaß geben zu verwirrenden, verbitternden, viel Zeit und Geisteskraft unfruchtbar aufbrauchenden Streitereien, statt auf ein viel öfter, als so mancher denkt, hingehöriges „Sowohl als auch" sich zu besinnen! — Wie oft doch wird z. B. der Kirche, weil dieselbe nicht ablasse

von der Hinweisung des Menschen auf seine ewige Bestimmung, der Vorwurf gemacht, sie biete dem wirthschaftlich oder social Minderbegünstigten nichts für die Erde, sondern nur den Himmel, oder: sie arbeite nicht für den Staat, sondern nur für sich! — Da scheint denn doch die schweizerisch-protestantische Bibliothèque universelle für die in die Augen springende von dem katholischen Kirchenfürsten ins Leben gerufene, auch für „den Staat" so außerordentlich vortheilhafte diesseitige Wirklichkeit einen unvergleichlich viel weitern und hellern Blick, ein unvergleichlich neidloseres und wärmeres Herz zu bethätigen — denn auch Zeugnißablegen ist That! — als gewisse außerschweizerische Leutchen eines beschränkten und unaufgeklärten, herzensharten und kalten „Nicht — sondern!" Sowohl für Frankreich (den Staat, die Erde) als auch für die Kirche (diese alle Staaten überlebende, alle Völker umfassende lebendige Verschmelzung des Himmels und der Erde) arbeitete der Erzbischof.

Unsere dritte Bemerkung will ein Tröpflein beisteuern zur Löschung des durch die „Aussöhnung zwischen dem heiligen Stuhle und dem republikanischen Frankreich" aufgewirbelten — auch deutschen — Staubes. Bekanntlich ist die Anbahnung einer solchen Aussöhnung durch Papst Leo XIII. von den Männern des unbesonnenen „Nicht — sondern" als etwas höchst Bedenkliches, Verdächtiges, mit einem Worte „Antideutsches" ausgeschrieen worden. Denn, so meinten sie, dadurch werde die Republik in Frankreich befestigt. Es scheinen jedoch jene Schwarzseher dieselben zu sein, denen noch unlängst alles und jedes, was vom Fürsten Bismark ausging, im blühendsten Rosaschimmer vorleuchtete, die mithin dessen eifrige Bemühungen für Befestigung der Republik in Frankreich (man denke an den famosen „Fall Arnim!") für einen der vielen Weisheitsgipfel seiner unerforschlichen Rathschlüsse galt, weil, nach seiner Lehre, es nichts Antideutscheres geben könne, als Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich! Oder sollte das Gefährliche darin liegen, daß das durch Gambetta, jüdischen Andenkens, in Frankreich zur Herrschaft gebrachte officielle Antichristenthum der seitherigen Träger der dortigen republikanischen Regierungsgewalt ohne alle „Revolution" um diese sitten-, mithin wahrhaft staatsfeindliche Herrschaft gebracht, und somit durch Wiederherstellung der Kirchen- und Unterrichts-Freiheit für eine Rechristianisirung Frankreichs die bedenkliche Möglichkeit geschaffen

werde? Oder sollte Jemand wirklich unwissend und phantastisch genug sein, um eine Wiederherstellung des Christenthums in dem Frankreich von heute anders als durch die in Rede stehende Aussöhnung für irgend wahrscheinlich zu halten? Daß aber Cardinal Lavigerie so lebhaft für die von dieser Aussöhnung bedingte — nicht zwar Befestigung des seitherigen republikanischen Regierungssystems, wohl aber der republikanischen Staatsform eingetreten ist, und nicht etwa für Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich, das beweist nur auf's Neue, daß sein stetiger Aufblick zu der ewigen Bestimmung des Menschen ihn nicht blind noch gleichgültig gemacht hatte für die Bedingungen der Zeitlichkeit und für die wahren, ja dringendsten Bedürfnisse seines Vaterlandes.

Das Gleiche gilt auch von anderen um theoretische und praktische Socialpolitik in verschiedenem Sinne und Maaße hochverdienten kirchlichen Größen neuerer und neuester Zeit. Es sei nur erinnert an den Bischof von Mainz Freiherrn von Ketteler, den Bischof von Diakovar Dr. Strossmayer, den Erzbischof von Westminster Cardinal Manning und an den bisherigen Professor der Staatswissenschaften an der jungen katholischen Universität Freiburg i. Sch., den demüthigen Dominikaner und hervorragenden Socialpolitiker in einer Person Albert Maria Weiß. Schon allein von dem Haupttheile seiner großartigen „Apologie des Christenthums", dem er den bezeichnenden, jegliche falsche Gegensätzlichkeit und häretische Auseinanderreißung ausschließenden Titel „Natur und Uebernatur" gab, läßt sich sagen: er, der süddeutsche Mönch, lehre für alle Lebensgebiete der Menschheit, was auf einem immerhin großen Einzelgebiete menschlicher Lebensentfaltung der französische Erzbischof schuf.

Wenn aber hinwiederum Papst Leo XIII. seinem Geistesbruder in jener großen Frage der jetzigen europäischen Menschheit: Wiedergewinnung des officiellen Frankreich für die Kulturmacht par excellence, genannt „Christenthum", mit oberhirtlicher Congenialität entgegenkam, so wußte er wohl, was er im Interesse eines wahren und dauernden Friedens, auch zwischen der französischen und deutschen Nation, damit that. Doch dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort. Nur seien hier wenigstens zwei Faktoren kurz angedeutet, welche, wenn auch vielleicht in anderer Form, dem Gedankengange Leo's XIII., der ihn zu seinem Aus-

söhnungsprogramme geführt hat, nicht ganz fremd geblieben sein könnten.

Dem einen dieser beiden Faktoren geben wir folgende tabellarische Gestalt:

Jahre	Republik	Kaiserthum	Legitime Monarchie	Illegitime Monarchie
1792—1804	12	—	—	—
1804—1815	—	11	—	—
1815—1830	—	—	15	—
1830—1848	—	—	—	18
1848—1852	4	—	—	—
1852—1870	—	18	—	—
1870—1892	22	—	—	—
Summa 100 Jahre	38	29	15	18 Proc.

Den andern Faktor aber geben wir mit den Worten eines deutschen Mannes, der bei Freund und Feind dafür bekannt ist, in Sachen des „Legitimismus" ein gewichtiges Wort mitsprechen zu dürfen.

Wilhelm Hopf, der tapfere protestantische Herausgeber der „Hessischen Blätter", sagt auf S. 3 der Nr. 1917 vom 8. Februar 1893 in einer den „Abbé von Talleyrand" betreffenden Anmerkung zu dem hochinteressanten Aufsatze „Vor hundert Jahren":

„Es ist dies der „„große"" Charles Maurice Herzog von Talleyrand-Pirigord, Fürst von Benevent, der meineidige Bischof von Autun und gesinnungslose, aber über eine weltberühmte Verschlagenheit und eine stets richtige Witterung für die kommende Windrichtung verfügende Diplomat der ersten Republik, des ersten Kaiserreichs, leider auch der Restauration, die sich schon durch diese Verbindung von vornherein als todtgeboren erwies" u. s. w.

Also: nur 15%, und auch die von vornherein todt geboren"!

Alles Weitere sei einstweilen dem eigenen Zu-Ende-Denken derjenigen Leser überlassen, die da wissen, daß nicht die politischen Dynastien es sind, welchen Dauer verheißen ist bis an das Ende der Tage.

Nun aber kommt ein schwerer Punkt zur Sprache, der unmöglich ohne Bemerkung, unsere vierte, hingehen kann: der Cardinal Lavigerie hat von den Musikern seiner „Weißen Väter" bei einer

öffentlichen Feierlichkeit die Marseillaise aufspielen lassen. Ist er denn damit nicht auf der That eines revolutionären — Hintergedankens ertappt? Die hochconservative protestantisch-schweizerische Bibliothèque universelle ist offenbar nicht dieser Meinung. Sie sagt nur, dieses Vorgehen des Cardinals mitten in Paris habe die katholische Welt in Entsetzen und Aergerniß versetzt (stupéfait et scandalisé).

Doch das heißt wohl den Mund etwas zu voll nehmen, denn es wird außerhalb wie innerhalb Frankreichs noch Katholiken genug geben, welche fähig sind, den Cardinal auch hier zu verstehen. Das aber mag schon richtig sein, daß auch unter sonst braven Katholiken Pedanten und Philister vorkommen, die allzu leicht Anstoß nehmen an allem, was die einmal eingefahrenen Geleise des Alltäglichen durchbricht. Solcher Versimpelung aber sind die Katholiken Frankreichs ganz besonders ausgesetzt. Dort nämlich, zumal seit dem dreisten Emporkommen des von Ludwig XIV. erstrebten und begünstigten tief kirchenfeindlichen, ja im letzten Grunde antichristlichen „Gallikanismus", und dann wieder seit dem tragischen Ende Ludwig's XVI., unter dem Einflusse eines beschränkten und — meist freilich unbewußt — kirchenfeindlichen „Legitimismus", sind nur zu viele Katholiken, uneingedenk der hohen Ehre und des unaussprechlichen Glückes, der Kirche anzugehören, welche kraft göttlicher Stiftung eigenrechtlich und nur dadurch wahrhaft frei, jegliches Staats- oder Landes-, National- oder Gemeinde- „Kirchenthum" principiell verwirft, auf der öden Sandbank sitzen geblieben: extra Bourbonidarum salutem nulla Ecclesia! Ohne Bourbonen keine Kirche Christi!

Da war es denn freilich hoch an der Zeit, daß aus dem Vatikan ein frischer, wenn auch für verweichlichte Nerven zunächst etwas scharf empfindlicher Luftzug in jene Regionen „legitimistisch" versumpften Christenthums fuhr. Damit ist wieder einmal höchst rechtzeitig an das Wort Christi erinnert: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", — ebendamit aber auch an die nicht minder christliche Wahrheit, daß gerade nur vermöge dieser seiner höhern Herkunft das Reich Gottes auf Erden fähig war, ist und bleibt, in dem Teige dieser Welt als brotbildende Hefe zu wirken.

Je mehr nun das Verständniß für den Geist Lavigerie's wächst, desto klarer muß es auch werden, daß bei so verblüffender Gelegenheit, es nur eben jener christlich erhabene Text war, zu dem

mit der Melodie der Marseillaise seine Leute die Musik machten. Die Musik aber ist, ihrem innersten Wesen nach, vielseitig und vieldeutig, was sich durch zahlreiche ernste und heitere Beispiele erhärten ließe. Hat doch dies mit ihr einigermaßen selbst die Wissenschaft gemein: nach Schiller dem Einen „die hehre, die himmlische Göttin", dem Andern — reptilia terrent! — „die milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt!"

So hat denn auch schon der Text der Marseillaise mehr als eine Seite: keineswegs bloß die revolutionäre, sondern auch die patriotische. Im Jahre 1792, als die damals, wenigstens vor den Augen der Uneingeweihten, noch „verbündeten" Oesterreicher und Preußen sich anschickten, in Frankreich einzubrechen, entstand in Straßburg, im Hause des deutschen Bürgermeisters Dietrich, das gewaltige Lied, während des Durchmarsches der vom äußersten Süden (Marseille) her, zum Schutze ihrer Landesgrenzen zu den Fahnen eilenden Freiwilligen. Doch wohl nicht der Soldaten Sache war es, politisirend den Werth der damaligen Regierung und ihres Thun's abzuwägen. Der ganzen Nation rief sie durch den Mund des damals leitenden Ministers Danton zu: Laissez-là vos querelles futiles, je ne connais que l'ennemi. Battons l'ennemi! „Lasset ruhen eure elenden Streitigkeiten! Ich sehe nur den Feind; schlagen wir den Feind!" So derselbe Danton, der bekanntlich wenige Wochen später mit den mitten im Lande stehenden Preußen jene geheimen und nur zu „erfolgreichen" Unterhandlungen anknüpfte, die zu deren Trennung von den Oesterreichern, und sodann — von Stufe zu Stufe — nach Basel, nach Hannover und — nach Jena führten.

Es war also 1792 den Franzosen die Marseillaise mindestens das geworden, was 78 Jahre später den Deutschen „Die Wacht am Rhein." Ja, wer mag ermessen, wie vielen Deutschen letztere in der Kehle würde stecken geblieben sein, wäre schon gleich damals, wie erst kürzlich durch die immer wieder aufs Neue verblüffende Offenherzigkeit des Friedrichsruher „Einsiedlers", allgemein bekannt geworden, was bis dahin nur von Wenigen geahnt und geflüstert wurde: daß „Er" die Franzosen zu ihrem kriegerischen Vorgehen künstlich gereizt habe, weil „Er" den Krieg für seine politischen Zwecke brauchte, und daß „Ihm" für diesen Zweck jedes andere brauchbare Mittel nicht minder recht gewesen sein würde.

Hat aber so schon der Text der Marseillaise zwei Seiten: die revolutionäre und die patriotische, so hat, außer diesen beiden, von welchen für den Kardinal Lavigerie und seine Ordens-Musiker natürlich nur die zweite in Betracht kommen konnte, die Musik gar noch eine dritte, und zwar eine deutsche. Ja, sollte eine in der Geschichte der Marseillaise vorkommende Ueberlieferung begründet sein, so wäre deren Musik ganz deutsch. Danach nämlich hätte Rouget de l'Isle keineswegs, wie wohl gesagt worden, auch die Musik geschaffen, sondern nur den von ihm aus dem Stegreife gedichteten Text einer in jener Zeit dort bekannten deutschen Volksmelodie (auf ursprünglich deutsche Worte) untergelegt. Sonach wäre also die Musik der Marseillaise gleichsam international, und es kann gewiß dem Cardinal Lavigerie deren überraschend zeitgemäße Verwerthung für ein eminent christliches Vorhaben noch ungleich weniger zum Vorwurf gereichen, als dem ihr fast gleichzeitig (1892) in St. Petersburg entblößten Hauptes lauschenden Selbstherrscher aller Reußen, Zaren Alexander III!

Endlich die fünfte und — längste Bemerkung! Damit jedoch hierob der Leser nicht allzu sehr erschrecke, sei ihm von vorn herein verrathen, daß sie diese sonst mißliebige Eigenschaft keinem Geringern verdankt, als Sr. Excellenz dem kürzlich pensionirten königlichen preußischen Gesandten beim heiligen Stuhle, vorher kaiserlich deutschem Gesandten bei der Republik der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, Herrn Kurd von Schlözer. Dieser Name allein bürgt genugsam gegen Ausartung der Länge in Langweiligkeit.

Wie gesucht, wie weithergeholt, ja wie anstößig und des „Ernstes" unwürdig einer kirchlichen Genossenschaft „anständiger Gegner" der Sklaverei mag nicht manchem Leser das „Kostüm" erschienen sein, in welchem eines schönen Tages der Cardinal Lavigerie seine „Waffen-Brüder" mitten in der Weltstadt Paris aufmarschiren ließ! Und zwar nicht etwa in dem ersten besten „Bürgergarten", — nein in der berühmten Kirche des hl. Sulpitius!

Doch gemach! Einer der höchsten königlich preußischen Regierungsbeamten a. D. soll solche „Anstands"-Bedenken beschwichtigen helfen, nämlich Excellenz von Schlözer, Enkel beiläufig jenes Patriarchen russischer Geschichtsforschung, des Göttinger Professors August Ludwig Schlözer, vor dessen unter englisch-hannöverschen Schutze erscheinenden „Staatsanzeigen" die damaligen

deutschen Fürsten soviel Respekt hatten, daß z. B. selbst die Kaiserin Maria Theresia, wenn ihre Minister ihr fragwürdige Dinge anriethen, mitunter geäußert haben soll: „Was wird Schlözer dazu sagen?“

Herrn Kurd von Schlözer hat es in seiner Beamten-Carrière offenbar nicht geschadet, noch vor seinem Eintritte in den höhern preußischen Staatsdienst als einen der größten Männer seiner Zeit einen katholischen Kirchenfürsten gepriesen zu haben, der, in seinem Kampfe für Ausbreitung wie der christlichen Kirche, so auch des deutschen Reiches gen Osten, mit einer weißgekleideten Schaar sich umgab: auf dem weißen Mantel gezeichnet mit rothem Kreuze! Ja, sogar der Name dieser Vorkämpfer des Christenthums und des Deutschthums im Nord-Osten wird in erneute Erinnerung gebracht durch die „frères d'armes“ (Waffen-Brüder) des Cardinals Lavigerie: fratres militiae Christi, ensiferi, porte-glaive, Schwertritter oder Schwertbrüder.

Der Lavigerie seiner Zeit (1198—1225) war, unter dem besondern Schutze Innocenz III., der dritte Bischof Livlands, Albert (oder Albrecht), vorher Domherr in Bremen, aus dem noch jetzt in den baltischen Provinzen Rußlands nicht ausgestorbenen Geschlechte derer von Buxhöwden.

Doch hören wir nunmehr Herrn Kurd von Schlözer selbst, wie er über den kühn gegen Osten vorgehenden geistlichen Pionier der Kirche und des Deutschthums Albert von Buxhöwden sich äußert in seinem schon 1850 in Berlin bei W. Hertz erschienenen, höchst anregend, fesselnd und belehrend geschriebenen Buche: „Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden.“

Nachdem der geistvolle und gelehrte Verfasser geschildert, wie die von Niedersachsen, Westfalen und Friesen gepflanzten, damals noch so jungen und zarten Keime des Christenthums und Deutschthums an der Düna, nach dem Tode des zweiten Bischofs*) von Livland, Berthold, vorher Abtes des Cistercienserklosters zu Lockum in Hannover, eines „durch Bescheidenheit, Leutseligkeit und Anmuth der Rede ausgezeichneten“ Ordensmannes, durch den

*) Der erste, Meinhard, dessen Grabstätte in der von Albert erbauten Domkirche Riga's noch jetzt zu sehen ist, war vorher Mönch des Klosters Segeberg in Holstein.

Andrang der Barbaren des Ostens auf's Aeußerste gefährdet worden, hebt er hervor, daß es hier fortan eines Mannes bedurfte, „der den geistlichen und den weltlichen Führer, den Staatsmann und den Feldherrn in sich vereine, eines Mannes, dem neben der Weite des Blickes ein kühner Sinn gegeben sei, um Großes zu verstehen und Großes zu erfassen.“ Er fährt dann (a. a. O. S. 60 ff.) also fort: „Und wie denn sowohl in kleinen als größeren staatlichen Verhältnissen, wenn bei bedeutungsvollen Krisen oder bei einem allgemeinen Umschwunge der Dinge zaghafte Hoffnungslosigkeit und mattherzige Gleichgültigkeit sich bereits aller bemächtigt hatte, die äußerste Stunde der Entscheidung stets ihren Mann gefunden hat, der zu retten, zu vereinen und Neues und Dauerhaftes zu gestalten verstand, so bot sich auch hier jetzt unter den schwierigsten Verhältnissen gar bald der Mann dar, der als der Retter und segnende Schutzgeist jener Dünakirche berufen war, seinen gewaltigen Arm gebietend gen Norden zu erheben und die mächtigen Spuren seines neuschaffenden Genius den baltischen Landen auf lange Jahrhunderte hin tief einzudrücken.

„Albert von Buxhöwden stammte aus einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien des Bremer Erzstiftes, deren Sprößlinge durch umfangreichen Güterbesitz innerhalb der Grenzen dieser Diöcese wie durch häufigen Dienst beim erzbischöflichen Sitze sich schon seit geraumer Zeit als mächtige Stützen der Kirche erwiesen hatten. Nebst vier seiner Brüder, Engelbert, Rothmar, Hermann und Salomon, trat Albert früh in den geistlichen Stand, während seine beiden andern Brüder Diedrich und Johannes sich dem Kriegshandwerke widmeten, erprobt die Einen wie die Anderen in treuer Anhänglichkeit an die Kirche und bereit, ihrem Dienste sich jeden Augenblick zu opfern. Um das Jahr 1189 erscheint Alberts Name zum ersten Male unter den Mitgliedern des vornehmen bremer Domkapitels. Dann hören wir lange Zeit nichts von ihm. Aber die Gelegenheit konnte nicht ausbleiben, die seinen hohen Tugenden und Talenten die glänzendsten Bahnen der Entwicklung erschließen sollte. Denn in ihm vor allen seinen Brüdern lebte die ganze religiöse Gluth und Begeisterung der mittelalterlichen Zeit, verbunden mit jener Thatkraft und Rastlosigkeit, welche das ehelose Leben zumeist in starken Naturen auszuprägen pflegt. Daher sein Zeitgenosse und Bewunderer, der lübecker Abt Arnold, von ihm bemerkt, daß er

„schon als Jüngling sich durch Reife und Festigkeit ausgezeichnet und unter den höchsten Machthabern und Fürsten aller Orten zahlreiche Freunde und Gönner sich erworben habe."

„An diesen Mann wandte sich jetzt im Jahre 1189 der Erzbischof von Bremen mit dem Antrage, die Leitung des Bekehrungswerkes der Liven zu übernehmen. Das nach dem kanonischen Rechte für die Bischofswürde bestimmte dreißigste Lebensjahr muß Albert damals schon lange überschritten haben. Denn bereits zweiundzwanzig Jahre später nennt sein Scholar und Begleiter Heinrich der Lette ihn einen ehrwürdigen Greis. Er stand mithin wohl gerade noch in voller Blüthe des Mannesalters und mit ganzer Kraft konnte er jetzt in seinen neuen Wirkungskreis eintreten.

„Ein günstiges Geschick wollte, daß wenige Monate, bevor Albert in Bremen die bischöfliche Weihe erhielt, Innocenz III den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, jener gewaltige Priesterfürst, dessen „glänzende Thaten bald die Weltstadt wie die Welt erfüllen" sollten, und welcher zugleich der von seinem großen Vorgänger Gregor VII gefaßten Idee einer geistlichen Universalmonarchie neue Geltung und neuen Nachdruck zu geben wußte. Ihm konnte die hohe Bedeutung, welche sich für die päpstliche Machterweiterung an den Erwerb der baltischen Lande knüpfte, nicht lange verborgen bleiben. Gar bald erkannte er die verzweiflungsvolle Lage jener verlassenen Christenschaar am Dünastrande, welche sich vor den Angriffen der heidnischen Liven in ihre Feste zu Ykeskola hatte flüchten müssen und am 5. Oktober des Jahres 1199 erscholl sein mächtig gebieterisches Wort an alle Gläubigen in „Sachsen, Westfalen, im Slavenlande und jenseits der Elbe", den bedrängten Brüdern im Norden zu Hilfe zu eilen.

„Mittlerweile hatte auch Albert nicht gefeiert. Schon im Sommer 1199 hatte er sich, um gleich zu seiner ersten Fahrt nach Livland ein schlagfertiges Heer bereit zu haben, nach der Insel Gothland begeben und hatte bei der dortigen unternehmenden, aus allen handeltreibenden Nationen des Nordens zusammengewürfelten Kaufmannschaft, die von jeder Erweiterung des livischen Bisthums den größten Gewinn für ihre Handelszwecke erwarten durfte, so günstige Aufnahme gefunden, daß er bald 500 nordische Streiter mit dem Zeichen des Kreuzes schmücken konnte. Von hier aus war er eilends nach Dänemark übergesetzt, wo König Knud und sein ritterlicher Bruder der Herzog Waldemar ihm reiche Geschenke spendeten, nicht

minder aber der damals greise Erzbischof Absalon von Lund, der einst mit gleich mächtiger Hand über Dänemark den Bischofsstab wie über die wendischen Heiden das Schlachtschwert geschwungen hatte und der jetzt am Abend seines thatenreichen Lebens wohl nicht ohne die lebhafteste Theilnahme in dem kühnen deutschen Bischofe ein würdiges Ebenbild seiner Jugend begrüßen mochte. Dann kehrte Albert nach Deutschland zurück, um auch hier zu werben und die zahlreichen Kämpfer und Geistlichen zu ordnen, welche sich bereits auf das Gebot des Papstes zur nordischen Kreuzfahrt eingestellt hatten.

„So waren im Frühling des Jahres 1200 die Vorbereitungen zu dem großen Zuge vollendet. Ein Geschwader von 23 Schiffen lag segelfertig, um den kriegerischen Bischof mit allen seinen Mannen nach Livland hinüber zu geleiten.

„Die Einschiffung der nordischen Kreuzfahrer mit ihrem Gefolge von Geistlichen, Handwerkern und Kaufleuten nebst Pferden, Waffen und Geräthschaften geschah damals gewöhnlich in Lübeck, jener glücklichen von Jugendkraft und jugendlichem Uebermuthe erfüllten Stadt Heinrichs des Löwen, die gehoben von der Gunst des großen Welfen wie von der seines hohenstaufischen Gegners, gar bald von ihren Thaten zu Lande und zu Wasser wollte reden lassen."

Es folgt nun die Schilderung der Ueberfahrt, der Landung an der untern Düna, des Entsatzes von Ykeskola und Kirchholm, endlich der Gründung Riga's im Jahre 1201.

„Dann", so lesen wir weiter, „verlegt Albert den bischöflichen Sitz dorthin, und zu Ehren der Mutter Gottes wölbt sich der heilige Dom, von dessen Thurm die große „Kriegsglocke" ihre Warnungssignale weithin durchs Land ertönen läßt, so oft ein feindlicher Ueberfall droht."

Im Laufe der nächsten Jahre „folgen immer neue Zuzüge aus den kernigen Städten Norddeutschlands und schon nach einem Menschenalter überlassen Rath und Kaufleute von Riga den Lübeckern aus „aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit" einen eigenen Kaufhof innerhalb der Ringmauern ihrer Stadt, in deren Wappen die dankbaren Bürger den Schlüssel Bremens aufgenommen hatten zur steten Erinnerung an jene deutsche Metropole, durch deren Sorge fast ganz Livland aus der Taufe gehoben wurde."

„Hatten sich bei dieser Gründung vorzüglich Handelsgeist und religiöser Eifer einander die Hand gereicht, so bedurfte nun auch das geistlich-kriegerische Element, dem doch vor allem die Vertheidigung und Erweiterung der Kirche oblag, sicherer Leitung und fester Einigung.

„In denselben Tagen daher, als hier auf livisch-baltischem Boden die erste deutsche Stadt erwuchs, belehnte Albert einige seiner treuesten Ritter mit Theilen des eroberten Landes, um so allmählich einen festen Kriegerstand für seine Niederlassung zu gewinnen, und schon im folgenden Jahre 1202 stiftete er nach dem Vorbilde des mächtigen Tempelordens die „Brüderschaft des Ritterdienstes Christi", jenen mönchisch-kriegerischen Bund, dessen Großthaten wie sein blutiggefärbtes Kreuzes- und Schwerteszeichen auf weißem glänzenden Mantel ihm bald statt der ursprünglichen Bezeichnung im ganzen Norden den schreckengebietenden Namen der „„Schwertbrüder"" erwarben."

Gegen diese vorwiegend von Niedersachsen gestiftete Kolonie an der Düna, die älteste nächst der gleichfalls niedersächsischen Kolonie an der Themse, unternahmen zwar die südöstlich wohnenden damals noch heidnischen Litthauer mancherlei Anfälle. Doch wurden dieselben zunächst von den „Schwertbrüdern" meist leicht zurückgeschlagen.

„Gefährlicher als diese Räuberschaaren war den Deutschen aber," so berichtet von Schlözer S. 71, „die Nachbarschaft der russischen Dünafürsten . . . Denn hier war arge Hinterlist mit starker Waffenmacht im Bunde" . . . Eifersüchtig folgten Wladimir's von Polozk Blicke dem wachsenden Einflusse Alberts und der Ordensritter auf dem Dünagebiete, woselbst nur ihm und seinen Vasallen Tribut und Unterthänigkeit von Letten und Liven gezollt waren. Schon zwei Jahre nach der Gründung Riga's unternahm Wladimir Feindseligkeit gegen die Deutschen, zog aus den Hinterländern Hilfstruppen heran und schob dieselben bis in die Nähe von Riga vor.

„Dann," so berichtet von Schlözer (S. 71) weiter, „schienen sich einen Augenblick diese Verhältnisse etwas günstiger gestalten zu wollen, denn im Jahre 1205 traf plötzlich Wseslaw von Kukenois in eigener Person beim Bischof in Riga ein, um mit ihm „„auf ewige Zeiten"" ein Friedens-

bündniß zu schließen und im folgenden Jahr sandte Albert seinerseits den alten Abt Diedrich, einen erfahrenen Unterhändler und genauen Kenner der baltischen Landesverhältnisse, nach Polozk hinauf, um auch mit Wladimir freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Aber schon die nächste Zukunft lehrte, mit welchen Leuten man sich hier eingelassen habe. Kaum war der Abt in Polozk angelangt und hatte sich seines hohen Auftrages entledigt, als er auch bald die Ueberzeugung gewann, daß er hier einen gar gefährlichen Boden betreten habe. Man ließ ihn ohne Antwort und *suchte auf alle Weise die Unterhandlung hinzuhalten.*"

Die Haltung der russischen Unterhändler wurde, je länger die Geduld der Deutschen dauerte, desto verdächtiger und dreister. Als aber schließlich Wladimir so weit ging, dem Bischof einen persönlichen Besuch auf russischem Boden zuzumuthen, den dieser als unsicher zu erkennen in der Lage war, da fuhr Albert den die verrätherische Einladung überbringenden Gesandten mit den stolzen Worten an (S. 73): „In der ganzen Welt bestehe es als guter Brauch und Sitte, daß die Gesandten sich selbst zu demjenigen verfügten, an den sie von ihrem Herrn abgeschickt seien. Noch nie habe ein Fürst, und sei er noch so demüthig und leutselig, es sich einfallen lassen, aus seiner Festung hinaus fremden Botschaftern entgegenzugehen. Sie möchten daher, wie es sich zieme, zu ihm nach Riga kommen, wo er für anständigen und ehrenvollen Empfang schon Sorge tragen wolle."

„In dem deutschen Bischof hatte sich also diesesmal die Russenschlauheit verrechnet und an der deutschen Tapferkeit sollte bald auch das ganze hinterlistige Unternehmen zu Grunde gehen."

Die *häufigen Reisen* Alberts nach Deutschland (S. 74 bis 75) benutzte sowohl Wladimir von Polozk als auch Wseslaw von Kokenois zu tückischen Ueberfällen. Doch wurde jener durch *Konrad von Meiendorf*, dem Albert die Feste Ykeskola zu Lehn gegeben hatte, dieser durch *Daniel von Bannerow* blutig zurückgewiesen; und als Albert, durch widrige Winde im Hafen von Dünamünde zurückgehalten, den Ernst der Lage noch rechtzeitig erfuhr, und den beiden heldenmüthigen Vorkämpfern genügende Mannschaft gegen Kokenois sandte, da fanden die Deutschen an der Stelle der russischen Burg (S. 76) „nichts als verödete Aschen- und Trümmerhaufen. Auf die erste Kunde von dem Nahen ihres Heeres hatte Wseslaw seine Burg den Flammen preisgegeben, und

war dann in's Innere von Rußland geflüchtet, um niemals wieder heimzukehren. Zwei Jahre später ließ Albert auf dem durch Verrath und Feigheit geschändeten Schloßberge eine stattliche Burg erbauen und übergab dieses neue „„Kokenhusen"" dem ritterlichen Rudolph von Jerichow, der soeben seinen friedlichen Stammessitz in den Elblanden aufgegeben hatte, um hier an der nordischen Düna unter Kämpfen und Gefahren sich eine neue Heimath zu gründen.

„So war der erste wichtige Vorposten im Russenlande gewonnen."

Noch galt es, auch den dritten russischen Fürsten, Wsewolod von Gerzike (heute Kreuzburg a. d. Düna) zu demüthigen, der von Anfang an jedes Bündniß mit Riga abgewiesen hatte. Gestützt auf das schon einige Jahre früher angelegte feste Schloß Selburg, konnte Albert unter seiner persönlichen Führung schon 1208 auch Gerzike einnehmen. Des Fürsten Familie und eine reiche Beute ward nach Riga hinabgebracht. Fürst Wsewolod selbst anfangs entflohen, traf doch bald darauf ebenfalls dort ein, um die Freiheit der Seinen und die Rückgabe seines Fürstenthums vom Bischof zu erbitten (S. 77). „Seine Worte fanden Gehör. Feierlichst mußte er den Eid leisten, fortan der Kirche der Mutter Gottes (s. o.) treu zu bleiben und erhielt dann nach deutscher Sitte unter der üblichen Vortragung dreier Fahnen seine Besitzungen als Lehn des rigischen Bisthums aus den Händen Alberts zurück."

Man sieht: die Aehnlichkeit zwischen dem niederdeutschen „Lavigerie" zu Anfang des dreizehnten, und dem französischen „Albert" zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist in der That frappant. Wer also klug und gewissenhaft genug ist, Art und Kunst der katholischen Kirche, statt nach dem Gerüchte oder nach fragwürdigen Berichten Unberufener, an den echten Quellen und in ihrer, in keinerlei freimaurernde Geheimnißkrämerei gehüllten Eigengestalt kennen zu lernen, der nimmt an dem Weiß und Roth der „Waffenbrüder" des Erzbischofs von heute sicherlich keinen Anstoß. Daß aber der Erfolg der letzteren seither demjenigen der „Schwertbrüder" des Bischofs von vor nahezu sieben Jahrhunderten nicht gleichkam, darf nicht befremden. Das Unternehmen des Cardinal-Erzbischofs hatte von Hause aus unter buntester Konkurrenz von fünf rivalisirenden Mächten zu leiden, deren manche, bei aller durch den Augenschein abgenöthigten Anerkennung der Leistungsfähigkeit und der Leistungen der katholischen Kirche in Sachen der Missions-

und Antisklaverei-Interessen in Afrika, doch mehr oder weniger von vorurtheilsvollem und eifersüchtigem Uebelwollen gegen dieselbe beseelt waren. Hinter Bischof Albert aber und seinen „Schwertbrüdern", als er gegen die beständig von Osten her die abendländische Christenheit mit mehr als afrikanischer Sklaverei bedrohende Macht vorzugehen christlich hochherzig unternahm, stand noch ungebrochen die kirchliche Einheit des ganzen deutschen Volkes, und jene noch größere internationale Solidarität der verschiedenen christlichen Völker Europas, welche durch die spätere Kirchentrennung erschüttert und durch eine Verstaatlichung und Nationalisirung dessen ersetzt wurde, was seinem Wesen nach über Nation und Staat erhaben ist.

Dazu kam ferner, daß, als Albert von Buxhöwden das Bisthum Livland übernahm, um zugleich, mit Hilfe seiner „Schwertbrüder", den Grund zu legen für jenes eigenartig gegliederte gesammtlivländische Gemeinwesen, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung offenbar noch lange nicht genug gewürdigt ist, er selbst in der Blüthe seiner Manneskraft stand, und daß ihm eine unbeneidete unverkümmerte, vielmehr von der moralischen Unterstützung der ganzen abendländischen Christenheit getragene Wirksamkeit von mehr denn einem Fünfteljahrhundert beschieden war.

Lavigerie dagegen war schon einem wenn auch rüstigen Greisenalter nahe, als er jenes große christlich-humanitäre Werk in Angriff nahm, das bestimmt war, mit Hilfe seiner „Waffenbrüder", den Kampf für Wahrheit, Freiheit und Recht, weit über die Grenzen seiner algierischen Erzdiöcese hinaus, ja bis in das Herz des dunkeln Erdtheils zu tragen. Kaum aber hatte er, so zu sagen, „mobilisirt", als er auch schon von seinem großartig angelegten, gegen die Zeitschablone so stark contrastirenden, originellen und doch der ewig jungen Kirche seit 700 Jahren — und mehr — geläufigen Werke abgerufen ward.

Dennoch dürfen wir hoffen, das Vorgehen Lavigerie's und das von ihm gegebene Beispiel der Gangbarkeit von Wegen, die für die übergroße Mehrzahl seiner Zeitgenossen längst mythisch geworden waren, werde nicht für alle Zeit verloren, mit ihm nicht auch sein Werk begraben sein. Unter veränderten Umständen, und wenn es ihm an ebenbürtiger Nachfolge nicht fehlt, kann es in ungeahnten Proportionen wieder aufleben. Warum denn auch sollte ein kirchlicher „Emin" und — trotz dem schmachvollen

Abhausen in Uganda — eine kirchliche „Aequatorial-Provinz" chimärisch sein?

Einstweilen aber mag es nicht unfruchtar erscheinen, den tieferen inneren Zusammenhängen nachzusinnen, welche uns zu Zeugen eines wahrlich wenig erhebenden Schauspiels machen.

Welches auch der Parteistandpunkt sei, den der Einzelne einnehme: gegen die „Brutalität der — geschichtlichen — Thatsache" kann er sich nicht verschließen, daß die große Katastrophe des 16. Jahrhunderts es gewesen ist, die dem dadurch tief zerrütteten deutschen Reiche die schimpfliche Stutzung seiner Schwingen, links (Elsaß-Lothringen) und rechts (Gesammt-Livland) „eingetragen" hat.

Nun ist zwar ein Theil des links abhanden Gekommenen seit 22 Jahren durch das Schwert wiedergewonnen worden. Wie weit aber man dort immer noch von einer s. g. moralischen Eroberung entfernt ist: auch nur annähernd vergleichbar derjenigen der eben erst durch das Schwert Karls des Großen bewältigten Niedersachsen, deren Raschheit und innerliche Dauerhaftigkeit wunderbar dasteht in der Geschichte, — das ist ja ein ebenso öffentliches wie schmerzliches und — für jeden, der Augen hat zu sehen — nur zu erklärliches „Geheimniß": ein wahres secret de polichinelle.

Nicht minder schmerzlich jedoch, nur noch leichter erklärlich, ist das Schauspiel, dem wir rechts beiwohnen.

Was Albert gegründet hatte vor 700 Jahren, bestand während der ersten Hälfte dieser langen Zeit; und trotz äußeren und inneren Schwierigkeiten konnte diese erste Hälfte mit dem glorreichen Siege des Herrmeisters Walter von Plettenberg über die Russen im Jahre 1502, des Siegers von Kokenois (1208) würdig, abschließen. Selbst den nur zu bald vom Doppelstamme abgetrennten Theilen, in die alsdann, nicht ohne Mitschuld desselben Plettenberg, die Schöpfung Alberts von Buxhöwden zerfiel, wohnten immer noch ererbte Kräfte der alten niedersächsischen, auch der christlichen Urkorporation congenialen „Heimregel" bei: stark genug, den doppelt, von außen wie von innen her, zersetzenden Einwirkungen der Fremdherrschaft während der zweiten Hälfte der langen Zeit wenigstens einigermaßen zu widerstehen.

Dann aber — nur zehn Jahre nach Errichtung dessen, was jetzt „Deutsches Reich" heißt, kam über jenes vor den östlichen Thoren desselben sich ausbreitende Colonialgebiet des alten

deutschen Reiches, und zumal über alles, was dort immer noch von dem Geiste der Schöpfung Alberts, besserer Zeiten harrend, übrig geblieben war, ein Umstoßen und Zertrümmern, ein Abtragen und Forträumen, ein Zuschütten und Ausebenen von solch vernichtender physischer Uebergewalt, wie sie nur eben erklärlich wird durch die andere „brutale Thatsache", daß zu den unentbehrlichen Fundamenten des neudeutschen Reiches die möglichste Gunst ebenderselben, sei es auch noch so beängstigend andringlich gewordenen Nachbarmacht gehört, welche jetzt mit aller Gemächlichkeit dabei ist, die letzten Reste der 700jährigen deutschen Pflanzung eines „Lavigerie" des 13. Jahrhunderts mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, da jeder Deutsche, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, einsehen wird, daß dieses Schauspiel des Endes 700jähriger deutscher Kulturarbeit die nothwendige Konsequenz einer Politik sei, welche von Olmütz (1850) und Karlsruhe (1853) nach — Varzin und „Friedrichsruhe" geführt hat.

In Olmütz mit allem, was drum und dran hängt, ward es politisches „Dogma", daß der große Hauptsünder an — „Deutschland" nicht Rußland sei, sondern — Oesterreich! Daraus mußte mit Nothwendigkeit eine Anschauungsweise erfließen, die in nur zu vielen pseudodeutschen Köpfen und Herzen zu der „Moral" sich verdichtete, zu „deutscher Gottesfurcht" gehöre eben auch, wenigstens implicite, die Russenfurcht.

Die Klöster in Frankreich
vor der großen Revolution
1766—1789.

Ein Stück französischen Culturkampfes aus dem vorigen Jahrhundert.

Von
Athanasius Zimmermann S. J.

Die Aufhebung zahlreicher Klöster lange vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution ist von manchen Geschichtschreibern entweder nur kurz berührt oder ganz übergangen worden; und doch ist die Geschichte der Aufhebung und der vielfachen Beschränkungen der großen Orden durch die Regierung wesentlich für eine richtige Würdigung der damaligen Lage. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man geltend macht, daß die Erhaltung des geistigen Orden und Genossenschaften höchst wahrscheinlich die große Revolution abgewendet und eine friedliche Lösung angebahnt hätte. Wir glauben den Dank unserer deutschen Leser zu verdienen, wenn wir im Anschluß an die trefflichen Artikel Gérin's in der Revue des Questions Historiques eine Skizze der Aufhebung der französischen Klöster geben. Folgende Tabelle bei Gérin (Revue 1875 II. 88—89) giebt die Zahl der Klöster und Ordensleute.

	Häuser	Professen	
	i. J. 1770	1770	1790
Benediktiner	691	6434	4311
Reguläre Kanoniker des hl. Augustin	403	3521	1439
Augustinermönche	336	2599	1765
Andere Mönche	140	1381	934
Franziskaner	1052	9820	6064
Andere Bettelmönche	344	2919	1723

Man ersieht aus dieser Tabelle, daß die Mitgliederzahl fast überall um ein Drittel oder noch mehr abgenommen hat. Unsere Darstellung wird zeigen, daß die königlichen Kommissäre sich bei Aufhebung der einzelnen Klöster als gelehrige Nachahmer der Reformatoren bewiesen. Ein Vergleich des Gebahrens der französi-

schen Visitatoren mit dem der englischen unter Heinrich VIII. ist sehr lehrreich. Eine detailirte Erzählung der Chicanen, Verläumdungen der Kommissäre findet man bei Prat (Esai historique des ordres religieux en France. Paris 1845) und in den Aufsätzen der Revue des Questions Historiques (Vol. XVIII p. 76—135, XIX, 449—512, XXI, 35—59), die Gérin zum Verfasser haben und aus den Akten selbst geschöpft sind.

I. Die Franziskaner, ihre Gegner und ihre Vertheidiger. Als im April 1762 von dem Parlamente 84 Kollegien der Gesellschaft Jesu aufgehoben und ein Jahr später alle Güter der Jesuiten für Staatseigenthum erklärt wurden, traten alle französischen Bischöfe mit Ausnahme eines einzigen für die Jesuiten ein und suchten den Orden für Frankreich zu erhalten. In Folge dessen trug die Regierung Bedenken dem Drängen der Jansenisten, Atheisten und anderer Feinde der Kirche nachzugeben. Wenige Jahre später waren es nicht nur die Feinde der Kirche, welche die Beschränkung der übrigen Orden forderten, sondern die Regierung selbst und viele Geistliche, ja Bischöfe, die sich in die königliche Kommission wählen ließen und alle Hebel in Bewegung setzten, um die Orden in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Gerade zu einer Zeit, wo Einmüthigkeit und brüderliches Zusammenwirken besonders noth gethan hätte, zeigte sich Uneinigkeit und Spaltung in der französischen Kirche. Statt das eigene Gewissen zu prüfen, statt die Mißbräuche im eigenen Hause abzustellen, glaubten manche Bischöfe und Priester ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie auf die in den Orden herrschenden Mißbräuche hinwiesen und Einziehung der Klöster und Beschränkungen bezüglich der Aufnahme von Novizen beantragten. Es war ein Unglück für Frankreich, daß manche Orden und Kongregationen zum Theil ohne ihre Schuld von ihrer idealen Höhe herabgesunken waren, daß der Jansenismus und der Geist der Unbotmäßigkeit bei einigen Orden und Congregationen große Fortschritte gemacht, daß Spaltungen und Zwistigkeiten unter den Ordensmitgliedern selbst herrschten, daß ärgerliche Vorfälle, die von Zeit zu Zeit in die Oeffentlichkeit drangen, der königlichen Kommission Anlaß zum Einschreiten boten.

Wäre es der Regierung um Wiederherstellung der alten Zucht, um Einschärfung und genaue Beobachtung der Regeln zu thun gewesen, so würde sie die Vorschläge der Gutgesinnten in den verschiedenen Orden angenommen und die Reformpartei durch ihr Ansehen

gestärkt, vor allem im Einvernehmen mit dem hl. Stuhle die Reform in Angriff genommen haben. Die Minister, schon seit der Regierung Ludwigs XIV. gewohnt, die Autorität des Papstes zu mißachten und selbständige Entscheidungen zu treffen, waren auch jetzt nicht gewillt um eine päpstliche Vollmacht einzukommen, sondern erließen am 23. und 24. Mai 1766 zwei Dekrete folgenden Inhaltes. Eine vom König ernannte Kommission ist befugt, alle Klöster zu visitieren, die Visitatoren sollen dem Könige einen Bericht einsenden. Vergebens machten einige Bischöfe geltend, die aus Bischöfen und Laien zusammengesetzte Kommission habe keine Jurisdiktionsgewalt über exemte Klöster, die Bischöfe selbst hätten nur Gewalt über ihre Diöcesanen. Die Regierung kehrte sich nicht an diese Vorstellungen und hielt es nicht der Mühe werth, die Erlaubniß des Papstes einzuholen. Man glaubte die Schwierigkeit durch die Ernennung weltlicher neben den geistlichen Kommissären umgangen zu haben.

Die Seele der Kommission war de Brienne, Erzbischof von Toulouse, der bitterste Feind der Orden. In der Kommission waren außer de Brienne noch vier Erzbischöfe und ein Bischof, ihnen waren vier Geistliche als Konsultoren beigeordnet. Weit entfernt, ihr Amt abzulehnen und in Uebereinstimmung mit einer Adresse der Bischöfe um Vollmachten in Rom nachzusuchen, unterdrückten die Kommissäre die Adresse und trafen Maßnahmen behufs der Visitation der Klöster.

Am 3. April 1767 erging die Verordnung an alle Oberen der Orden und Congregationen, ferner an alle Bischöfe, in aller Eile die Mittel vorzuschlagen, behufs Revision, Verbesserung oder nöthigenfalls Aenderung der bestehenden Regeln. Noch vor dem Zusammentreten der Abgeordneten der verschiedenen Orden wurde bestimmt, daß kein Jüngling vor dem 21., keine Jungfrau vor dem 18. Jahr die Gelübde ablegen könne; ferner dürfe kein Orden mehr als zwei Klöster in Paris und mehr als ein Kloster in irgend einer anderen Stadt haben. Diese dem Orden so nachtheiligen Bestimmungen riefen bei den Wohlgesinnten und den zunächst Betheiligten einen Sturm des Unwillens und zahlreiche Proteste hervor. Bei einer so absolutistischen Regierung, wie die der Bourbonen war, nahm man auf die öffentliche Meinung keine Rücksicht, dem Papste dagegen wollte man zeigen, daß man im eigenen Lande nach Willkür schalten und walten könne. Die Regierung ließ sich nicht so

sehr von Abneigung gegen die Person Clemens XIII. bestimmen, weil er in die Aufhebung des Jesuitenordens nicht willigen wollte, als durch Haß und Verachtung des hl. Stuhles: denn der nachgiebige Papst Clemens XIV. wurde mit demselben Uebermuthe behandelt. Im Jahre 1770 schrieb der päpstliche Staatssecretär an den Nuntius in Paris: Ich kann nicht begreifen, daß das französische Ministerium dem Papst keine Nachricht giebt über das Vorgehen gegen die Orden, und wäre es auch nur der Höflichkeit wegen. Soweit war es in Frankreich gekommen, daß man dem Papste gegenüber die gewöhnlichen Regeln der Höflichkeit verletzte, daß Bischöfe, die natürlichen Vertheidiger des päpstlichen Stuhles, den Laien mit schlechtem Beispiel vorangingen.

Billigkeit und Gerechtigkeit konnten die Orden von den in der Kommission sitzenden Bischöfen und Laien nicht erwarten. Die Kommissäre beabsichtigten nichts weniger als eine Reformation der Klöster und der im Laufe der Zeit eingeschlichenen Mißbräuche; die Reformation diente nur als Vorwand; was man eigentlich beabsichtigte, war Verminderung der Zahl der Ordensleute und Einziehung eines Theils ihrer Güter, Beschwichtigung der Jansenisten und Ungläubigen, welche die Verarmung des Landes und die zahlreichen socialen Uebel, an denen Frankreich krankte, den religiösen Orden in die Schuhe schoben. Wie im Zeitalter der Reformation die Mönche zum allgemeinen Sündenbock gemacht wurden, so geschah es auch jetzt. Kein Orden war so zahlreich, keiner hatte größeres Ansehen beim Volk als der weitverzweigte Franziskanerorden. Die eigentlichen Franziskaner (Cordeliers) besaßen 345 Klöster und 2395 Mitglieder, die Piepus 61 Convente und 494 Mitglieder, die Kapuziner 423 Convente, 4397 Mitglieder, die Recollekten 223 Convente und 2534 Mitglieder, zusammen 1052 Convente und 9820 Mitglieder. Die Minoriten der strengen Observanz waren weit zahlreicher als die Conventualen, welche nur 320 Professen hatten, während die Zahl der Professen der Observanten 2300 betrug. Manche Convente der Franziskaner waren klein und zählten nur 3—5 Professen, einmal weil die Städtchen, in denen die Convente lagen, eine größere Zahl kaum hätten unterhalten können, dann weil infolge der schlechten Zeiten die Berufe zum Ordensstande nicht mehr so häufig als früher waren. Die Kommissäre setzten sich in den Kopf, alle die kleinen Convente müßten abgeschafft werden, weil die Ordenszucht und die Vorschriften der Regel daselbst unaus-

führbar seien, und erließen eine Verordnung, der zufolge alle Conventе und Klöster, die nicht neun oder nach Maßgabe 15 Professen enthielten, aufgelöst werden sollten. In Städten, wo man eine größere Zahl von Franziskanern gerne gesehen hätte, war diese Maßnahme willkommen. Tieferblickende erkannten jedoch sofort, daß man es auf Untergrabung des Einflusses der Orden abgesehen habe. Eigensüchtige Bischöfe und Priester, welche vielleicht schon lange lüsterne Blicke auf den Klostergarten geworfen, oder die zu ihrem Verdruß hatten sehen müssen, wie die Pfarrkinder den Gottesdienst, die Predigt in dem Convente, dem in der Pfarrkirche vorzogen, dachten vielmehr an den eigenen Vortheil, als an das allgemeine Beste und waren sogleich zur Erklärung bereit, die Franziskaner seien für ihre Pfarreien nicht nothwendig, während sie sich von ganz anderen Gründen leiten ließen. Leider waren es gerade Bischöfe und höhere Würdenträger, welche sich durch Gewinnsucht bestimmen ließen. Ludwig de Grimaldii, Bischof von Mans, beantragte durch seinen Generalvicar die Aufhebung des Conventes seines Bischofssitzes, weil er den Garten und die Gebäude der Franziskaner mit dem bischöflichen Parke vereinigen wollte. Der Widerstand der Bürger vereitelte jedoch seine Absicht. Der Bischof von Frejus ist gern bereit, drei Conventе der Franziskaner zu opfern, besonders den Convent in Dragnignan, weil er denselben als Pfarrhaus verwenden will, das in dem Städtchen nicht vorhanden ist. Der Bischof von Agen giebt seine Zustimmung zur Aufhebung des Conventes, nicht weil er gegründete Klagen hat, sondern weil der Convent sich trefflich für ein bischöfliches Knabenseminar eignen würde. Der Bischof von Limoges billigte die Auflösung des Conventes in St. Projeet, denn das Land ist so verlassen, die Ordensleute wären in Gefahr, ermordet zu werden, wenn ihre Armuth ihnen nicht als Schutz diente

Die Frage, welche die Kommissäre an die Bischöfe und Weltgeistlichkeit zu stellen pflegten: sind die Orden nützlich, sind sie nothwendig? war sehr verfänglich, traf auch mit nichten den Kern der Sache. Die Frage hätte lauten müssen: beobachten die Ordensleute ihre Regel, geben sie ein gutes Beispiel, liegen Klagen gegen dieselben vor, haben die Ordensleute den Weltpriestern Anlaß zu Klagen gegeben, in welcher Weise können die geistlichen Dienstleistungen der Orden fruchtbar gemacht werden? Genaue Untersuchung würde in vielen Fällen zu Gunsten der Orden und Ungunsten der Kläger ausgefallen sein.

Es ist bekannt, welch wohlthätigen Einfluß die Franziskaner von jeher auf die niedere und mittlere Klasse auf dem Lande und in kleineren Städten geübt haben. Die Pfarrer fanden an den Franziskanern immer bereite, tüchtige Gehilfen, welche ihnen einen Theil der schweren Last abnahmen. Das Volk umlagerte ihre Richterstühle, drängte sich zu ihren Predigten, erblickte in ihnen nicht einfach den Priester, sondern den väterlichen Freund und Berather. Die Unterdrückung der kleinen Convente auf dem Lande und in den Städtchen war vielfach eine wahre Calamität. Ein enges Band gegenseitiger Liebe und Freundschaft hatte die Ordenspriester und die Angehörigen verschiedener Familien umschlungen; sich von den alten Freunden der Familie getrennt zu sehen, die Patres zu verlieren, deren Gegenwart so tröstlich gewesen, war ein unbeschreiblicher Schmerz für viele. Die Liebe, welche die Einzelnen gegen einige wohlbekannte Patres hegten, wurde, wie es zu geschehen pflegt, auf den ganzen Orden übertragen, besonders wenn Mitglieder der Familie in den Orden eingetreten waren. Die Versetzung besonders populärer Patres hatte deswegen nur selten eine Entfremdung der alten Freunde vom Orden zur Folge, denn man gewann bald den neu angekommenen Pater so lieb als den, der abberufen war. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bischöfe, welche in der königlichen Kommission saßen, manche Bürger und Bauern der Kirche entfremdeten; daß letztere die Vertreibung der Franziskaner nicht den einzelnen Bischöfen, sondern der ganzen Kirche zur Last legten und sich von ihrem Unwillen über die schlechte Behandlung der Franziskaner zum Anschluß an die Revolution verleiten ließen.

Auf eine Prüfung der von der Kommission gegen die einzelnen Klöster und Individuen erhobenen Klagen können wir uns schon darum nicht einlassen, weil der persönliche Charakter der Ankläger wenig Vertrauen erweckt; dann weil die Angeklagten nie gehört wurden. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß die Kommissäre nur sehr wenige eines schlechten Lebenswandels, der Lauigkeit und Vernachlässigung der Regel bezichtigten und gerade Handlungen als besonders tadelnswürdig bezeichnen, welche vom Standpunkt der Franziskaner lobenswerth waren. Die Reform eines Ordens, wie die eines kirchlichen Organismus muß von innen heraus kommen, muß von den Ordensgliedern ausgehen; eine den Orden von einer staatlichen Kommission aufgedrängte Reform wird nie und nimmer

lebenskräftig, zerstört, wo sie aufbauen will. Dieses geschah auch in Frankreich. Die Kapitel waren nicht frei und konnten keine Reformen einführen, die Kommissäre benützten ihren Einfluß und ihre Macht, um den Bettelmönchen weniger Würdige als Obere aufzudrängen und die Guten, welche sich nicht als gefügige Werkzeuge gebrauchen ließen, zu verdrängen. Die Conventualen besaßen nur 48 Klöster mit 320 Professen. Auch betreffs ihrer waren die Bischöfe verschiedener Ansicht. Die einen waren voll des Lobes und glaubten, sie könnten der Dienste dieser Ordensleute nicht entbehren, die anderen wollten dieselben nur in den größeren Städten beibehalten wissen, wieder andere wünschten größere Eintracht unter den Brüdern und Abstellung einiger Mißbräuche; schwere Fehler konnten auch die ihnen abgeneigten Bischöfe den Conventualen nicht vorwerfen. Pourfel, der Provinzial und Generalkommissär des Ordens, kann mit Recht sagen: Die vierzehn Häuser unserer Provinz (es gab drei Provinzen) scheinen mir alle nützlich zu sein und es wäre für mich schwer, die Häuser zu bezeichnen, welche für den Dienst in den Pfarreien, in den Hospitälern, für die Erziehung der Jugend, die Verwaltung der Sakramente, die Predigt, die Unterstützung der Armen, die öffentliche Erbauung nicht nützlich, ja nothwendig wären. Die Gegenwart unserer Brüder ist besonders in den südlichen Provinzen sehr nöthig, wo die Häresie, obgleich durch die Obrigkeiten niedergehalten, frech und keck ihre Stirne zu erheben wagt, wo der Unglaube und Libertinismus immer mehr überhand nehmen; wo gleichwohl die Ernte reich, die Zahl der Arbeiter geringe ist. Es ist richtig, in einigen unserer Häuser ist die Zahl der Religiosen gering, gleichwohl wird die Regel strenge beobachtet . . . die Uebel unserer Zeit, pestartige Krankheiten, Religionskriege sind die Ursache; manche sind als Opfer ihres Eifers gestorben, andere wurden der Wuth der Häretiker preisgegeben; ihre Klöster wurden eingeäschert, die Bewohner vertrieben; nur langsam kann sich der Orden von all den Unglücksschlägen, die ihn getroffen haben, erholen.

Wie dieser Provinzial, so dachten auch die übrigen Ordensleute. Hätten sie die günstige Gelegenheit wahrgenommen, einen gemeinsamen Protest eingereicht, an die öffentliche Meinung appelliert, es wäre vielleicht gelungen, die kleineren Klöster zu erhalten. Leider ließen sie sich von den Kommissären zur Nachgiebigkeit bereden. Diese suchten nach dem Grundsatz „divide et impera“ unter den Franziskanern Uneinigkeit zu stiften und durch Chicanen und

Plackereien jeder Art den Gutgesinnten das Leben zu verleiden. Der Plan, die Conventualen und Observanten zu vereinen, die Regel zu reformieren, die verschiedenen Provinzen von neuem abzugrenzen, hatte keinen andern Zweck als Unzufriedenheit hervorzurufen. Noch schlimmer waren die Eingriffe in die Regierung des Ordens, das Verbot, die alten Provinziale wieder zu wählen. Alle Gegenvorstellungen, welche auf die verderblichen Folgen hinwiesen, blieben fruchtlos. Die Kommission berief sich auf die Befehle des Königs und verlangte unbedingten Gehorsam. Die kühneren Ordensbrüder wurden von allen einflußreichen Stellen entfernt und durch gefügigere Männer ersetzt. Trotzdem klagte de Brienne, daß kein Orden durch seine Hartnäckigkeit und Ungelehrigkeit ihm so viele Schwierigkeiten bereitet habe als die Franziskaner. Man versuchte durch den Papst Clemens XIV. Druck auf die Widerspenstigen zu üben, dann durch den Ordensgeneral. Der Papst verlangte, daß Deputierte des Ordens in Rom erscheinen sollten, und bemühte sich den General zu Konzessionen zu vermögen. Dieser drückte sich in dem von ihm erlassenen Cirkular sehr vorsichtig aus und ließ durchblicken, daß er nicht frei sei. Die Franziskaner Frankreichs machten dem General, der die Aufhebung einiger Klöster forderte, Vorstellungen; sie hatten das Volk auf ihrer Seite, ebenso manche Bischöfe und Weltpriester. Die Regierung suchte sich aus der Klemme zu helfen durch Bestellung von verkommenen Subjekten als Obere.

Die Tertiarier des Franziskanerordens, nach dem in der Nähe der Stadt Paris gelegenen Dorfe Picpus genannt, hatten bis dahin segensreich gewirkt und waren sehr beliebt. In dem Hauptconvente Picpus befanden sich 60 Religiosen. Auch sie haben zu viele Häuser, auch sie müssen sich nach der Ansicht der Kommission konzentrieren und die kleineren Häuser verlassen. Um den Widerstand zu brechen, wird die Berufung eines Generalkapitels verboten, müssen Abgeordnete, die von den einzelnen Häusern gewählt werden, vor der Kommission erscheinen, denn man hofft, mit ihnen leichter fertig zu werden als mit dem Kapitel. Abbé Couzié, der im Auftrage de Briennes die Deputierten bearbeitet und zum Nachgeben bewogen hat, wird zur Belohnung für seine Dienstleistungen zum Bischofe von St. Omer ernannt. Im Jahre 1790 war die Zahl dieser Ordensleute von 494 auf etwa 300 herabgesunken.

Die Kapuziner hatten sich von jeher der besonderen Gunst

Digitized by Google

der Regierung und des Volkes erfreut. Wohl in keinem Lande hat der Orden in demselben Maße geblüht und so viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Sie hatten den alten Geist treu bewahrt. In 16 Provinzen befanden sich 425 Conventе mit 4397 Professen. Sie besaßen keine Reichthümer, sie lebten von Almosen; aber weil sie die Jansenisten eifrig bekämpften, weil sie sich durch ihren Seeleneifer hervorthaten, deswegen suchte man ihre Wirksamkeit zu beschränken. Gerade diejenigen Klassen, welche durch ihre Trägheit und Ausschweifung allgemeines Aergerniß gaben, hatten für die eifrigen Kapuziner kein anderes Beiwort als Faulenzer, Bettler, die man ausrotten oder vermindern müsse. Da man keine Mißbräuche, keine Abweichungen von der ursprünglichen Regel entdecken konnte, machte man sich an einige überspannte Köpfe, an Untergebene, die sich mit den Oberen überworfen hatten, und zog bei ihnen Informationen ein. Diese Informationen sind werthlos, weil die Angeklagten nicht verhört worden sind, weil man gerade von denen Informationen begehrte, welche voreingenommen waren. Auffallend ist, daß die Kommission nichts von Klagen der Bischöfe, der Pfarrer und des Volkes zu berichten weiß; ein besserer Beweis für die Vortrefflichkeit des Ordens läßt sich kaum auffinden.

Auch die von der Kommission an den General des Ordens gerichtete Denkschrift vom Jahre 1770 kann nicht von irgend welchem Belang sein. Sie verlangt Bestellung besserer Professoren, sorgfältigere Vorbereitung für das geistliche Amt, sie macht Vorschläge betreffs der Wahl der Obern, die jedoch mehr oder minder unpraktisch sind. Die Kapuziner hoben in ihrer Antwort hervor, schon das Dekret vom Jahre 1768, welches für die Professablegung das 21. Jahr verlange, habe viele vom Berufe zum Ordensstande zurückgeschreckt. 250 Professen seien in der Zwischenzeit gestorben, an ihre Stelle seien nur 20 neue Professen eingetreten. Wenn es so fortginge, könnten sie keine Ordensleute in die auswärtigen Missionen schicken, müßten sich von den Spitälern zurückziehen, könnten sie der ihnen gestellten Aufgabe in keiner Weise genügen. Die große Lücke, welche die Aufhebung des Jesuitenordens gelassen hatte, war noch nicht ausgefüllt durch die übrigen Orden, und jetzt suchte man ihre Zahl zu vermindern. Das Umsichgreifen der religiösen Gleichgültigkeit und des Unglaubens erklärt sich somit ganz leicht. Die Kommission hob nur 22 Häuser auf, weil sie die Bischöfe und das Volk nicht reizen wollte. Was die Kapuziner

vorausgesagt, erfüllte sich, es fanden sich wenig Novizen und innerhalb 20 Jahre hatte die Zahl um mehr als ein Drittel abgenommen.

Die Recollecten waren nicht weniger geachtet und geehrt als die Kapuziner. Sie waren besonders bei der Armee sehr populär und führten ein so erbauliches Leben, daß Geistliche und weltliche Obrigkeiten sich für dieselben bei der Kommission verwendeten. Die Zahl der Profeffen belief sich 1770 auf 2534, die der Häuser auf 223. Selbst de Brienne meint, man könne füglich nur wenige Klöster aufheben, denn fast alle seien nothwendig oder nützlich. Die Bestimmungen der Kommissäre mit Rücksicht auf die Gelübde, die Aufhebung einzelner Klöster that auch hier ihre Wirkung. Es meldeten sich keine Novizen mehr, die Almosen flossen nicht mehr so reichlich wie früher; das Volk sah, wie ein Kloster nach dem andern unterdrückt wurde, ergab sich in das Unvermeidliche und zeigte nicht mehr dieselbe Theilnahme wie früher. Die Regierung gab vor, den Ordensleuten einen großen Dienst zu erweisen, wenn sie ihnen erlaubte, die Gebäude und Liegenschaften, zu verkaufen, und wenn sie einigen von ihnen eine Pension gab. Die Bischöfe mußten zu ihrem großen Schmerze sehen, daß die Zahl der Franziskaner zusehends abnahm, daß dieselben ihre Wirksamkeit beschränken mußten, daß die Zahl der Weltgeistlichen ganz ungenügend war für die vielen Aufgaben, die ihnen zufielen.

Die Feinde der Kirche pflegen von jeher alle Uebelstände und Mißbräuche auf die entarteten ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr entsprechenden Orden zurückzuführen, und die Vermehrung des Weltklerus als das geeignetste Heilmittel zu befürworten. Sie wissen recht gut, daß der Weltklerus die Lücken, welche die Orden gelassen, nicht auf einmal ausfüllen könnten, daß in Folge der Beschränkung der Orden die Massen der Kirche entfremdet würden. Leider waren nicht nur Laien, sondern auch Geistliche kurzsichtig genug in die Falle zu gehen und die Verdrängung der Ordensleute gut zu heißen. Die Zahl der Geistlichen in Frankreich, das konnte jeder sehen, war nicht zu groß, für alle fand sich ein Wirkungskreis, sofern sie arbeiten wollten. Wenn man wirklich die Zahl des Klerus beschränken wollte, mußte man bei den Inhabern von Pfründen anfangen, welche ihre reichen Einkünfte in Paris verzehrten, nicht bei den armen Franziskanern, welche mit dem Volke

seine Armuth theilten. Beim höheren Klerus that die Reform noth, nicht bei den armen Ordensleuten; die Mitglieder der Kommission hätten sich zuerst reformieren sollen, bevor sie die Reform der Orden unternahmen. Es charakterisiert die Kopflosigkeit und den Unverstand der französischen Regierung, daß sie einen de Brienne und andere in die Kommission wählte, daß sie die besten und geachtetsten ihrer Priester durch die Kommission beschimpfen und verhöhnen ließ und nicht bedachte, daß das Volk das schlechte Beispiel nachahmen und den Pfarrern die gebührende Ehrfurcht versagen werde. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens waren in den Städten die marianischen Congregationen eingegangen, oder wenigstens nicht mehr so blühend wie früher; die Franziskaner hätten die Lücke nach und nach ausfüllen können, aber auch sie wurden den Jansenisten und Freidenkern geopfert. Die schwarze dunkle Nacht des Unglaubens war im Anzug, man beeilte sich, die Lichter des Heiligthumes auszulöschen, die Führer des Volkes hinwegzutreiben. Die Katastrophe kam nur zu bald und mit ihr die Verblendung und der Wahnsinn der Massen.

II. Die Benediktiner, ihr Verhältniß zur Regierung und zum Volke. Die Benediktiner, der älteste und reichste Orden Frankreichs, hatte gerade in Frankreich den ursprünglichen Geist weit besser bewahrt als in anderen Ländern. Die zahlreichen Congregationen, welche sich vom alten Stamme abzweigten und die geistige Erneuerung sich zum Ziel setzten, hatten eine Versumpfung unmöglich gemacht. Die älteren und jüngeren Zweige des Ordens bemühten sich in edlem Wetteifer, die civilisatorische Aufgabe ihrer Orden, jeder in seiner Weise zu erfüllen. Während die Mauriner, welche sich so große Verdienste um die Patristik und die christliche Alterthumskunde erworben haben, mit Vorliebe die Wissenschaft pflegten, haben die Trappisten durch die überaus strenge Durchführung der alten Regel den Bußgeist geweckt und mächtigen Einfluß auf die Gemüther geübt. Die Gastfreundschaft, die Sorge für die Armen zeichnete auch die französischen Benediktiner aus. Die Regierung hätte sehr weise daran gethan, den Aebten und Prioren der reicheren Klöster die Verfügung über die Mittel der Klöster zu überlassen. Leider widerstanden die Regierung und die Großen des Landes nicht immer der Versuchung, sich einen Theil der Einkünfte der reichen Klöster anzueignen, die Mönche zur Zahlung von Jahresgeldern und anderen Leistungen zu zwingen. Der Ueberschuß,

der sonst für gemeinnützige Zwecke verwendet worden wäre, floß somit in die Tasche weltlicher Beamten, nachgeborener Söhne der großen Häuser oder geistlicher Würdenträger, die in der Hauptstadt lebten. Eine noch so drückende Besteuerung war erträglich, verglichen mit der seit Ludwig XIV. so allgemeinen Unsitte, Titularäbte zu ernennen, Laien oder Weltgeistlichen alle die Rechte der Aebte zu verleihen, ohne dieselben zur Haltung der Ordensregel zu verbinden. Hätten diese Aebte sich mit dem Löwenantheil an den Einkünften der Klöster begnügt, hätten sie dafür Sorge getragen, daß ihre Stellvertreter über die Beobachtung der Regel wachten, hätten sie die ihnen unterstehenden Obern unterstützt, so würden sie den Klöstern verhältnißmäßig wenig geschadet haben. Leider ließen sich manche dieser Aebte durch ihre Launen oder andere unedle Motive bestimmen Unwürdige zu Obern zu bestellen, welche kein höheres Ziel kannten, als ihren Gönnern zu gefallen. Wollte die Regierung den Benediktinerorden reformieren, so mußte sie die Axt an die Wurzel legen und alle Commenden einfachhin abschaffen, den weltlichen Aebten die Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Klöster untersagen. Wo die Klöster oder Congregationen einen Generalobern hatten, wo ein Generalkapitel bestand, mußte man das Ansehen des Generalobern oder des Kapitels stärken und demselben in Durchführung von Reformen behilflich sein. Aber eine Kräftigung und geistige Erneuerung der Ordens lag keineswegs in der Absicht der Kommission; sie schlug daher den entgegengesetzten Weg ein und suchte die Autorität der Obern wo möglich zu schwächen und alle Mißbräuche, welche mit dem Commende- und Pensionswesen verbunden waren, aufrecht zu erhalten.

Es war ein schreiendes Unrecht, das man an dem Kloster und der Nachbarschaft beging, daß Kardinal Choiseul aus dem Kloster Saint-Bertin eine jährliche Pension von 70,000 Franken, gewisse Schmarotzer am Hofe jährlich 20,000 Franken bezogen. Die Abtei Saint-Vaast in Flandern fiel dem ebenso sittenlosen als verschwenderischen Kardinal Rohan zu, der dieselbe aufs gewissenloseste aussaugte. Sein unmittelbarer Vorgänger war einer der eifrigsten Aebte gewesen, unter dem das Kloster eine hohe Blüthe erreicht hatte. Das Kloster Saint-Amand mußte dem Kardinal von York eine jährliche Pension von 80,000 Franken zahlen. Sehr oft waren diese Herren mit den von der Regierung ihnen zugewiesenen Einkünften nicht zufrieden und suchten, durch

Drohungen, Chicanen und Anstrengung von Prozessen die Mönche ihrer Antheile an den Einkünften zu berauben. Wir erwähnen hier nur den Generalvikar der Diöcese Amiens d'Ingnimbert, der sehr häufig mit dem Kloster Moreuil prozessirte und jedesmal den Kürzeren gezogen hatte. Aus Rache und weil er wohl wußte, daß seine Einkünfte als Abt nicht geschmälert werden würden, drang er in die Kommission, das Kloster aufzuheben. Die Bevölkerung und vor allem die Herzogin von Elbeuf nahm sich der Bedrängten an. Selbst die Kommission sah sich genöthigt, das Betragen des Generalvikars zu tadeln. De Brienne berichtete unterm 3. Mai 1779: „Das Kloster Moreuil steht unter bischöflicher Jurisdiktion. Es zählt nur vier Religiosen. Seit 1773 erhielt es einen Freibrief durch Vermittlung des verstorbenen Bischofs von Amiens, wornach die Normalzahl auf 6 fixirt ist. Da das Einkommen der Mönche nur für drei ausreicht, hat die Herzogin von Elbeuf bisher das Defizit gedeckt. Der Titularabt des Klosters, Abbé d'Ingnimbert, ist einer der leidenschaftlichsten Gegner, welche die Aufhebung des Klosters verlangt haben. Seit dem Erlasse des Freibriefes nimmt er Religiosen, welche aus ihren Klöstern entflohen sind, im Kloster auf und beschützt sie; er macht das Kloster zu einer Zufluchtsstätte aller schlechten Subjekte. Die Herzogin von Elbeuf sucht nach Mitteln und Wegen, um die Intrignen des Abbé zu vereiteln." Die Kommission scheint keinen großen Eifer gezeigt zu haben, denn noch später beklagt sich der Prior von Moreuil, das Haus sei eine Zufluchtsstätte der Apostaten, welche die Ordensbrüder belästigen und den Jüngeren, welche gern in den Orden eintreten würden, Aergerniß gäben. Der Prior hatte in Erfahrung gebracht, daß der Titularabt mit dem Plane umging, seine Würde an einen Apostaten zu übertragen, der besser im Stande sei, die Mönche zu plagen. Dieser Abbé ist einer aus den vielen, welche die Klöster geflissentlich zu Grunde richten wollten, und denen es nur zu wohl gelang, denn nicht alle Klöster hatten so mächtige Beschützer, als das Kloster Moreuil, nicht alle Mönche waren so einig und so fehlerfrei. Man wurde nie müde zu behaupten, das Sittenverderbniß in den Klöstern führe sich auf ihre Privilegien, ihre Unabhängigkeit von den Bischöfen der Diöcese zurück. Der Bericht der königlichen Kommission, der in diesem Punkte wohl Glauben verdient, stimmt nicht zu dieser Annahme. Gerade die exempten Klöster, welche direkt unter Generaloberen des Ordens standen,

und vom Oberen selbst oder seinen Stellvertretern visitirt wurden, zeichneten sich aus durch Regularität und Eifer, genossen das allgemeine Ansehen. In Rom hatte man gegen das Commende- und Pensionswesen protestirt und Abstellung der Mißbräuche verlangt; die Bischöfe der Diöcesen waren so weit entfernt den Papst zu unterstützen, daß sie ihre an sich schon hohen Einkünfte durch den Besitz von Commenden erhöhten und den höher stehenden Geistlichen Commenden übertrugen. Da die geistlichen Oberhirten beständig bei der Regierung für sich oder für ihre Freunde bettelten, konnten sie es nicht wagen, den Uebergriffen der Regierung, welche über Kirchengut wie über weltliche Lehen verfügte, Widerstand entgegenzusetzen. Keine Kirche war damals unabhängiger von Rom als die gallikanische, und trotzdem wurde diese Kirche von Jahr zu Jahr schwächer und ohnmächtiger dem Atheismus und Jansenismus gegenüber.*)

Die Cluniacenser, ein altberühmter, um die Kirche sehr verdienter Orden, hatten seit der Regierung Ludwigs XIV. unter dem Commendewesen schwer gelitten. Der Titularabt der Hauptabtei, somit der geistliche Obere des ganzen Ordens, war Dominik Rochefoucauld, Erzbischof von Rouen. Rochefoucauld war ein wohlmeinender, rechtschaffener Mann, der sich bemühte, seine Pflichten zu erfüllen; aber der schweren Aufgabe, eine so große Diöcese zu verwalten und den Orden, dem er vorstand, zu regieren, war er nicht gewachsen. Aus Rücksicht auf seine hohe Würde und seinen ehrenwerthen Charakter schickte de Brienne keinen königlichen Kommissar zu den Cluniacensern behufs Ausführung der Verordnung vom Jahre 1768, wohl aber betraute er den Erzbischof mit dieser Aufgabe. Große Mißbräuche waren nicht abzustellen, die Mönche hatten kein Aergerniß gegeben, im Gegentheil sich zahlreiche Freunde erworben durch ihre Mildthätigkeit und ihren Seeleneifer. Die Hauptfeinde dieser guten Mönche waren Stadträthe, welche ihr

*) Es ist charakteristisch für die Sachkenntniß und Unparteilichkeit Döllingers, daß er das Papstthum verantwortlich macht für den Ausbruch und die schlimmen Folgen der französischen Revolution; daß er alle Bemühungen des hl. Stuhles behufs einer Reform der Kirche einfach ignorirt. Döllinger ist so sehr von der fixen Idee beherrscht, daß alles Uebel von den Päpsten kommt, daß er sich durch die Thatsachen in seinem Urtheil nicht beirren läßt. Der Dogmatismus, den er seinen Gegnern vorwirft, ist bei ihm auf die Spitze getrieben.

Kloster gerne gehabt hätten, Pfarrer, welchen es unerträglich schien, daß die Mönche reiche Einkünfte hatten und reichliche Almosen unter die Armen vertheilten. Canal, Pfarrer von Mezin, klagt den Kommissären sein Leid: es sei ihm jedesmal ein Stich ins Herz, wenn er, der so gerne Almosen gäbe, aber keine Mittel habe, sehe, wie diese faulen Cluniacenser so reiche Almosen geben könnten. Dieser schelsüchtige Abbé war wohl nicht der einzige, der in Ordensleuten nur die schwarzen Flecken beobachten konnte, und entrüstet ist, wenn nicht alles durch ihn geschieht. Die Urtheile dieser Leute über die Orden sind werthlos und verdienen keine Widerlegung.

Die Cluniacenser wurden im Großen und Ganzen glimpflich behandelt; nur neun Klöster wurden aufgehoben, die Aufnahme von Novizen wurde erst 1788 untersagt. Aber das allgemeine Vertrauen wurde nicht wieder hergestellt, das Volk fühlte es instinktmäßig heraus, daß die Regierung nicht ruhen werde, bis alle Klöster aufgehoben würden. Bei dieser Ungewißheit und allgemeinen Unsicherheit dachten nur wenige daran in Klöster einzutreten, aus denen sie voraussichtlich bald vertrieben würden. Auffallen muß es, daß die Bischöfe, welche in der Regel die Titularäbte waren, in den der Kommission vorgelegten Dokumenten Fehler und Mißbräuche rügten, deren Beseitigung in ihrer Gewalt lag.

Die Cisterzienser waren unter den zahlreichen Abzweigungen des Benediktinerordens den übrigen an Zahl und Einfluß überlegen; sie zählten noch im Jahre 1770 in 225 Klöstern 1873 Professen. De Brienne, der Berichterstatter der Kommission, stellt dem Orden, ohne es zu wollen, ein günstiges Zeugniß aus. „Diese Angelegenheit, sagt er, ist eine der schwierigsten, einmal wegen der Bedeutung des Ordens, dann wegen der Tragweite unserer Handlungen und wegen der politischen Principien, wegen der Halsstarrigkeit des Abtes von Clairvaux und der zahlreichen Protektionen, deren der Orden sich erfreut. Nicht die Sache verursacht die Schwierigkeit, sondern die Leute.“ Man fürchtet, die Cisterzienser außerhalb Frankreichs würden sich von den französischen Cisterzienser trennen. Die Kommission hätte deren Klöster schon aus staatswirthschaftlichen Gründen schonen müssen, wie eine Denkschrift der Cisterzienser sehr richtig hervorhebt. Die Cisterzienser, heißt es daselbst, haben die Welt verlassen ihres bösen Beispiels wegen, nicht weil sie das Joch socialer Pflichten abschütteln wollten.

Sie sind dessen immer eingedenk gewesen. Obwohl sie für die Welt verloren scheinen, so ist es doch eine Thatsache, wo immer es Ansiedlungen von Mönchen giebt, da gewinnt der Staat neue Unterthanen, da wächst die Bevölkerung. Andere Großgrundbesitzer, so wird in der Denkschrift weiter ausgeführt, beschränken sich darauf, den Werth ihrer Güter zu erhalten, die Mönche dagegen suchen den Werth der Güter durch Verbesserungen aller Art zu erhöhen. Statt sie ihres Eigenthumes zu berauben, sollte man ihre Verdienste um die Landwirthschaft anerkennen und ihnen größere Freiheit gewähren. Gerade das wollte man nicht.

Die Cisterzienser waren nicht blos die besten Landwirthe, die besten Viehzüchter, sie waren auch gemäß ihrer Regel die besonderen Beschützer und Freunde aller Armen und Nothleidenden und übten die Pflichten der Gastfreundschaft. Wir geben einige Details aus der Denkschrift des Abts von Lieu Croissant oder Trois Rois. Die Abtei liegt im Mittelpunkte von sechs Dörfern, von denen keines mehr als dreiviertel Meilen entfernt ist, in der Nachbarschaft findet sich kein wohlhabender Grundbesitzer, der Almosen geben könnte. Als vor einigen Jahren eine epidemische Krankheit in der Gegend ausbrach, erhielten die Kranken nicht nur die nöthige Medicin, sondern auch Suppe, die freigebig ausgetheilt wurde. Die Mönche öffneten ihre Scheunen und gaben den Armen Getreide und Saatkorn. Die Noth war so groß gewesen, daß die Mönche sich gezwungen sahen, gleich nach der Ernte dreschen zu lassen, weil sie alle in den Scheunen aufgespeicherten Vorräthe weggegeben hatten. Infolge ihrer Sparsamkeit und Umsicht können die Mönche für die Landleute zehnmal mehr thun als ein Großgrundbesitzer mit denselben Einkünften. Das Kloster liegt an der Heerstraße nach dem Elsaß, Officiere und Soldaten finden in demselben Nahrung und Unterkunft. Die sechs Dörfer, welche um das Kloster herum lagen, bildeten nur eine Pfarrei und hatten nur einen Pfarrer, die meisten waren auf die Kirche und die geistliche Hilfe der Mönche angewiesen. Bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung hätte man die Zahl der Pfarreien vermehren müssen, statt dessen hob man die Klöster auf, welche die fehlenden Pfarreien ersetzt hatten. Die Leiter der französischen Kirche sind dem Kriegsherrn zu vergleichen, der gerade in dem Zeitpunkt abrüstet und die Armee vermindert, in dem ein höchst furchtbarer Krieg auszubrechen droht.

Der Kommission gelang es zwar nicht, irgend ein Kloster der

Cisterzienser aufzuheben, wohl aber den Samen der Zwietracht auszustreuen, tüchtige Jünglinge vom Eintritt abzuhalten und den Fall des Ordens vorzubereiten. Die Ordensbrüder waren sich nur zu sehr bewußt, daß diese Gnadenfrist wohl nicht lange dauern werde. Die Inhaber der Commenden nahmen in der Regel Partei für die Cisterzienser, einige aus Liebe zur Kirche, andere weil es in ihrem Interesse war, die Klöster zu erhalten. Der Vortheil, den die Regierung aus der Konfiskation der großen Güter der Orden gezogen hatte, war gering, der Verlust für das Volk ungeheuer. Durch diese Klöster übte die Regierung großen Einfluß aus, verdiente Staatsmänner bezogen Pensionen aus den Klöstern, das gemeine Volk, die Armen, die Pächter, Handwerker fanden in ihren Verlegenheiten und Geldnöthen bereitwillige Unterstützung. Die Mönche gaben zur Zeit der Theuerung oder Hungersnoth nicht nur Almosen, sondern auch Saatkorn und streckten Geld vor. Wo heutzutage der Staat eingreift, Getreide einkauft, dasselbe der schwer geprüften Bevölkerung um billigen Preis überläßt, Geld vorstreckt, da traten die Mönche ein und stellten sich und ihr Eigenthum der leidenden Menschheit zur Verfügung. Das Volk wußte die Verdienste der Cisterzienser wohl zu würdigen, und konnte nicht umhin den Abstand der Klosterherren von den adeligen Herren der Nachbarschaft, die sich nur selten in ihren Schlössern sehen ließen, zu bemerken.*

Die Feuillants waren eine Abzweigung des Cisterzienserordens und verdankten ihren Ursprung dem frommen Jean de la Barrière. Da sie nur 24 Klöster mit 162 Professen besaßen,

*Einige neuere Nationalökonomen haben oft hervorgehoben, daß die katholische Armenpflege sich zu Zeiten großer Noth als ungenügend erwiesen habe, daß die Klöster ihre Verpflichtung einen Theil ihrer Einkünfte den Armen zu überweisen, vernachlässigt hätten; ja sie gehen noch weiter und behaupten, die Vertheilung von Almosen an der Klosterpforte, die unterschiedslose Ausübung der Gastfreundschaft habe dem Müßiggang und dem Pauperismus den größten Vorschub geleistet. Die Ankläger der Orden setzen voraus, die Ordensleute hätten keinen Unterschied gemacht zwischen Tagedieben und wirklich Armen, zwischen Reisenden und Vagabunden, hätten keine Erkundigungen eingezogen und seien weniger in der Lage gewesen, den wahren Sachverhalt zu ermitteln als unsere moderne Armenverwaltung. So einfältig waren die Mönche doch nicht. In Zeiten großer Noth machten sie außerordentliche Anstrengungen. Uebrigens ist es viel leichter, einer ackerbauenden Bevölkerung aus der Noth zu helfen als den Fabrikarbeitern in den großen Städten, die in der Regel von der Hand in den Mund leben und bei etwaiger Arbeitseinstellung rath- und hilflos sind.

glaubte de Brienne leicht mit ihnen fertig zu werden. Ihre treffliche Organisation und ihr unbescholtener Lebenswandel machte es de Brienne unmöglich, sich in die inneren Angelegenheiten einzumischen oder einen Vorwand zur Aufhebung zu finden. Diese guten Ordensleute zu belästigen, junge Leute vom Eintritt abzuschrecken, gelang indeß der Kommission nur zu sehr. Man hatte Anfangs vor, die Feuillants mit den Cisterziensern zu vereinen; darauf beschloß man, das Generalkapitel behufs Abänderung der Regel zu bearbeiten, und als auch dieser Plan fehlschlug und das Kapitel einstimmig die Beibehaltung der alten Regel dekretirte, wollte de Brienne die Mönche zwingen, ein neues Generalkapitel zu versammeln. Gewisse schlau abgefaßte Fragen wurden an die verschiedenen Klöster geschickt. Jedes Ordensmitglied sollte dieselben beantworten, die Deputirten sollten diese Antworten in dem Generalkapitel vorlegen. Die Oberen sollten in größere Klöster keine Mönche mehr schicken, die Bischöfe aber sollten das Recht haben, die Klöster aufzuheben, welche nicht die Normalzahl von Ordensleuten besäßen. De Brienne gibt uns den Grund seiner Gewaltthätigkeit an: Zum Frommen der Congregation, wegen des guten Beispieles für die übrigen Orden, welche sich selbst anzuklagen scheinen, daß sie sich ohne Widerstreben dem Gesetze unterworfen haben, und die sich jetzt ihren Verpflichtungen zu entziehen suchen, muß man die Feuillants zur Ausführung des Ediktes verpflichten.

Wissenschaft und Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Ordenszucht gehen nicht immer Hand in Hand. So Großes auch die Mauriner für die Patristik und Alterthumswissenschaft geleistet hatten, so großes Aergerniß hatten einige durch ihre Hinneigung zum Jansenismus und ihren weltlichen Sinn gegeben. Die Congregation zählte damals noch 1917 Professen in 191 Häusern. Noch vor Niedersetzung der Kommission hatten 28 Mitglieder um vollständige Säkularisation nachgesucht, die ihnen versagt wurde, weil die Angelegenheit noch nicht spruchreif sei. Diese Unzufriedenen schürten die Flammen der Zwietracht und bereiteten der königlichen Kommission die Wege. Letztere verlangte Aufhebung der kleineren Klöster, Vereinigung mehrerer Communitäten in eine einzige und ließ die Gegenvorstellung der Mönche, welche diese gewaltsame Vereinigung als eine Verletzung der Regel und der Eigenthumsrechte bezeichneten, unbeachtet. Der König könne alles; die Mönche ließen sich leicht besiegen, aber durch diese Ge-

waltthaten wurden die Finanzen des Landes nicht verbessert, wie man gehofft hatte, das Volk nicht zufrieden gestellt.

Erzbischof de Brienne wohnte als königlicher Delegat dem Generalkapitel vom Jahre 1769 bei, er that natürlich nichts für Hinwegräumung der Schwierigkeiten und Einführung von Reformen. Er beklagte wohl die eingerissenen Mißbräuche, wollte aber die Gutgesinnten nicht unterstützen, sondern arbeitete auf die Zerstörung des Ordens hin. Hätte man den Obern erlaubt, die Mitglieder von einem Hause ins andere zu versetzen, dann hätte jedes Kloster die Normalzahl neun erreicht; aber das wollte die Kommission nicht. Die Versetzung wurde strenge untersagt, die Klöster, welche nicht vollzählig waren, wurden unterdrückt. Wir führen einige Stellen aus dem Berichte de Brienne's vom Jahre 1769 an, weil sie so recht die Heuchelei des Mannes charakterisieren. Nachdem einige Scandalgeschichten erwähnt und von der Uneinigkeit unter den Maurinern gesprochen, fährt er fort: „Wir fürchten, die Anklagen, welche diese Mönche gegen einander vorbringen, sind wohlbegründet. Wir fürchten, man ist so gegen die Obern eingenommen, weil man sich der Regel entziehen will, und man will die Regel aufrecht halten, weil man gegen die Obern voreingenommen ist. Hier giebt es Jansenisten, welche sich der Beobachtung der Regel rühmen, um ihre Partei zu heben; eine konstitutionelle Partei, welche Unterwerfung unter die päpstliche Bulle zur Schau trägt, um sich von der Beobachtung derselben zu entbinden; Religiosen, welche den Geist ihres Berufes ganz verloren und sich von ihren religiösen Pflichten befreien wollen, ehrgeizige Obere, die eifersüchtig sind auf ihre Macht und Reichthümer ansammeln; einige wenige ehrliche Menschen, die aber nachlässig und ohne Eifer sind; eine noch viel kleinere Zahl heiligmäßiger Religiosen, die jedoch isolirt und ohne Ansehen sind. Man wird im nächsten Generalkapitel weise Gesetze erlassen, aber werden sie befolgt werden? Ist nicht gerade die Vollkommenheit der Gesetze ein Hinderniß für die Durchführung derselben?"

Man glaubt, wenn man diese Ausführungen liest, einen Eiferer für die Ehre Gottes wie den heiligen Bernhard vor sich zu haben; doch nein, ein Heiliger hat eine viel höhere Vorstellung von der Ordensregel, als dieser ganz und gar verweltlichte Erzbischof, er hält Reformen für möglich. Die Aussagen de Brienne's verdienen keinen Glauben, noch weniger die Schlüsse, die er aus

den von ihm verzerrten und verdrehten Thatsachen zieht. Es gibt natürlich noch immer Geschichtschreiber, welche ganz kritiklos das Zeugniß eines solchen Mannes für die lautere Wahrheit ausgeben. Der charakterlose, überall nur den eigenen Vortheil suchende de Brienne verurtheilte die Feuillants, weil sie an Zahl so gering, die Mauriner, weil sie so zahlreich waren; die letzteren müßten sich concentrieren, die ersteren ausdehnen, wenn sie lebensfähig sein sollen. Das Ziel, die Zahl der Klöster zu vermindern, schwebt dem Erzbischof beständig vor Augen, jedes Mittel, das ihm diesem Ziele näher bringt, ist ihm willkommen. Um das Kapitel nachgiebig zu machen, verspricht man die Einkünfte der aufgehobenen Klöster mit denjenigen, die man verschonen will, zu vereinigen. Um das Eigenthum des Ordens nicht zu verlieren, fügen sich die Mönche in das Unvermeidliche und willigen ein in die Auflösung der Klöster. Man kann die Kurzsichtigkeit der Ordensleute nicht genug beklagen, welche anstatt sich zu einigen und den zähesten passiven Widerstand zu leisten, der Kommission in die Hände arbeiteten und sich von den schlauen Kommissären berücken ließen.

Gerade unter den eifrigsten Mönchen fanden sich Männer, welche von der Regierung eine Abstellung der Mißbräuche und eine gründliche Reform erwarteten. Diese suchte die Eifersucht unter den Mönchen wach zu erhalten, und die Religiösen, welche die Erhaltung der bestehenden Klöster verlangten, einzuschüchtern. Der Papst und die Bischöfe hätten vor allen Dingen von der Kommission gehört werden müssen; diese dagegen suchte eine Appellation an den heiligen Stuhl unmöglich zu machen und den Orden in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Das in Marmoutier 1772 abgehaltene Kapitel hatte seine Zustimmung zur Aufhebung irgend eines Hauses verweigert, weil die Bischöfe, die Gründer und das Volk die Mönche nicht ziehen lassen wollten. Die Kommission erblickte in diesem Widerstreben nur Trotz, Insubordination, Ungelehrigkeit. Der Präsident der Kommission, de la Roche Aymon, hatte die Gewissensbedenken des jungen Königs im Jahre 1774 zu zerstreuen gesucht durch die Behauptung, diese berühmte Corporation sei auf dem Wege, andern Orden ein Muster zu werden wie früher: vier Jahre später fand der Bischof von Rodez keine Ausdrücke stark genug, um die Verkommenheit der Mauriner zu schildern. Kurze Zeit vor Abfassung seines Berichtes hatte der Bischof von Rodez bekannt, er hätte eine

nur unbestimmte dunkle Vorstellung von den religiösen Zuständen in den Klöstern der Mauriner; wenn man den Bericht liest, sollte man meinen, der Bischof habe sich Jahre lang mit der Geschichte der Mauriner beschäftigt und es liege ihm nichts mehr am Herzen als die Wohlfahrt des Ordens. Die bestehenden Mißbräuche wurden von der Kommission nicht abgestellt, sondern vermehrt, die guten Religiosen wurden nicht unterstützt und ermuthigt, sondern bei jeder Gelegenheit von den Kommissären belästigt und gedehmüthigt, die Unruhestifter dagegen erfreuten sich des besonderen Wohlwollens der Kommission und der Strafosigkeit. Infolge dessen traten viele unter verschiedenen Vorwänden aus; die, welche blieben, waren unzufrieden, Novizen meldeten sich nicht mehr. Eine gänzliche Aufhebung der Mauriner hatte die Kommission nicht gewollt, sie empfahl die Zahl der Zöglinge in den Collegien zu vermehren, um Novizen zu erhalten. Berufe waren von nun an selten.

Durch dieselben Chikanen und Plackereien wurde die Congregation von Saint Vanne und Saint Hidulph zum Falle gebracht. Sie zählte 610 Mönche in 49 Klöstern. Nur 2 Prioreien und 5 Abteien hatten Ordensleute zu Oberen, die übrigen waren Commenden. Nur 4 Klöster hatten weniger als 9 Professen. Die Kommission beschloß die Regel abzuändern, mischte sich in die inneren Angelegenheiten ein, reizte die Untergebenen gegen die Oberen auf und säete Zwietracht. Wie es zu gehen pflegt, waren die Nachlässigen und Lauen unter den ersten, die sich über Erschlaffung der Zucht beklagten und die Kommission mit Freuden begrüßten. Einige wenige Gutgesinnte mochten sich wohl einreden, die Aufhebung mehrerer Klöster könne gute Folgen haben. Lange hielt diese Täuschung nicht an, sie erfuhren nur zu bald, daß die Kommission ganz andere Ziele verfolgte als die Reform der Congregation. Mißbräuche, Uebertretungen der Regel kamen verhältnißmäßig selten vor infolge der vortrefflichen Organisation der Congregation. Dom Perrot, einer der Generaloberen, durfte es wagen, folgenden Brief an de Brienne zu schreiben: „Ich habe die Ehre, ihnen frei herauszusagen, wir sind heutzutage nicht mehr so innerlich, so gesammelt, solche Liebhaber des Stillschweigens wie früher. Der Grund hierfür ist wohl die Länge der Zeit, die alles schwächt, vielleicht auch der Umstand, daß Weltleute Eingang in unsere Klöster finden; wir sehen sie nur ungern in unseren

Häusern, können sie aber nicht gänzlich ausschließen. Was die Disciplin und die Beobachtung der Regel angeht, so kann ich keinen Unterschied zwischen einst und jetzt entdecken. Wenn einige Mißbräuche sich einschleichen wollen, so verbieten ihnen die Lokaloberen durch ihre Wachsamkeit, die Generaloberen durch ihre Visitationen den Eingang. Verstöße kommen zwar vor, aber sie haben in der menschlichen Schwäche ihren Grund; übrigens geben sich die Obern alle Mühe, die Verirrten durch Milde auf den rechten Weg zurückzuführen." De Brienne faßte gleichwohl einen giftigen Bericht über die Congregation von Vannes ab. Er wirft den Oberen Ehrgeiz vor und Unbotmäßigkeit, den Untergebenen Wankelmuth und Unbeständigkeit, stellt jedoch diese Mönche, welche ihre Regel äußerlich gut beobachten, höher als die Mauriner. Die Regel selbst ist besser als die der Mauriner und bedarf weit weniger der Abänderungen; gleichwohl ist dieselbe nicht im Einklang mit den Sitten und Grundsätzen des Königreichs.

Das Kapitel ließ sich von de Brienne einschüchtern und änderte alles ab, was Letzterem mißfiel, aber Barrois, der Präsident, protestirte und verlangte, daß man um die Zustimmung des hl. Stuhles nachsuche oder von den Aenderungen Abstand nehme. Barrois hatte von seiner Autorität Gebrauch gemacht und die Ausführung der Dekrete des Kapitels sistirt. Da man ihm bedeutete, die Regierung würde, wenn er sich nicht füge, Gewalt brauchen, so gab er nach. Die neue Regel wurde gegen das Urtheil der besseren Religiosen eingeführt, alle Bitten und Gegenvorstellungen blieben unbeachtet. Die Kommission war mit den Erfolgen nicht zufrieden, die sie errungen hatte, und riß die Gelegenheit vom Zaun, die Mönche anzuschwärzen. Der Bischof von Thoul, der 1783 dem Generalkapitel beiwohnte, klagt über den Ehrgeiz der Oberen, die Unbotmäßigkeit und Trägheit der Untergebenen. Die Kommission hatte eine Prämie auf Unbotmäßigkeit gesetzt und wunderte sich, daß die Saat aufgeschossen war. Die Unbotmäßigkeit der Oberen, die die alte Regel bewahren wollten, war übrigens vollkommen gerechtfertigt.

Exempte Klöster, die sich keiner der großen Congregationen angeschlossen, die aber gleichwohl einen Generaloberen hatten, gab es nur wenige mehr. Auch die exempten Klöster sollten reduzirt werden. Der Bischof von Mirepoix erschien als königlicher Kommissär auf dem in Mas d'Azil abzuhaltenden Generalkapitel und

verlangte eine Revision der Regel und Aufhebung einiger Klöster. Das Kapitel weigerte sich, mußte sich aber der Gewalt unterwerfen. Die Zahl der Klosterbrüder hatte abgenommen in Folge der Armuth der Klöster, diese Armuth hatte ihren Grund in dem Commende-Wesen. Weil man die Mönche der Einkünfte beraubt hatte, konnten sie nicht wie früher ein gemeinsames Leben führen und waren oft von ihren Klöstern abwesend. Statt die Commenden abzuschaffen und den Mönchen die Einkünfte der Klöster zu überlassen, hob man den Orden auf und ließ den Eindringlingen ihre Commenden. Die exempten Klöster wollten sich nicht reformiren lassen, sagten die Kommissäre, und haben sich somit zu Grunde gerichtet.

Die Wilhelmiten, 24 an der Zahl, haben zu leben aufgehört, schrieb de Brienne im Februar 1771, sie verdienen kaum genannt zu werden; er rechnete dieselben zu den Leichnamen.

Die englischen Benediktiner wurden verschont, weil sie Ausländer waren und weil man keine Anklagen gegen sie erheben konnte.

Die Congregation von Fontevrault wurde gleichfalls angegriffen; de Brienne nannte ihre Regel barock. Unter den Camaldulensern waren mehrere von den Irrthümern des Jansenius angesteckt, übrigens zeichneten sich diese Mönche durch Sittenstrenge aus. Das verhinderte jedoch nicht die Einziehung ihrer Güter.

Die Cöleſtiner zählten 160 Professen in 17 Klöstern, die alle von der Kommission aufgehoben wurden. Die alte strenge Regel war gemildert worden, Verstöße und Uebertretungen der gemilderten Regel waren jedoch nicht häufig. 1770 fand eine Generalversammlung statt, welcher der Bischof von Rodez beiwohnte. Man verbot den Cöleſtinern die Aufnahme von Novizen, sofern sie nicht die ursprüngliche Regel wieder herstellten. Einige waren für die alte Regel, andere dagegen. Die Kommission verlangte von Papst Clemens XIV. die Aufhebung der Cöleſtiner; dieser berieth sich mit den französischen Bischöfen und beauftragte sie, die Cöleſtiner zu visitiren. Die Bischöfe thaten nichts für die Erhaltung des Ordens, der Papst aber glaubte seine Zustimmung geben zu sollen, um wenigstens den Schein seiner Autorität zu wahren. So wurden die Grundlagen eines Ordens unterwühlt, der seit der Christianisirung Frankreichs mehr für Civilisation und Bildung geleistet hatte, als irgend ein anderer Orden. Einige

Bischöfe, die natürlichen Beschützer des Benediktinerordens, und manche aus dem Klerus unterstützten die kirchenfeindliche Bewegung und gaben den Laien das Beispiel, auf wie frivole Gründe hin man altehrwürdige Stiftungen dem Untergange weihen konnte. Die Vormauern der Kirche waren niedergeworfen und von Kindern der Kirche dem Erdboden gleich gemacht worden. Hoffte man hierdurch die Feinde der Orden zu besänftigen, die übrigen Orden zu erhalten, so täuschte man sich.

III. Die Augustiner und Dominikaner. Unter den zahlreichen Abzweigungen der Augustiner befassen die Grand Augustins, die reformierten oder unbeschuhten Augustiner, auch Petits Pères genannt, 34 Klöster und zählten 323 Professen. De Brienne entdeckte bald, daß die Satzungen ein buntes Gemisch von Widersprüchen seien, daß dieselben nicht beobachtet würden, daß eine Verminderung der Klöster durch die Umstände dringend geboten sei. Es waren dieses nur hohle Redensarten, denn Brienne konnte keine stichhaltige Anklage vorbringen und stellte sich in Widerspruch gegen die Bischöfe und das Volk. Der eingehende Bericht über jedes der Klöster ist sehr günstig und fällt um so schwerer in's Gewicht, da der Kommissär, welcher denselben abgefaßt hatte, gegen die Väter voreingenommen war. Gleichwohl wurden auch sie zu einem Generalkapitel berufen, 23. September 1769. Die königlichen Kommissäre erklärten, sie wollten die Orden reformieren, die Studien heben, das Terminieren abschaffen und zu diesem Zwecke einige Convente schließen. Das Generalkapitel war gerade so wenig frei, als irgend eines der übrigen Kapitel und beschloß die Aufhebung der von der Kommission bezeichneten Klöster nur gezwungen. De Brienne suchte auch unter den Augustinern Zwietracht zu säen und die von Benedikt XIV. sanktionirte Affiliation der drei Provinzen aufzulösen. Auch hier wollte de Brienne die alte Regel durch eine neue ersetzen und hatte in der von ihm berufenen Versammlung seinen Plan, neue Satzungen abzufassen, glücklich durchgeführt. Das Kapitel war nicht gesetzmäßig berufen, war unfrei und hatte seine Vollmacht überschritten. Es war selbstverständlich, daß viele der Ordensleute sich im Gewissen beunruhigt fühlten, und der Einführung einer Regel, welche vom Papste nicht sanctioniert worden war, widerstrebten. Der Generalvikar handelte daher in Uebereinstimmung mit dem besseren Theil des Ordens, als er die Einführung der neuen

Regel verbot, bis man eine Antwort von Rom erhalten hätte. Da der Orden so arm sei, meinte der Generalvikar, könne man keinen Abgeordneten nach Rom schicken behufs Erlangung der nöthigen Bullen, man solle daher alles beim Alten lassen. Dafür sollten die Mönche nach der Ansicht de Brienne's und der Kommission exemplarisch gestraft werden und so wurde ein Befehl des Königs erlangt, welcher den Augustinern die Aufnahme von Novizen untersagte, bis sie die neue Regel angenommen. Da man den Papst noch nöthig hatte, wollte man ihn nicht vor den Kopf stoßen und zögerte mit der Durchführung von Gewaltmaßregeln. Es wurde ein neues Kapitel berufen, das ebenso wenig frei war als das erste, die Kommissäre konnten mißliebige Mitglieder ausschließen und setzten demnach ihre Anschläge durch. Der Generaloberе wurde verpflichtet, alle seine Verordnungen an die Regierung einzuschicken und von ihr bestätigen zu lassen. Beim Ausbruch der Revolution war die Zahl der Professen auf 203 herabgesunken, vor Eröffnung der Kommission betrug sie 323.

Die Augustiner der alten Observanz (Grand Augustins) lebten meistens in kleinen Communitäten von 3—6 Mitgliedern zusammen. Sie halfen den Pfarrgeistlichen in der Seelsorge aus und waren beim Volk in den Städten und auf dem Lande sehr beliebt. In Betreff der Absichten der Kommission gaben sie sich von Anfang an keiner Illusion hin. Sie protestierten zum voraus gegen die Maßnahmen und wiesen die Incompetenz der Kommission nach. Die französischen Augustiner seien nicht wie die Mauriner und andere Zweige des Benediktinerordens eine für Frankreich gestiftete Congregation, sondern ein für die ganze christliche Welt bestimmter Orden, dessen Satzungen in Rom vom Papste gutgeheißen und durch den Papst allein abgeändert werden könnten. Ein in Frankreich versammeltes Kapitel habe keine Autorität, sei abhängig vom General. Sie seien überzeugt, so fahren die Bittsteller fort, der König wünsche weder den Sturz des Mönchthums, noch die Auflösung des Bandes, welches den Orden in Frankreich mit dem Generaloberen verbände. Der arme König war ein Werkzeug in den Händen gewissenloser Rathgeber. Nur in zwei Häusern befand sich eine große Zahl von Religiosen: 40 in Paris und 33 in Montmorillon; in den übrigen nur 3—6 Mitglieder. Die Aufhebung der kleinen Klöster war nicht blos ein Eingriff in die Korporationsrechte des Ordens, sondern in vielen Fällen eine Ver-

letzung der Rechte von Privatleuten, welche Seelenmessen gestiftet, oder Legate für Feier der heiligen Messe an Sonntagen hinterlassen hatten. Manche Filialen waren im Laufe der Zeit große Dörfer geworden. Weil die Entfernung von der Pfarrkirche zu groß war, hatten die Augustiner die Verpflichtung übernommen, daselbst Messe zu lesen. Die Augustiner entfernen, hieß die Leute der Sonntagsmesse berauben, denn der Pfarrer war außer Stande ihnen einen Priester zu schicken. Die Kommission ließ sich durch Schwierigkeiten dieser Art nicht bestimmen, die Zahl der Ordensleute mußte vermindert werden um jeden Preis, um die daraus erwachsenden Nachtheile kümmerte man sich nicht.

De Brienne hatte keine Klage gehört über Mangel an Zucht, über Entartung und Unbotmäßigkeit; die Augustiner führten ein erbauliches Leben. Er beschloß daher die Regeln zu prüfen und entdeckte in denselben gar bald ein wüstes Chaos schlecht geordneter Vorschriften, die sich widersprachen und durch ihre Unbestimmtheit deren Beobachtung unmöglich machten. Das allerschlimmste war jedenfalls der Gegensatz der Regel gegen die Gebräuche Frankreichs. Die Augustiner schwammen nicht mit dem Strom, sie entsprachen nicht dem Ideale de Brienne's, darum mußten sie fallen. Vierzig Convente, ungefähr ein Drittel, sollten aufgehoben werden, und um seine Kollegen für seinen Plan günstig zu stimmen, brachte de Brienne einige allgemein gehaltene Klagen vor. Gegen das Gelübde der Armuth haben einzelne Geld, gehen aus ohne Begleiter, „verrichten ihr Chorgebet ohne Andacht, machen schlechten Gebrauch von der Studienzeit an der Universität". Die Berichte der Kommission, welche sich auf die Visitation der verschiedenen Klöster gründen, stehen mit obigen Behauptungen im Widerspruch. Manche Bischöfe erbaten sich als besondere Gunst, daß man ihnen die Augustiner lasse oder mehr Patres sende. Das Volk wollte nirgends die Augustiner ziehen lassen und hätte gerne große Opfer gebracht, wenn die Kommission von ihrem Vorhaben abgestanden wäre. Einige Stadträthe machten eine Ausnahme, weil sie die Klostergebäulichkeiten gerne annektirt hätten.

Nicht alle Bischöfe unterzogen sich der Mühe, die Behauptungen der Kommission auf ihren wahren Gehalt zu prüfen, wie der Bischof von Tréguier. Man hatte den Convent in Lannion dem Untergang geweiht, weil derselbe zu arm und für die Umgegend ganz unnütz sei. Der Bischof erwiderte der Kommission: Infolge der trefflichen Verwaltung des gegenwärtigen Priors stände

das Haus sich sehr gut, über den Nutzen des Conventes zu urtheilen, sei er selbst und alle Gutgesinnten in Lannion besser im Stande, als die Kommissäre. Lannion wurde auf diese Weise bis zur Revolution erhalten. Der benachbarte Convent Carhaise wurde aufgehoben, weil die Edelleute, die Priester und alle Notabilitäten eine Bittschrift an die Versammlung des Clerus eingeschickt und die Erhaltung des Klosters befürwortet hatten. Die Kommission wollte zeigen, daß sie sich von Niemand als dem Könige selbst Vorschriften geben lassen wollte. Chinon wurde verschont, weil der Prior sich an de Brienne wandte.

Die Gutgesinnten scheinen in Frankreich wie gelähmt gewesen zu sein, weder in den Parlamenten noch am Hofe scheinen sie zu Gunsten der Orden gegen die Kommission ihre Stimme geltend gemacht zu haben. Man erlaubte de Brienne seinen wahrhaft satanischen Plan durchzuführen. Zuerst schloß man die kleinen Convente und setzte die früheren Bewohner in die Convente, die man erhalten wollte. Die Gebäulichkeiten waren in der Regel nicht groß genug, die Einkünfte nicht genügend für die um mehrere Mitglieder vermehrte Communität, die neuen Mitglieder fanden oft nicht den gewünschten Wirkungskreis und zeigten sich unzufrieden und unbotmäßig. Es kam zu Zerwürfnissen zwischen Oberen und Untergebenen, die sich nicht geheim halten ließen, zu Klagen seitens der Geistlichen und Laien, endlich zur Auflösung der Häuser, die zu arm waren, ihre Mitglieder zu unterhalten.

Besonders im Süden Frankreichs hatte die Religiosität unter allen Klassen gewaltig abgenommen. Berufe für den Priesterstand und für das Ordensleben fanden sich meist nur an den Orten, die Klöster besaßen. Die religiösen Häuser waren gleichsam Oasen in der Wüste, trotzdem beschloß man dieselben zu vermindern, statt zu vermehren. Gerade im Süden waren viele Bischöfe wie mit Blindheit geschlagen, indem sie der Aufhebung der Klöster ihre Zustimmung gaben. Manche lassen sich wohl entschuldigen wegen ihrer Unkenntniß. Statt in ihren Diöcesen zu verweilen, Visitationen zu halten, ihrer Herde das gute Beispiel zu geben, waren sie oft abwesend von der Diöcese und schrieben nieder, was man ihnen in die Feder diktirte. Im französischen Flandern und im Elsaß war die Macht des Königs durch alte Freiheiten und Privilegien beschränkt, die Convente der Augustiner wurden deswegen erhalten bis zur Revolution. Die Convente in anderen Provinzen waren weniger glücklich.

Trotz des Widerstandes der Gutgesinnten, trotz der schlimmen Folgen, welche die Einmischung der Kommission in die inneren Angelegenheiten der Orden überall gehabt hatte, suchte de Brienne auch den Augustinern seine neue Regel aufzudrängen. Die königlichen Kommissäre, welche der Versammlung des Kapitels beiwohnten (Mai 1771) ließen keinen Widerspruch aufkommen. Pater Nicolas Prosper André, der Kommissär des Generals, gab seinen Schmerz über die Gewaltthaten der Kommission in folgenden Worten Ausdruck: „Wir finden uns in die harte und verhängnißvolle Nothwendigkeit versetzt, die frommen Zufluchtsstätten zu verlassen, welche die Tugenden unserer Väter so theuer gemacht, unsere geistigen Dienstleistungen auf dem Lande und in den kleinen Städten aufzugeben, so nützlich sie auch sind, weil wir die vom Gesetz fixirte Zahl von Mitgliedern in unsere Häuser nicht schicken können. Sollen wir uns zu freien und freiwilligen Werkzeugen unserer eigenen Vernichtung erniedrigen? Sind wir verpflichtet, diese frommen und ehrwürdigen Plätze, die unserer Sorge anvertraut wurden, zu verlassen, diesen Denkmälern der Frömmigkeit unserer Könige, des Wohlwollens der Päpste und der Freigebigkeit der Gründer zu entsagen, müssen wir mit eigener Hand die Privilegien und Freibriefe, die sie uns verliehen haben, zerreißen, müssen wir die Quelle der Gebete, zu denen unsere Vorfahren sich feierlich verpflichtet haben, vertrocknen lassen, dürfen wir aufhören an diesen Stätten Gott unsere Gebete und hl. Meßopfer darzubringen? Dürfen wir endlich die seeleneifrigen Hirten, die bei dem Mangel an Arbeitern im Weinberge des Herrn unserer Hilfe mehr als je bedürfen, im Stiche lassen? In dieser schmerzlichen Alternative kommen Sie," redete er die Kommissäre an, „uns zu Hilfe!"

Diese blieben jedoch unerbittlich gegen diese Appellation, unerbittlich gegen den von André und vielen anderen Augustinern unterzeichneten Protest, unerbittlich gegen das Verlangen des Cardinals de Bernis, der um Aufschub bat und eine Vereinbarung mit Vasquez, dem General des Ordens, in Vorschlag brachte. Die Grand Augustins zählten im Jahre 1770 noch 844 Professen, beim Ausbruch der Revolution 566. De Brienne hatte wiederum der Revolution gut vorgearbeitet.

Wir schließen den überaus traurigen Bericht mit einer kurzen Darstellung der Schicksale der Dominikaner, die man in Frankreich gewöhnlich nach ihrem Hause St. Jacques in Paris mit dem Titel Jacobiner bezeichnete, der nachher eine so traurige

Berühmtheit erlangen sollte. Gleich den übrigen Bettelorden besaßen die Dominikaner nur geringe Einkünfte, sie erregten daher auch nicht den Neid und die Eifersucht des Adels oder des höheren Klerus. Ihre Unabhängigkeit von der Regierung konnten sie jedoch ebensowenig bewahren als die übrigen Orden. Der Verkehr mit dem Ordensgeneral in Rom ward erschwert und an drückende Bedingungen geknüpft. Nicht blos die Regierung sondern auch die Parlamente nahmen Appellationen von den Untergebenen an und erschütterten hierdurch das Ansehen der Obern. Kurz vor Niedersetzung der königlichen Kommission hatte Raymond Garralon, der Provinzial Südfrankreichs, einen langen Prozeß gegen den General des Ordens, Thomas de Bojadors, geführt, zum größten Aergerniß des Volkes. Der General war einer der tüchtigsten Männer und eine Zierde des Ordens. Obgleich einige Dominikaner von dem Gifte des Jansenismus angesteckt waren, so stand der Orden doch noch groß da und genoß der allgemeinen Achtung. De Brienne hatte jedoch Ausstellungen zu machen an den Satzungen des Ordens und der zu großen Zahl der Häuser und verlangte, daß überall größere Communitäten gebildet würden. Die Dominikaner machten geltend, die kleinen Häuser entsprächen vollkommen dem Zwecke des Ordens und böten ihnen Gelegenheit zum Predigen, Katechisiren, Beichthören und zur Aushilfe in der Seelsorge; gerade von diesen Orten seien die meisten Novizen gekommen.

De Brienne scheint Widerstand seitens seiner Kollegen befürchtet zu haben, denn in dem von ihm 1771 abgefaßten Bericht drückt er sich sehr vorsichtig aus und heuchelt Sympathie mit dem Orden. Der General des Ordens, Pater de Bojadors, wird mit Lobsprüchen überhäuft. Er ist nach de Brienne „ausgezeichnet durch seine Tugend und Weisheit, er genießt die größte und wohlverdiente Achtung; die Regierung hat Proben seiner Gefälligkeit und Mäßigung. Die religiösen Häuser Frankreichs, welche unter seiner unmittelbaren Leitung stehen, sind die erleuchtetsten und besten. Wenn die französischen Obern so aufmerksam in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wären, als die dem Generale unterstehenden Obern, dann wäre nicht viel an dem Orden des hl. Dominikus zu reformiren.“ Dessen ungeachtet soll jedoch jeder Einfluß des Generals auf den Orden ausgeschlossen werden. Der General könnte seine Macht mißbrauchen, könnte Summen Geldes aus Frankreich ziehen und dieselben für die allgemeinen Zwecke des Ordens verwenden, darum soll er Stellvertreter ernennen,

welche mit königlicher Erlaubniß seine Anordnungen durchführen.

Die Dominikaner besaßen im Jahre 1771 noch 172 Häuser, die Zahl der Professen belief sich auf 1411. Das Novieiat des Ordens in Paris leuchtete allen anderen Häusern voran durch die Bescheidenheit, den Eifer und die Frömmigkeit seiner Mitglieder. Das große Colleg Saint Jaques in derselben Stadt stand in traurigem Contrast zu dem Novieiat. Ersteres wurde von 16 Conventualen geleitet, von denen 4 der Provinz Paris, je 2 den übrigen Provinzen angehörten. Diese Conventualen hatten das Recht, sich ihren eigenen Prior zu wählen, zu allen Aemtern zu ernennen und wenn einer der Conventualen mit Tod abging, zu einer Neuwahl zu schreiten. Die Autorität des Ordensgenerals war mehr oder minder nominell. Da die Stellung der Conventualen und der von ihnen ernannten Professoren eine fast unabhängige und sehr ehrenvolle war, so bewarben sich manche um die Stellen, und suchten, wenn ihnen die nöthigen Anlagen oder Kenntnisse fehlten, durch Intriguen zum Ziele zu kommen. Das Colleg, anstatt eine Pflanzstätte der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit für alle Provinzen zu sein, anstatt die jungen Leute für den priesterlichen Beruf vorzubereiten, wurde eine Schule aller Fehler, eine Gefahr und ein Fallstrick für die jungen Religiosen des Ordens. In einer von einem Dominikaner verfaßten Schrift heißt es: „Um eine Stelle im Colleg St. Jacques zu erlangen, suchte man sich am Hofe einzuschmeicheln. Manche ganz Unfähige oder Unwürdige wurden auf die Empfehlung oder den Befehl des Hofes hin zu Conventualen oder Professoren ernannt. Statt durch eifriges Studium und Uebung ihrer religiösen Pflichten sich für ihren Posten zu befähigen, intriguirten diese Eindringlinge gegen die wirklich tüchtigen Mitglieder des Kolleges und suchten, wo möglich ihre Freunde oder Creaturen zu den wichtigsten Aemtern zu befördern. Die jungen Ordensmitglieder, welche daselbst ihren philosophischen und theologischen Studien oblagen, durchschauten diese Menschen nur zu bald. Die Einen ahmten das schlechte Beispiel derselben nach, die anderen fühlten sich angeekelt. Von Zucht und Gehorsam war keine Rede, denn diese Lehrer und Vorgesetzten konnten keinen Respekt einflößen. Von dem Hauptkolleg verbreitete sich der Geist der Unbotmäßigkeit in die Provinzen. . . Auf diese vergiftete Quelle führen sich in der That zurück diese unbescheidenen schamlosen Manieren, die man bisweilen antrifft, diese langen und frisirten Haare, diese Calotten von Gemsleder, die Glanzschuhe,

die Manschetten, die Verachtung der Bräuche und Gewohnheiten, dieser philosophische kritisirende Ton, der nichts Vernünftiges in der Regel findet, endlich dieser Geist der Unabhängigkeit, Unbotmäßigkeit und Rebellion, über den man sich in allen Provinzen beklagt. Die Obern scheuen sich ihre jungen Leute ins Kolleg nach Paris zu schicken, aus Furcht, die Zahl der kleinen Tyrannen und blasirten Menschen zu vermehren."

Er giebt, sagt der Verfasser der Denkschrift, ein ganz einfaches, leichtes, wirksames Mittel behufs Wiederherstellung der Ordnung und Zucht im Colleg, der Orden wird sich wieder erheben, die Beschwerden abgestellt werden, wenn das Colleg wie das Noviciat dem Generale unterstellt wird.

Diese Zumuthung war für Bureaukraten wie de Brienne viel zu stark. Den 16 Conventualen wurden zwar ihre Vorrechte entzogen, aber nicht zu Gunsten des Generals, sondern zu Gunsten der Regierung, welche die Leitung des Colleges sich vorbehielt, oder richtiger die Unordnung und Anarchie noch vermehrte. Das im Mai 1771 berufene Kapitel mußte sich die Abänderung von Statuten gefallen lassen, ebenso die Unterdrückung der kleineren Häuser sanctionieren. Der General verweigerte die Zustimmung und unterwarf die von der Kommission dem Kapitel aufgenöthigte Regel einer scharfen Kritik. Brienne beklagte sich über die Halsstarrigkeit des Generals, der die nöthigen Reformen verzögere. Gerade wie die Gallikaner die Päpste zu behandeln pflegten, welchen sie nach dem zutreffenden Ausdruck des Präsidenten Harlay „die Füße küßten, während sie die Hände fesselten," so geschah es auch hier. Man ließ es an äußerer Ehrfurcht nicht fehlen, man machte in der Theorie manche Zugeständnisse; in der Praxis beschränkte man die Macht des Generals durch Kommissäre, welche zu seinen Stellvertretern bestimmt und von der Regierung ernannt wurden.

Es wurde allgemein zugegeben, das Colleg in Paris könne nur durch den General reformiert werden, gleichwohl verweigerte man die Ernennung des Priors durch denselben und die Versetzung der alten Conventualen. Die Folge war, daß die Regeln, welche die Kommission zum Theil verschärft hatte, noch schlechter beobachtet wurden als früher. Die meisten wohnten der Hochmesse bei, aber außer dem Prior und den jungen Studenten waren nur wenige bei Abbetung der kanonischen Tagezeiten zugegen. Das Refectorium wurde nicht um 8 Uhr geschlossen, viele erschienen weder am ersten, noch am zweiten Tisch, sondern später. Manche

dispensierten sich selbst vom Adventfasten. Die jungen Studenten wurden von dem schlechten Beispiel der älteren Patres angesteckt, Novizen meldeten sich nicht mehr; beim Ausbruch der Revolution zählte der Orden nur noch 1001 Mitglieder, hatte fast ein Drittheil eingebüßt.

IV. Rückblick. Die Aufhebung der französischen Klöster war nicht so gewaltsam wie die Aufhebung der Klöster im 16. Jahrhundert, sie war nicht begleitet von Zerstörung von Kirchen und Klöstern, Plünderung der Heiligthümer, Zertrümmerung von Altären und Statuen, Zerschlagen von herrlichen Kunstwerken, und doch waren die Folgen dieser Klostereinziehung in mancher Hinsicht verderblicher. Die Reformatoren hatten zwar die strenge Zucht der Kirche gelockert, manche geoffenbarte Wahrheiten der Kirche geleugnet, manche Gnadenmittel zurückgewiesen, aber an einem Theil der Hinterlage des Glaubens hielten sie noch fest, während die französische Revolution, welche der Aufhebung der Klöster auf den Fuß folgte, mit dem alten Glauben vollständig brach und der Göttin Vernunft Altäre errichtete. Die antireligiöse Bewegung dehnte sich von Frankreich auch auf andere Länder aus und zerstörte manche Keime, die zu den besten Hoffnungen berechtigt hatten.

Das war das große Unglück Europas beim Ausgange des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts, daß die katholische Kirche keine ihrer großen Helden aufweisen konnte, welche sich in die Bresche gestellt und umgeben von muthigen Kampfgenossen die Positionen der katholischen Kirche vertheidigt hätten. Die Revolution kam gleich einer gewaltigen Sturmfluth plötzlich und unerwartet, weil alle Vormauern schon hinweggefegt waren. Der Staat, der ohne die Kirche und gegen das kirchliche Oberhaupt, in weltlichen sowohl als geistigen Dingen das Regiment zu führen sich angemaßt, hatte wiederum seine Ohnmacht und Unfähigkeit erprobt. Der Staat hatte die Kirche in Fesseln geschlagen, weil er dadurch seine Macht zu vergrößern hoffte, fand aber zu seinem Erstaunen, daß der Kirche während der langen Knechtschaft die Kräfte, das Selbstvertrauen und die Begeisterung entschwunden waren. Die Kirche war wie Simson, dem Delila die Locken abgeschnitten. Es blieb ihr nichts anders übrig als zu dulden und zu leiden und während der Verfolgung Kräfte zu sammeln.

Die heutige Regierung Frankreichs hat ebenso wenig aus der Geschichte gelernt als die Dynastie Bourbon, sie verfolgt und knechtet die Kirche, und glaubt hierdurch sich mehr und mehr zu befestigen. Auch ihre Zeit wird kommen, auch sie wird büßen müssen für ihre Verblendung und das französische Volk mit ihr.

Joseph Klein,

erster Generalvikar des Erzbisthums München-Freising,

ein Bekenner aus dem Anfang unseres Jahrhunderts.

Von

Joh. B. Stillbauer.

Joseph Klein ist ein leuchtendes Vorbild echt priesterlichen Lebens und Wirkens zu einer Zeit, in der unserer hl. Kirche in Deutschland die größten Gefahren — im Innern von Seite ihrer entarteten Söhne, von Außen durch einen ungläubigen Bureaukratismus — drohten. In diese, man darf wohl sagen, traurigste Periode der Kirchengeschichte unseres Vaterlandes gewährt unsere Lebensskizze einen klaren Einblick.

Joseph Klein erblickte das Licht der Welt am 27. Februar 1748 in dem in der Nähe der Stadt Wiesensteig gelegenen Wallfahrtsorte Dodtsburg als Kind armer aber überaus frommer und gottesfürchtiger Eltern. Seine Gymnasial- und philosophischen Studien absolvirte er mit den besten Zeugnissen in der Schule des berühmten Benediktiner-Klosters Zwyfalten zu Ehingen. Theologie und Kirchenrecht hörte er zu München bei den Jesuiten. Diese gewannen den strebsamen Jüngling seines musterhaften Wandels wegen bald so lieb, daß sie ihm den Zugang in die edle Familie Schönberg[1]) und die Stelle eines Informators in dem angesehenen Kaufmannshause Franz Anton Tusch vermittelten, wodurch es dem jungen Candidaten der Theologie möglich wurde, seine Studien fortzusetzen, ohne seine selbst bedürftigen Eltern belasten zu müssen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Mehrzahl der berühmten Männer, welche in der Zeit der tiefsten Erniedrigung der katholischen Kirche in Deutschland die Fahne des Glaubens

[1]) Jos. Anton Schönberg, damals Bürgermeister und Kämmerer von München, war der Oheim des berühmten Jesuiten P. Mathias Schönberg.

hoch hielten und nicht knechtisch den Götzen der Zeit fröhnten, sondern im Kampfe für Recht und Wahrheit muthig und standhaft bis ans Ende ausharrten, Schüler der Jesuiten gewesen sind. — Nach einem mit Auszeichnung bestandenen Examen in den theologischen und canonistischen Fächern fand Klein zur näheren Vorbereitung auf das Priesterthum Aufnahme in dem Priester-Seminar zu Mörsburg, das unter der klugen Leitung des streng kirchlichen, gottbegeisterten Regens Mader[1]) und der höheren Aufsicht des berühmten Kardinals Franz Konrad Freiherrn von Rodt, Fürstbischofs von Konstanz, der die Anstalt öfters besuchte, die Exercitien für die Alumnen hielt und den Prüfungen persönlich beiwohnte, eine gesegnete Pflanzstätte kirchlichen Lebens und kirchlicher Wissenschaft war.

Nach erhaltener Priesterweihe im April 1772 wurde er zum Chorvikar des kurfürstlichen Kollegiatstiftes zu München ernannt. Als solcher erwarb er sich durch seine priesterlichen Tugenden die Liebe und Hochachtung des Kapitels dieser Kollegiatkirche, so daß ihn dasselbe (1781) zum Kooperator der Hauptstadtpfarrei zu U. L. Frau in München beförderte. Klein war, wie ein Zeitgenosse von ihm, der Benediktiner P. Werner, schreibt, „durchdrungen von seinem heiligen Berufe, dessen Pflichten die ökumenische Kirchenversammlung zu Trient den Hirten der Heerde Gottes nachdrücklich an's Herz legt, indem sie ihnen empfiehlt, daß sie ihre Schafe kennen, das hl. Opfer für sie darbringen, sie mit Verkündigung des göttlichen Wortes und mit Darreichung der Sakramente weiden, ihnen mit gutem Beispiele vorauleuchten, und der Armen und Betrübten mit väterlicher Sorgfalt sich annehmen sollen. Klein widmete sich ganz der ihm anvertrauten Gemeinde, besuchte unermüdet die Kranken, tröstete freundlich die Leidenden, erhielt Eintracht in den Familien, söhnte die Feindseligen aus, vereinigte die getrennten Eheleute mit neuen Banden des Friedens, ermahnte, ermunterte, ward allen alles, wie der Apostel sagt. Seine ganze Erscheinung war geeignet, ihm das Vertrauen der höhern und niedern Stände der Haupt- und Residenzstadt München zu erwerben." Nur einige Beispiele mögen als Belege des Gesagten dienen. Eines Tages schickte ihm der Graf von Larossee, kurf. Hofkriegsraths-Präsident tausend Gulden mit der Bitte, diese Summe nach seinem

[1]) Ueber ihn s. Felder, Gelehrten-Lexikon.

Wissen unter die Armen zu vertheilen. Seinem Einfluß ist es zu danken, daß der Graf von Spaur, Probst zu München, die Predigerstelle zu U. L. Frau in München reich dotirte. Auf seine Anregung bildete sich eine Reihe von Wohlthätigkeits-Vereinen zu München, die Seele derselben war Klein. —

Als im Jahre 1789 der seitherige Pfarrer an der hl. Geist-Kirche ein Opfer seines Berufes wurde, ersuchte der Stadt-Magistrat von München, dem das Patronat über diese Kirche zustand, den seeleneifrigen Kooperator Klein um Uebernahme dieser mit großen Opfern und Beschwerden verbundenen Pfarrei. In einem Schreiben an die kirchliche Behörde heißt es: „Die bekannten Verdienste dieses Mannes (Klein) überwiegen jede Empfehlung, jedes Zeugniß, jede andere Rücksicht.“ Mit Freuden übernahm Klein diese mühevolle, anstrengende und verantwortungsvolle Pfarrei. Gab sie ihm ja Gelegenheit, noch mehr wie bisher, ein Vater der Armen und Kranken, ein Diener Jesu Christi und Verwalter der hl. Geheimnisse Gottes zu werden. Was er in dieser Stelle gewirkt, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Unter dem Namen „der heilige Geist-Pfarrer“ war er in ganz München als einer der würdigsten Priester, als apostolischer Seelenhirt bekannt. Seine Verdienste blieben der geistlichen und weltlichen Behörde nicht unbekannt. Im Jahre 1791 ward er von dem Kurfürsten Karl Theodor zum geistlichen Rath, ein Jahr darauf zum Bücher-Censurrath und um dieselbe Zeit von dem bischöflichen Ordinariat zu Freising zum Examinator synodalis ernannt. Kurfürst Karl Theodor holte in wichtigen Angelegenheiten sein Gutachten ein. Unter den 22 Responsa, theils juristischen, theils theologischen Inhalts, die Klein dem Kurfürsten zugehen ließ, sind bedeutungsvoll die Abhandlung über den Eid und der Lehrplan für die Gymnasien und Lyceen in Baiern. Muthig und unerschrocken gab Klein seiner Ueberzeugung Ausdruck, auch wenn er wußte, daß dieselbe mit den Ansichten des Kurfürsten nicht übereinstimmte. Die gewissenhafte Ausübung seines Amtes als Bücher-Censor bereitete ihm viele Unannehmlichkeiten; denn nicht selten mußte er Werken mit gefährlichen Tendenzen für Kirche und Staat das Imprimatur versagen, zumal in einer Zeit, in der man die s. g. Jura circa sacra nur zu oft zum größten Nachtheil der Kirche mißbrauchte. Nach der in Baiern bereits im Jahre 1802 begonnenen Säkularisation aller Stifte und Klöster wurde das geistliche Raths- und Bücher-Censur-Collegium aufgelöst. Klein

konnte sich nun wieder ausschließlich der Ausübung der Seelsorge widmen. Nicht nur in seiner Pfarrei, dem hl. Geist-Spital, sondern überall, wo man seine Hilfe in Anspruch nahm, war er mit Freude im Beichtstuhl, auf der Kanzel und am Krankenbett unermüdet thätig. Diese seine freiwillige Aushilfe war um so nöthiger und erwünschter, je mehr in Folge der Säkularisation durch Aufhebung der Militär-Pfarrei und der Entfernung aller Ordensgeistlichen die Lasten der Seelsorge zu München sich steigerten, während die Zahl der Kuratpriester von Jahr zu Jahr abnahm.[1])

Neben seinen regelmäßigen Arbeiten in der Seelsorge hatte Klein für das General-Vikariat des Bisthums Freising auch noch andere Arbeiten zu besorgen. So wurde er im Dezember 1804 beauftragt, drei Diakonen, Zöglinge des Münchener Lyceums[1]), pro Presbyteratu zu examiniren. Die Antworten der Candidaten auf die ihnen gestellten Fragen standen in offenem Widerspruch mit der Lehre der katholischen Kirche. Einer derselben erklärte ganz offen, „daß er die Sakramente für bloß äußerliche Zeichen, oder für willkürliche Formen zur Constituirung einer Kirche halte; daß nicht Gott, sondern nur Tugend (und zwar eine bloß äußerliche, heidnische Tugend) das höchste und einzige Ziel des Menschen sei; daß auch ein Atheist tugendhaft sein könne; daß die Tugend das Absolute sei; daß man einen Unterschied annehmen müsse zwischen dem reinen Religions-Glauben und dem Kirchen-Glauben; der reine Religions-Glaube, der nicht aus der Offenbarung, sondern aus den Tiefen der rein menschlichen Vernunft stamme, umfasse die wesentlichen Religionslehren, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, als Lehren vom ersten Range oder Grundlehren Jesu; alle übrigen Lehren einer positiven Religion seien Objecte des außerwesentlichen Kirchen-Glaubens, mithin entbehrlich, und haben deshalb nur einen relativen untergeordneten Werth" u. s. w. Als Klein diesen s. g. Candidaten der katholischen Theologie staunend fragte, wie man mit solchen Grundsätzen noch den Wunsch hegen könne, Priester der katholischen Kirche zu werden, erwiderte derselbe:

[1]) In der Diöcese Freising verhielt sich von den Jahren 1806 bis 1815 das jährliche Verhältniß der Verstorbenen zu den Neugeweihten im Durchschnitt wie 50 zu 7. Im Jahre 1823 waren über 250 Seelsorgerstellen unbesetzt. Vgl. Der neue baierische Studienplan aus dem religiösen Standpunkt betrachtet von einem Katholiken. 1825.

[1]) Ueber dasselbe s. Brück, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert. I, 350.

„Dafür kann ich nicht, so lehren unsere Professoren, und was man öffentlich in unseren Schulen lehrt, das werde ich doch wohl auch ohne Beschränkung behaupten dürfen.“ Zum Beweise, daß solches wirklich gelehrt worden, legte derselbe die geschriebenen Collegienhefte vor, die viele dogmatische Irrthümer, Entstellungen der Lehre der Kirche und Vorurtheile gegen dieselbe enthielten. Pflichtgemäß schickte Klein diese Schriftstücke seinem Ordinariate im Original zu geeigneter Beurtheilung und weiterer Verfügung. Als nach einiger Zeit die Candidaten ihre Hefte zurückforderten, erwiderte Klein: „Die Schriften stelle ich ihnen nicht mehr zurück, sie können ihnen nichts nützen, sondern ihren Glauben an Gottes Offenbarung und ihre Moralität gefährden.“ Sodann suchte er sie über die darin enthaltenen Irrthümer aufzuklären und forderte sie zu fleißigem Studium der hl. Schrift und der Kirchenväter, zu eifrigem Gebete und zu täglicher Betrachtung auf.

Diese treue Erfüllung seiner Pflicht als Examinator war die Veranlassung, daß die Theologen an dem Münchener Lyceum ihrem schon längst verborgenen Groll gegen Klein nun offen Luft machten. Am folgenden Tage schon erschien einer der Professoren, Mutschelle[1]), in Klein's Wohnung und machte demselben Vorwürfe, daß er sein und seiner Collegen Ansehen herabgewürdigt habe. „Sie sollen unsere Macht fühlen, es soll Sie reuen.“ Klein antwortete einfältig: „Mein Glaube ist Gott, Christus und die Kirche; „si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae“. In einer Klageschrift an die Regierung nannten ihn die Professoren, an ihrer Spitze der Rector Weiller[2]), einen Obscuranten, einen finsteren Scholastiker, einen kasuistischen Pedanten, einen Pseudo-Isidor u. s. w. Diese Klageschrift hatte das eine Gute, daß sie Klein Gelegenheit gab, die Regierung auf „die unwissenschaftliche Lehrmethode, auf die unreligiösen Vorträge und auf die antichristlichen Grundsätze“ der klagenden Professoren aufmerksam zu machen. Dieser Darlegung legte er eine Reihe von Auszügen aus den Schriften derselben bei, namentlich aus der „neuen Erde und dem neuen Himmel“ von Mutschelle, der „Rede über den Unglauben“ und der „Rede gegen die alleinseligmachende lateinische Sprache“ von Weiller u. s. w., in denen die obenerwähnten unkirchlichen und irreligiösen Grundsätze

[1]) Ueb. ihn s. Brück, a. a. O. S. 350, 364, 386, 392. [2]) Brück, a. a. O. S. 350 und Kap. 26.

öffentlich ausgesprochen waren. Zugleich bemerkte er ganz richtig, die ganze Angelegenheit gehöre „vor die geistliche Behörde, welche von Jesu Christo verordnet sei, für das Dogma und die Moral zu wachen.“ Allein gegen die Proteste der kirchlichen Behörde, der es doch kraft göttlichen Rechtes zusteht, ihren Klerus zu erziehen, hatte eine Regierung, welche die oberste Leitung der wissenschaftlichen Ausbildung der Candidaten als ein ihr zustehendes Recht usurpirte und weil sie über die physische Gewalt verfügte und strenge handhabte, nur taube Ohren. Ungestört konnten die ungläubigen Professoren ihre unkatholischen, unchristlichen und unmoralischen Lehren zum Unheile für die Kirche weiter vortragen. Gelang es denselben auch diesmal nicht, den edlen Spitalpfarrer Klein wegen seiner Rechtgläubigkeit und gewissenhaften Pflichterfüllung als bischöflicher Examinator um Amt und Würde zu bringen, so inscenirten sie auf eine andere Weise eine planmäßige Verfolgung gegen ihn und seine Freunde. In den lutherischen Zeitungen und Zeitschriften, sowie in eigenen Flugschriften streuten sie die niedrigsten Verleumdungen gegen ihn aus und überschütteten ihn mit den bissigsten Spottreden und Injurien. In einem dieser Blätter forderte einer der Demagogen im Namen der Aufklärung die Vertreibung Kleins aus München, denn „so lange der Finsterling an der hl. Geistpfarrei existiert, kann die Aufklärung in München nicht gedeihen.“

Obschon Klein in seinem ebenso bescheidenen als opfervollen Wirkungskreis, ohne um die Schmähungen seiner Gegner sich zu kümmern, zum Wohl der leidenden Menschheit Tag und Nacht fortarbeitete, ward er endlich doch das Opfer der fortgesetzten Verdächtigungen der Neologen. Diesen gelang es, den damaligen Minister Graf Montgelas gegen Klein zu gewinnen. Wer einmal der Mißgunst dieses allgewaltigen Ministers verfallen war, um den war es geschehen. Wie so viele um Kirche und Staat wohlverdiente Männer, so wurde auch Klein ohne Ursache seines Amtes entsetzt und aus München verbannt. Die Veranlassung war diese.

Während der Gefangenschaft Pius VI. war zu Augsburg folgende Gebetsformel erschienen: „Allmächtiger, ewiger Gott, unser Herr und Vater! siehe herab auf deine Gemeinde, welche sich niederwirft vor dem Throne deiner Allmacht und Güte, und erhöre unser demüthiges Flehen für den Stellvertreter deines Sohnes auf Erden, für unser geistliches Oberhaupt, für den Vorsteher unserer heiligen christkatholischen Kirche. Wie in den Zeiten, da Petrus in

den Händen des Herodes war, die Gläubigen von Jerusalem ohne Unterlaß das Gebet für ihn zu dir verrichteten (Apstg. 12, 4), so beten auch wir für Pius VI., den der unerforschliche Rathschluß deiner allweisen Vorsehung mit Kummer überhäuft, und zur Prüfung seiner Tugend der Verfolgung übergeben hat. Wende ab, o Herr, von ihm diese Drangsale; erfreue deinen Diener mit dem Strahle deiner Gnade; führe ihn zurück an den Sitz, den er verlassen mußte; ändere die Sinnesart seiner Verfolger; nimm hinweg ihre Verblendung, auf daß sie in ihm deinen Gesalbten erkennen und ehren; erfülle unsere Hoffnung, auf daß unser Glaube nicht wanke; denke an die Worte deines Sohnes, der seine Kirche auf diesen Felsen gebaut und verheißen hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Laß nicht zu, o Gott, daß, wenn der Hirt geschlagen ist, auch die Schafe zerstreut werden; gieb deinem Diener Stärke in der Versuchung, damit er nicht unterliege; gieb ihm ein Herz voll unerschütterlichen Vertrauens auf deine Güte, voll demüthiger Ergebenheit in deinen Willen, voll Sanftmuth und Liebe gegen seine Feinde; tröste deine Kirche, die da trauert um ihren Führer, segne sie, erhalte sie dir! Du hast sie erkauft von der Welt mit dem Blute deines Sohnes, du hast sie erwählt zu deinem Erbtheile, damit sie dich erkenne und liebe und dereinst ewig glücklich sei in ihren Gliedern im Genusse deiner Seligkeit, die du bereitet hast jenen, die dich lieben. Durch Jesum Christum, deinen Sohn unsern Herrn. Amen." Dieses Gebet wurde täglich in allen Kirchen Baierns öffentlich gebetet. Als im Jahre 1809 Pius VII. ebenfalls gefangen nach Savona und später nach Fontainebleau geführt wurde, ward dieses Gebet mit Veränderung des Namens Pius VI. in Pius VII. abermals allgemein gebetet. Das ward aber nun zu einem Staatsverbrechen erklärt und zu einem Beweis einer Verschwörung gegen den Kaiser von Frankreich gestempelt. Klein, der in Folge der beständigen Anfeindungen seitens der Neologen auf der Proscriptionsliste stand, mußte der Verfasser und Verbreiter dieses Gebetes sein. Ohne daß er auch nur gehört wurde und sich vertheidigen konnte, wurde er aus München verbannt. Laut eines Ministerialrescriptes vom 11. September 1811 mußte er binnen 24 Stunden sich erklären, wo er in den ihm bezeichneten Kreisen seinen Aufenthaltsort nehmen wolle. Er wählte Neuburg an der Donau.

Wie dieser willkürliche, rechtslose Gewaltact der Regierung

in der Stadt München von allen Gutgesinnten aufgenommen wurde, zeigt folgende gleichzeitige Aufzeichnung: „Diese Nachricht war ein Donnerschlag für mich, sowie für alle seine Freunde und Verehrer, besonders für seinen vertrautesten Freund Sambuga, an dessen zu frühem Tode diese schmerzliche Trennung die Haupturſache war. Denn der edle Klein war unserem unvergeßlichen Sambuga im wahren Sinne Geistesvater, indem er ihn eigentlich erst für den höheren Sinn der heiligen Kirche geboren hat. Auch liebten sie sich innig mit himmlischer Liebe, und es war ein freudiger Anblick für mich, die beiden gottliebenden Männer oft mit einander conversieren zu sehen; Ehrfurcht und Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit, Hochachtung und Demuth begegneten sich in eines jeden Auge; einer hätte sich gerne dem anderen zum Schüler unterwerfen wollen, und ein jeder war dem anderen Lehrer. Welch' ein Schmerz, als dieses heilige Band mit dem Schwerte der Ungerechtigkeit getrennt werden sollte! Sie durften sich nun nicht mehr öffentlich einander sehen und sprechen: nur an einem dritten Orte, in den Abendstunden, kamen sie zusammen, furchtsam und schüchtern, wie die Jünger des Herrn nach seinem Tode aus Furcht vor den Juden... Klein, der würdige Mann, der Verfolgte um der Gerechtigkeit willen, ging in jenen Tagen nach Bogenhausen[1]), um zu fragen, welches Verbrechens man ihn denn beschuldige, da man seine Verbannung ausgesprochen habe? Allein er ward im Garten stehen gelassen, und ihm nur im Vorbeigehen gesagt: „Sie haben Grundmayr'sche Grundsätze, Jesuitengeist!! . . . Tief trauerten seine Freunde; aber Männer von Ansehen, welche Anstellungen hatten, zitterten und getrauten sich nicht mehr, sein Haus zu betreten, aus Furcht, auch ihrer Stelle entsetzt zu werden, wenn man sie zu ihm hineingehe sähe. Denn es schlichen jeden Abend Spione um seine Wohnung, um aufzulauern, wer da aus- und eingehen werde. Am 3. November Abends nahm er dann Abschied in unserem Hause von seinem treuen Freunde und Schüler Sambuga, um 4 früh Morgens verließ er die Stadt."

Gegenüber diesem brutalen Gewaltact der kirchenfeindlichen Regierung war das General-Vicariat des Bisthums Freising machtlos. Wie sehr diese kirchliche Behörde von der Unschuld Klein's überzeugt war, beweisen die für Klein nach Augsburg, zu dessen

[1]) Zu Bogenhausen, einem Dorfe unweit München, wohnte v. Montgelas auf seinem Landgut.

Diöceſe Neuburg gehört, überſandten Litterae dimissoriales, in denen es heißt: „Wir bezeugen, daß der genannte Joſeph Klein durch eine lange Reihe von Jahren das Amt eines hervorragenden und allſeitig vollendeten Cooperators und Pfarrers zu ſeiner ganz einzigartigen Empfehlung geführt und durch Reinheit der Sitten und Ehrenhaftigkeit des Lebens ſich die höchſte Achtung erworben hat.“[1])

Großen Männern iſt es eigen, gerade im Unglück und in der Verfolgung ihre Seelengröße und den Adel der Geſinnung erkennen zu laſſen. So war es auch bei dem großen Dulder und ſtandhaften Bekenner der Wahrheit, dem ſeines Amtes entſetzten, von Haus und Hof verjagten Klein der Fall. Einem hohen Staatsbeamten in München gegenüber, der ſeine Gewalt ihn fühlen ließ, bemerkte Klein: „Ich habe auch noch Chriſtenblut in meinen Adern und bin bereit, mein Leben für die Wahrheit hinzugeben, die ich vertheidigen muß.“ Wie ein Augenzeuge berichtet, betete der Verbannte zu Neuburg oft mit gegen Himmel erhobenen Augen und Händen aus der Fülle ſeines Herzens: „Wie kann ich dir, o mein Gott, genug danken, daß du mich gewürdigt haſt, nur etwas weniges mit deinen hl. Apoſteln um der Gerechtigkeit willen leiden zu dürfen; ſie wurden ja auch von einer Stadt zur anderen verfolgt!“ Bei einer anderen Gelegenheit äußerte er: „Jetzt weiß ich, warum ich Seelſorger geworden bin; noch nie habe ich meinen Beruf ſo deutlich erkannt, als jetzt in den Tagen der Prüfung.“ Die Geſinnung ſeines echt prieſterlichen Herzens, das aus Liebe zu Gott und der von ihm geſtifteten Kirche zu jedem, auch dem ſchwerſten Opfer mit Freuden bereit war, offenbaren ſeine Briefe aus der Verbannung.[2]) Am 24. Dezember 1811 ſchreibt er: „An dem mir von der Vorſehung angewieſenen Orte habe ich Ihre innere Ruhe und Zufriedenheit mit Vergnügen wahrgenommen. Ich konnte es auch von Ihnen nicht anders erwarten, da ich von Ihrer feſten Anhänglichkeit an Gott und ſeine weiſeſten Anordnungen ſo ganz überzeugt bin. . . . Auch ich bin zufrieden und lebe nur mir ganz

[1]) Testantes praedictum Josephum Klein per longissimam annorum seriem tam Cooperatoris, quam Porochi egregii omnibus numeris absoluti munus cum prorsus singulari sui commendatione obiisse, nec non ob morum integritatem et vitae honestatem sese aestimatisimum reddidisse.

[2]) Mitgetheilt v. Pater Werner in „Felder, Literaturzeitung für katholiſche Religions er“ 1823.

allein. Manchmal will mich eine Traurigkeit anwandeln, besonders zur Abendstunde, wo ich mich der Umgebungen von Freunden erinnere, ich wende mich aber zu Gott und suche meine Unterhaltung in einem guten Buche." In einem Briefe vom 27. April 1812 heißt es: „Für einen verfolgten Mann ist es kein geringer Trost, wenn er auf Freunde zählen kann. Ich danke Gott und bitte ihn täglich um Erhaltung derselben. Zwar muß ich bekennen, daß Gott mir in meiner Lage hinlängliche Gnade und Stärke gegeben habe, und noch giebt. Indessen sehnt sich der von Gottes Anschauung noch entfernte Mensch in der Welt nach Freunden und freut sich ihrer Theilnahme. Hat ja auch der hl. Paulus, der gewiß überflüssige Gnade und Stärke von Gott hatte, sich in seinen Briefen um Freundschaft beworben. . . . Ich unterhalte mich dermalen mit Lesung der griechischen Kirchenväter. . . Ein verehrter Freund hat mir dieser Tage eine Litteraturzeitung vom geistlichen Fache geschickt, die mich sehr freut und erbaut: ich sehe, daß Gott seine Hand noch nicht abgekürzt hat. Es giebt noch Männer, die für Gott und sein Haus mit feurigem Ernste kämpfen. Eine Abhandlung darin hat mich besonders angesprochen; sie ist ein Triumph für Christus und seine Kirche. Der Verfasser derselben ist einer unserer Freunde, der Ihnen nicht unbekannt ist. . . Nach und nach ist mir zu Neuburg das Vergnügen geworden, daß viele fromme Seelen mir ihr Zutrauen schenken, besonders zur österlichen Zeit. Sie sind mit Ihrem Gewissens-Rathe zufrieden? ich zweifle nicht daran. Hüten Sie sich vor allzugroßer Strenge! der mittlere Weg ist der Weg der Heiligen."

Kleins Freunde sehnten sich sehr nach dem Verbannten. Sie hatten deßhalb den Plan entworfen, an einem dritten Orte, einige Stunden von München, eine Zusammenkunft mit ihm zu veranstalten. Mit welcher Loyalität Klein sich den seitens der Regierung ungerechter Weise über ihn verhängten Anordnungen fügte, zeigt sein Brief vom 10. August 1812, den er auf diese Einladung an seine Freunde schrieb: „Die Nachricht von dem Besuche, der mir kommenden Herbst auf dem Landgut des Herrn Obermatt werden soll, hat mich sehr erfreut; ich sehne mich darnach. — Mir ist zwar der Isarkreis verboten worden, in welchem jenes Landgut liegt; ich habe aber dieser Tage nach München geschrieben, denn ohne Vorwissen der Regierung will ich keinen Schritt thun. Ich hoffe noch vor dem Ende dieses Monats eine bestimmte Antwort

geben zu können. Es ist eine Plage, wenn man an seiner Freiheit so sehr beschränkt ist! Doch — Gottes Wille geschehe! Sein Name sei gebenedeit!" Als aber von der Regierung eine abschlägige Antwort erfolgte, schrieb der großmüthige Dulder: „Ich hätte gewünscht, Sie diesen Herbst persönlich zu sprechen. Aber Gott hat es nicht gewollt; und was Gott will, oder nicht will, dem können und dürfen wir nicht widersprechen. Wir müssen am Kreuze hangen und harren, bis eine milde Hand kommt, und uns frei macht; und diese Freiheit kommt, hoffe ich, doch noch. . . Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß die Freundschaft, welche unter Gottes Garantie gestiftet worden ist, weder durch Zeit noch Ort zerstörbar sei." — Als man Klein schrieb, der Minister habe bei einer Gelegenheit gesagt: „Wir sind zu weit gegangen!" antwortete er: „Sie haben mir so schöne Sachen geschrieben, die mein Herz erwärmen und freuen. Es ist wohl wahr gesagt: „Wir sind zu weit gegangen!" Gott gebe, daß man eben so nahe wieder zu der Wahrheit zurückkehre, als man von ihr abgewichen ist! . . . In den ehemaligen Reichsstädten war die lobenswerthe Gewohnheit eingeführt, aus Respect gegen unsere hl. Religion an Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes nicht nur alle Buden, Kaufläden u. s. w., sondern auch die Thore der Stadt zu sperren. Möchten jetzt wenigstens die Lese- und Leihbibliotheken gesperrt werden, wo Kopf und Herz so vieler jungen Leute verdorben und im eigentlichen Sinne des Wortes verkrüppelt werden! Man sieht kaum einen Bäckerladen mehr, wo nicht die Tochter vom Hause einen Roman vor sich liegen hat. . . . Ich will meinen Bemerkungen Einhalt thun, da Sie so gut als ich einsehen, was alles theils auf die Seite geräumt, theils wieder hervorgesucht werden sollte. Wir wollen Gott bitten, daß Er das große Werk, welches im Kleinen beginnt, (die Rückkehr des Zeitalters zu besseren Gesinnungen) vollbringen wolle; vorzüglich, daß Er den Baal, von dem alles Unheil ausgeht, und vor dem bereits Bürger und Landleute ihre Kniee beugen, den hohläugigen, taubstummen und frostigen Indifferentismus stürze; dann erst wird und kann die heilige Wahrheit, die nur Eine ist, triumphiren."

Einem weiteren Briefe entnehmen wir sein nüchternes Urtheil über die Begebenheiten seiner Zeit. „Ihre Wünsche," schreibt er vom 7. Januar 1814, „zeugen von Ihrer unwandelbaren Herzensgüte gegen mich, und von Ihrer Anhänglichkeit an die hl. Kirche

Gottes, es sind auch ganz die meinigen. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht für die Erhaltung, Verbreitung und Verherrlichung unserer hl. Kirche und für ihr Oberhaupt bete. . . . Gott hat unser Gebet erhört. Die Tage nahen heran, an denen der ungläubige Zeitgeist, der schon im Jahre 1799 bei dem Tode Pius VI. frohlockte und das Ende des Papstthums prophezeit hatte, zum zweitenmale mit Schande bedeckt wird. Wenn ich über die Ereignisse, die in unseren Tagen geschehen sind, nachdenke, und sie mit den vergangenen Zeiten, welche man die finsteren Jahrhunderte zu nennen pflegt, vergleiche, so ergreift mich immer ein Eifer und Unmuth über die Arroganz unseres Zeitalters, das sich ebenso ungerecht als schamlos auf Unkosten unserer frommen Vorfahren zu empfehlen strebt. Der zwecklose Zug nach Moskau hat nicht weniger Blut und Menschen gekostet, und ist für Frankreich, Italien und Deutschland nicht weniger verderblich gewesen, als die vormaligen Kreuzzüge. Diese hatten einen reinen und höheren Zweck; sie waren von den orientalischen Christen herbeigerufen zur Hilfe gegen rohe und wilde Horden, die alles mit Feuer und Schwert verheerten und jede Spur von menschlicher Civilisation zu vernichten drohten. Unsere protestantischen Kritiker sehen aber darin nur blinden Fanatismus und können über die damalige Dummheit nicht genug schimpfen. Und warum? weil sie von Päpsten veranstaltet waren und von den christlichen Fürsten unterstützt wurden. Sei es, daß die Vorsehung das Beginnen nicht gekrönt hat; Gott hatte seine heiligen Absichten!— Die Kreuzzüge waren doch nicht ohne allen Nutzen. Bei ihrer Rückkehr brachten die Zügler dem Vaterlande mancherlei Kenntnisse und Geschenke, welche zur Beförderung der Wissenschaften und der Cultur gedeihlig waren. Das auf wenige tausend Mann zusammengeschmolzene Heer Napoleons hingegen gab uns bei seiner Flucht aus Rußland nichts, als Seuchen und pestartige Krankheiten! . . . Sie vergeben meine Ausschweifungen. Die Achtung für den hl. Stuhl hat mich auf diesen Abweg gebracht. . . . Die bei Hanau gefangenen Franzosen haben auch hier (Neuburg) wie in anderen Städten schlimme Folgen hinterlassen. Geistliche, Aerzte, Krankenwärter und alle Personen, die in nähere Berührung mit diesen Leuten gekommen sind, waren erkrankt, viele sind sogar gestorben. Ich habe oft an einem Tage drei Sterbenden beigestanden. Man konnte an der oberen Stadtpfarrei keinen Priester erhalten, da der Pfarrer und beide Kapläne krank lagen, zur Aushilfe mußte man

also einen P. Franziskaner von Ingolstadt hierher rufen, der nun die Pfarrei in seinem Ordenshabit versieht. So muß man die Zeit abwarten, sie ist die beste Lehrerin und wird noch vieles herbeiführen."

Inzwischen hatte wie durch ein Wunder Pius VII. seine Freiheit wieder erlangt. Unbeschreiblich war die Freude, welche die Herzen aller gläubigen Katholiken erfüllte. Klein schreibt hierüber am 27. April 1814: „Herzlichen Antheil habe ich genommen an den jubelnden Aeußerungen, die Sie mir gefälligst mittheilten; sie sind Ausgüße Ihres frommen Herzens. Ich kann es glauben, daß der hl. Ostertag seit Menschen Gedenken nicht mehr so feierlich begangen worden sei. Es hat aber auch der von den Todten Auferstandene seine Macht schon lange nicht mehr so sichtbar gezeigt, wie in unseren Tagen! — Sein Statthalter auf Erden war es, der in Fesseln lag, für den Tausende ihre heißen Wünsche, Gebete und Thränen zum Himmel abgeschickt haben; zu München freilich nur im Stillen; da war es mit Gefahr verbunden, öffentlich an dem Schicksal unseres obersten Hirten Antheil zu nehmen. . . . Sie erinnern sich eines gewissen Gebetes für das Anliegen unserer hl. Kirche und ihres Oberhauptes. Sie besitzen es vielleicht etwa selbst? Der Administrator des Spitals zum hl. Geiste erhielt von dem K. Staats-Ministerium den Auftrag, im Spitale nachzusuchen und die bei den Spitalerinnen vorgefundenen Exemplare zu konfisciren. Ich hatte keinen Antheil an diesem Gebete; dem ungeachtet, wie ich sicher weiß, wurde es mir zur Schuld gerechnet. Auch das kann ich tragen, ich freue mich, für Christus seines Statthalters wegen zu leiden. Ueberhaupt scheint es mir christlicher und humaner, wenn wir mit den altgläubigen Katholiken für den Papst beten, als wenn wir über den Papst schimpfen wollten, wie es unter den Protestanten und Jakobinern von jeher Sitte war. . . . Der Herr Minister hat mir nichts als Grundmayr'sche Grundsätze vorgeworfen. Ich hatte keinen Umgang mit Grundmayr; er war nie in unserer Abendgesellschaft erschienen. Wenn die Grundmayr'schen Grundsätze in dem Glauben an Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland, und an seine unfehlbare, allein seligmachende Kirche bestehen, deren Oberhaupt aus Gottes Anordnung der römische Bischof ist, da bekenne ich, daß die Grundmayr'schen Grundsätze auch die meinigen sind, die ich mit meinem Blute zu besiegeln bereit bin[1]). . . .

[1]) Ueber Frz. Grundmayr s. Felders Gelehrten-Lexikon I., 283 u. Brück, a. O. S. 407.

Vielleicht rückt die Zeit herbei, und scheint nicht mehr entfernt zu sein, wo den Freunden der Wahrheit wieder gestattet wird, freier zu athmen. Wir wollen indessen im Vertrauen auf Gott das Bessere erwarten." In einem anderen Briefe desselben Jahres schreibt er: „Von den unerwarteten Begebenheiten, die sich während meiner Verweisung von München ereigneten, will ich nichts melden. . . . Mich interessirt bei der ganzen Geschichte vorzüglich Pius, der Große, der Heilige! In der anliegenden Rede von Professor Höschl, gehalten am Dankfeste für die Befreiung des hl. Vaters, finden Sie ihn schöner geschildert, als ich es vermag. Ich bin jetzt nur noch auf die Folgen begierig, die aus der großen Geschichte hervorgehen, sie können nicht anders als wohlthätig sein. . . . Die gegenwärtigen Ereignisse haben sich so wohlthätig gestaltet, daß beinahe nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Es scheint zwar, daß der Eifer, womit die gute Sache betrieben wurde, zu erkalten beginne: ich denke aber, Gott wird seine Sache nicht verlassen. Die Vorsehung übereilt sich nicht, sie versäumt aber auch nichts. Das Hauptwerk, die Restitution des Statthalters Jesu Christi auf Erden, nach welcher die ganze christliche Welt so heiß und gierig sich sehnte, ist vollendet. An dem nämlichen Orte, zu Fontainebleau, wo der Tyrann den hl. Vater gefangen hielt und mißhandelte, mußte er seine eigene Dethronisation vernehmen und seine Abdankung geben!"

Je eifriger nach dieser plötzlichen und unerwarteten Wendung der politischen Verhältnisse in Deutschland Klein's Freunde bemüht waren, die Rückkehr desselben nach München zu bewirken, um so rastloser arbeiteten seine Feinde, neue Gewaltmaßregeln gegen ihn bei der Regierung zu erwirken. Nicht nur wurde seine Rückkehr nach München zum dritten Male abgeschlagen, sondern die K. Polizeidirection untersagte ihm auch, ohne Angabe eines Grundes, das Beichthören und jegliche Ausübung der Seelsorge in Neuburg. Das war der härteste Schlag, der diesen seeleneifrigen Priester treffen konnte. In einem Briefe v. 24. April 1815 schreibt er hierüber: „Sie haben von meinem Schicksale gehört. . . . Drei volle Jahre lebte ich zu Neuburg in stiller Ruhe, ohne mich in irgend etwas einzumischen, außer daß ich mich zur Seelsorge und zur Krankenpflege, sowohl in der Stadt, als in den Umgebungen brauchen ließ. Es ist in der Nähe keine Pfarrei, wo ich nicht von den Herrn Pfarrern an den Konkurstagen wegen Mangel der Priester zur

Aushilfe gebeten worden bin. In der Stadt gewann die Kirche, in welcher ich täglich Messe las und alle Sonn- und Feiertage Beicht hörte, das Ansehen einer Pfarrei; besonders haben mir die Soldaten viele Freude und Trost gemacht, die der Menge nach, ehe sie vor drei Jahren in's Feld nach Rußland gezogen, dann auch nach ihrer Rückkunft gebeichtet und das heiligste Sakrament des Altars empfangen hatten. Ich muß es Ihnen sagen, daß das Zutrauen, welches ich hier genoß, mich bestimmt hatte, Neuburg nicht mehr zu verlassen. — Sie mögen sich überzeugen, wie das unerwartete Benehmen der hiesigen Polizei-Direction mich betrübt habe, indem mir der Beichtstuhl, der Krankenbesuch, das Predigen und der christliche Unterricht untersagt worden ist, ohne mich zu vernehmen und zu hören, ohne mir eine Schuld oder ein Vergehen zur Last zu legen! Ich habe zur allerhöchsten Stelle in München eine unterthänigste Vorstellung gegen das polizeiliche Verfahren einbefördert; auch das bischöfliche General-Vicariat zu Augsburg hat bei der geeigneten Behörde deßfalls reklamiert, aber bis jetzt keine Antwort erhalten. . . . Das Benehmen gegen mich ist mir überhaupt unerklärbar. Man hat mich von meiner Pfarrei entfernt, die man mir kurz vorher in dem Pfarr-Organisations-Rescripte feierlich zugesichert hatte. . . . Der Herr Minister hat mir Grundmayr'sche Grundsätze vorgeworfen. Was gehen mich die Grundmayr'schen Grundsätze an? Meine Grundsätze sind die eines katholischen Christen! ich habe sie bei jeder Gelegenheit freimüthig und öffentlich bekannt. . . . Ich bin beinahe vierzig Jahre in der Seelsorge unter den Augen des Hofes gestanden; die ersten Häuser zu München haben mir ihr Zutrauen geschenkt, ohne daß je eine Klage gegen mich gehört wurde; von meinem Fürstbischof bin ich als Examinator der Geistlichen bestimmt worden. . . . Ich hatte es nicht erwartet, daß man mich, der ich in der Seelsorge grau geworden bin, am Abende meines Lebens als inhabil erklären sollte, ohne eine Veranlassung dazu zu geben. — Es geht zwar eine Sage. . . . Doch warum sollen wir uns mit leeren Sagen befassen? Mein Trost ist Gott und die allgemeine Stimmung, die sich laut für mich erhebt."

Im Verlaufe dieses Jahres sollte Kleins edle Seele noch ein anderer herber Verlust tief verwunden. Am 5. Juni 1815 starb sein geliebtester und treuester Freund Sambuga. „Wie viele Ereignisse," schreibt er am 23. Juli 1815, „drängen sich uns entgegen!

Für mich war das Wichtigste der unerwartete Todesfall des unvergeßlichen geistlichen Rathes Sambuga. Den 14. Mai hat er mir noch, freilich mit matter und kraftloser Hand, geschrieben; damals schien ihn noch ein Strahl von Hoffnung, genesen zu können, beleuchtet zu haben. Ich muß bekennen, daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, ihn noch im Leben zu sehen. An ihm habe ich einen Freund verloren! — Gott gebe, daß seine Stelle mit einem ebenso gelehrten und heiligen Priester ersetzt werde; die Wahl wird aber schwer sein. — So eilt ein Freund nach dem anderen in die bessere Welt, und mich unnützes Geschöpf läßt der Herr noch zurück. Sein Wille geschehe! . . . Und wie leben Sie? Gesund und mit Christus in Gott verborgen? Damit ist man ganz wohl daran. Wie weniger von der betrügerischen Welt, wie leerer das Herz davon ist, um so voller von der Wahrheit, und enger mit Christus!" „Haben Sie sich," so schreibt er am 10. September „über den Verlust unseres unvergeßlichen Freundes nun erholt? Ich erhalte noch immer Briefe, sogar von fernen Gegenden, die den Tod des heiligen liebenswürdigen Mannes beklagen. Ich erfahre, daß der vertrauliche Umgang, dessen er mich so viele Jahre gewürdigt hat, weit bekannter und interessanter war, als ich glaubte, und als ich es würdig war. Es scheint, daß ich durch ihn bei seinen Verehrern an Achtung gewonnen habe. Gott vergelte es ihm! — Die Aussichten für die Angelegenheiten der Kirche in Deutschland sind tröstlich. Indessen wollen wir beten und Gott vertrauen. Wunderbar sind die Wege der Vorsehung des Herrn!" In einem anderen Briefe schreibt er: „Das Andenken an unseren Freund Sambuga von Ihrer Hand habe ich erhalten. Der Selige bleibt mir unvergeßlich. Das Vaterland und unsere römisch-katholische Kirche hat eine starke Stütze an ihm verloren. Sein Sinnen und Mühen war Tag und Nacht rege, um zu helfen, zu nützen, zu warnen, wo er glaubte nützen zu können; es ist mir nicht unbekannt, wie viele Aufsätze er anonym in die öffentlichen Blätter für die Rettung der angefochtenen Unfehlbarkeit der Kirche befördert hatte. Er war fest überzeugt, daß das innere Leben, welches von Gott ausgeht und an Gott anschließt, oder mit anderen Worten, der Glaube an den lebendigen Christus nur auf dem Boden gedeihe und fortkomme, wo das lebendige Lamm Gottes geopfert und genossen wird, welches die einzige Quelle des ewigen Lebens ist. . . . In seinen letzten Briefen theilte er mir seinen Kummer und seine Besorgnisse oft

mit und klagte über Geistliche, welche nicht aus dieser Quelle schöpften, die man außer der alten römisch-katholischen Kirche vergebens sucht. Jene Geistliche waren daher auch unserem lieben Sambuga von Herzen nicht gut; sie nannten ihn und alle ihm gleichgesinnten Katholiken Hyperorthodoxen, oder was nach ihren Schriften Eines ist: Christen, die noch mehr vom Buchstaben des Christenthums gefesselt, als vom Geiste des Evangeliums lebendig gemacht und erleuchtet sind. Das ist auch meine Sünde! Lassen wir sie! unser seliger Freund ist über solche Männer zu erhaben, als daß man mit ihnen deßfalls rechten sollte. Seine Werke, und alle, die ihn näher zu kennen das Glück hatten, geben ihm das Zeugniß, daß der Verklärte ein Herz hatte voll des lebendigen Glaubens an Jesum Christum, voll von der Liebe gegen Gott und gegen den Nächsten. Nie hat man ein bitteres Wort von ihm gehört, auch nicht gegen seine erklärten Feinde. . . ." — Der Einfluß, den Klein auf den genialen Sambuga ausübte, war ein überaus segensreicher. Derselbe zeigt sich so recht in dem Kontraste[1]) der früheren Schriften Sambuga's mit denen, die er unter Beeinflussung und Mitwirkung Kleins geschrieben hat, namentlich in den Werken: „Ueber den Philosophismus, der unser Zeitalter bedroht," München 1805, „Ueber die Nothwendigkeit der Besserung," als Rücksprache mit seinem Zeitalter, München 1807, „Die Untersuchung über das Wesen der Kirche" Linz 1809 und „Der Priester am Altare", München 1815. Ebenso hatte Klein großen Antheil an der von Sambuga unternommenen Bekämpfung des falschen Mysticismus, der damals in München sein Unwesen trieb.

Dies mögen folgende Zeilen beweisen. „Von dem seligen und unvergeßlichen Freunde," so schreibt Klein in einem Briefe vom 23. Januar 1817, „habe ich im letzten Oktoberheft der Felder'schen Litteratur-Zeitung einen interessanten Nachlaß gelesen: über die Leben heiliger Seelen, beschrieben von Tersteegen und neuerdings zum Drucke befördert von Joh. Ev. Goßner. Sein fester Glaube an Jesum Christum und die Kirche erscheint hier, wie in allen seinen Schriften, im hellsten Lichte. Es ist ihm, wie jedem katholischen Christen, unerklärbar, wie man einen Tersteegen, der nicht in unserer Kirche lebte, der gegen alle Religionen gleichgiltig war, mit unter die Leben heiliger Seelen aufnehmen und

[1]) s. Sailer, Biographie Sambuga's.

als Muster aufstellen konnte. Die Lebensgeschichten sind auch so bescheiden, wie man es nicht anders von einem Protestanten erwarten kann, der das Heiligste, wodurch diese frommen Seelen zu so großer Heiligkeit gelangt sind, und das nur unserer Kirche ausschließlich angehört, blos obenhin oder gar nicht berührt. . . Der Selige (Sambuga) hat mir über diesen Gegenstand einigemal geschrieben, und ich sehe jetzt, daß er meine in dieser Sache ihm mitgetheilte Meinung nicht ungünstig aufgenommen hatte. Ich glaube auch an einen weitherzigen Jesus, wie Goßner ihn nennt, aber nicht an einen indifferenten Christus, dem alle Christen gleichgiltig sind . . . sondern an den Sohn des ewigen Vaters, der uns als die ewige Wahrheit an den Felsen hinweist, der die Grundfeste der Wahrheit ist. Die Heiligkeit gedeihet nur in der auf Petrus gegründeten Kirche, wo das Brod des Lebens gebrochen und mitgetheilt wird. Gott segne die Asche unseres Freundes, der nun in der Wahrheit ruhet."

Von Klein rührt auch der gründlich bearbeitete, anonym erschienene Aufsatz in der kath. Litteratur-Zeitung (Jahrg. 1816 Nr. 40 und 41) her, betitelt: Einige freundschaftliche Erinnerungen an den Herrn Recensenten der Leben heiliger Seelen in dieser Litteraturzeitung. Schon früher hatte er bezüglich des damals herrschenden Pseudo-Mysticismus an Sambuga folgende beherzigenswerthe Worte geschrieben: „Man behauptet, daß wohl auch bei anderen Religionsparteien und Sekten hin und wieder wahrhaft tugendhafte, rechtschaffene und unsträfliche Leute gefunden werden können. . . Und wenn einige unschuldig Irrende zu einem Grade von Heiligkeit gelangen, so sehe ich sie nach der Lehre der Theologen als Mitglieder unserer Kirche an. Die Quäcker, Herrnhuter, Wiedertäufer, Mennoniten u. s. w. alle sind von der protestantischen Kirche hervorgegangen. Dr. Luthers gottlose Lehre: daß der Glaube und das Vertrauen auf Christum allein selig mache, hat Anlaß gegeben. Durch das unermüdete Schreiben, Mahnen und Predigen von Seite der Unserigen, vielleicht auch durch das Konzil von Trient, welches die Lehre de justificatione so schön bestimmt hatte, gingen endlich Einigen die Augen auf, daß sie einsahen, der Glaube ohne die Werke sei todt. Dadurch ward zwar viel gewonnen und gut gemacht; aber zu der Wahrheit ist man nicht gelangt, die, wie Sie in Ihrem Schreiben bemerkten, nur an der Quelle, an welche uns Christus gewiesen hat, zu fin-

den ist. Weil sie denn da (aus den Schätzen der Kirche) nicht schöpften, so sind sie auf ein anderes Extrem gefallen, welches zwar nicht so verderblich ist, wie der grobe Lutheranismus, dagegen aber auf neue Irrthümer und Abwege führt. . . Tersteegen, ein berühmter Missionär der Quäcker oder Herrnhuter, führt die schönsten Beispiele von Männern und Frauen an, alle von unserer heiligen Kirche; er nennt aber die Mittel nicht, wodurch sie zur Heiligkeit und zur innigsten Vereinigung mit Christus gelangt sind. Von dem heiligsten Altarssakramente sagt er: Zu diesem habe er in seiner Seele noch keine Mahnung gespürt. Von einem Manne, der, wie es die Pietisten und Quäcker wollen, alle Wunder und Geheimnisse Jesu, jedes Wort, das einst aus dem Munde des Herrn gekommen ist, als unerläßliche Gebote ansieht, ist so was nicht begreiflich. Ein achtungswerther Justizbeamter hat mir ein anderes Buch, auch von einem Pietisten aus der Schweiz, zum Lesen geschickt. Ich habe viel Gutes darin gefunden, aber auch viel Irriges und Thörichtes. . . Ich gestehe Ihnen, daß ich mich um diese Gattung Leute nie bekümmerte; ich hielt sie für Schwärmer, die per excessum et defectum irren. Es ist gewiß Schwärmerei, daß in den Versammlungen der Methodisten alle, auch Weiber, wenn sie vom Geiste ergriffen sind, sich anmassen, zu lehren und zu predigen. Zum Lehramt muß man den Beruf erhalten haben. . . Es ist mir, wie Ihnen, unbegreiflich, wie diese Klasse von Menschen, welche vom Privatgeiste getrieben werden, bei Katholiken Eingang finden kann. Hierzu mögen die Schriften, welche von unseren Geistlichen, ich will glauben aus frommer Absicht, übersetzt und seit einiger Zeit empfohlen worden sind, viel beigetragen haben. Dadurch, scheint mir, hat man diesen Leuten ein Gewicht und eine Achtung verschafft, die ihnen nicht zukommt. Das wahre innere Leben, die innigste Vereinigung mit Gott im Geiste, und alle Mittel dazu muß man in unserer Kirche suchen; sie zeigt den sichersten Weg und bewahrt vor dem zuviel und zuwenig. . . Leben Sie indessen wohl! Vielleicht führt Gott auch noch die Zeit herbei, wo mein Verlangen nach Ihnen befriedigt wird."

Während des Jahres 1816 schien in den höheren Regionen der Regierung eine mildere Denkungsart Platz zu greifen. Mehrere exilirte Geistliche waren wieder nach München zurückgekehrt. Auf die ihm von seinen Freunden mitgetheilte diesbezügliche Nachricht antwortete Klein: „Ich kann ihnen nicht sagen, was ich hierüber

empfunden habe; . . . mir war wie dem alten Patriarchen Jakob, als man ihm die Freudenbotschaft brachte: Dein Sohn Joseph lebt! Die angebliche Umstimmung der Denkungsart scheint mir zwar noch zur Zeit kaum glaubwürdig. Dem sei aber, wie ihm wolle; ich habe meinem lieben Gott längst schon zwei Fragen aus ganzem Herzen mit „Ja" beantwortet; die eine heißt: Willst leiden, was du leidest? die andere: Willst nicht haben, was du nicht hast? Indessen, da es mir nicht zusteht, die Wege zu erforschen, welche die Vorsehung mich führen will, so darf ich auch nichts versäumen."

Dem Drängen seiner Freunde folgend reichte er nochmals eine Vorstellung in München ein, in der er um die Erlaubniß seiner Rückkehr und um Gerechtigkeit bat. Der Schluß seiner Eingabe lautete: „Meine Grundsätze sind Gott, Christus und seine hl. Kirche, für die ich lebe, dulde, leide und sterbe." Allein auch dieses Gesuch ward einfach abgewiesen. „Meine Abweisung" schrieb Klein, „kam mir gar nicht unerwartet; ich wollte bloß dem Zudringen meiner Freunde nachgeben, um mir keine Versäumnisse vorwerfen zu lassen. Das mir zugemuthete Verbrechen hat zu tief eingegriffen, als daß ich Vergebung hoffen konnte. Die Tendenz, dem Katholicismus Abbruch zu thun und auf dessen Trümmern den Indifferentismus oder gar eine neue Erde und einen neuen Himmel[1]) zu bauen, war durchgreifend, und mit unverträglicher Intoleranz verbunden. Der Strom ging unaufhaltbar seinen Gang. Man machte schon kein Geheimniß mehr, die von Moses und Christus gewirkten Wunder entweder zu entstellen oder zu leugnen. Der Welt-Heiland, das ewige Wort des Vaters, ward zum Weisen von Nazareth herabgewürdigt und mußte sich gefallen lassen, einen beliebigen Platz unter den Weisen des Heidenthums, allenfalls neben Sokrates einzunehmen. Die Mönche waren fortgeschafft und zum Schweigen gebracht; selbst Kirchen-Kanzeln zum Theile mit den Aposteln des Unglaubens besetzt. Der Prediger an der Hauptkirche zu U. L. Frau, Karl Jais, wollte vor Ungeduld die Resultate nicht abwarten; er floh aus Baiern, nahm ein Weib und ging zur Augsburgischen Confession über. Alle redlichen und guten Männer waren in Furcht gesetzt und sahen in banger Trauer den Dingen entgegen, die da kommen sollten! — Jetzt unterfängt sich ein armer elender Spital-Pfarrer, der von seinem Ordinariate

[1]) Anspielung auf Mutschelle's obengenannte Schrift.

den Auftrag hatte, die zum geistlichen Stande aspirirenden Kleriker zu prüfen, diese vor Verführung zu warnen und ihnen zu sagen: Meine guten Herrn! Die Lehren, die Ihr aus euren Schulen mitbringt, sind nicht die Lehren Jesu Christi und seiner hl. Kirche!!— Dann wurde mir das Proselytenmachen übel angerechnet, besonders die Bekehrungsgeschichte der Frau Monieur und ihrer Kinder. . . . Ueber alles dieses bin ich nicht mißmuthig; ich kann mich überzeugen, daß die Regierung nicht zurückgehen und factisch gestehen werde: Wir haben uns geirrt! — Mich schmerzt mehr die ungerechte Behandlung, mit der man mir zu Neuburg begegnet ist, wodurch ich außer alle Activität meines Berufes gesetzt werden sollte. Ich habe in meiner Vorstellung und Bitte vorzüglich um Untersuchung und um Restitution meiner Ehre, die zwar im Publikum nicht gelitten, sondern vielmehr gewonnen hat, gebeten. Meine auf strenges Recht sich gründende Vorstellung fand aber bis jetzt keinen Eingang. Ich werde noch einmal eine Bitte wagen, um Neuburg mit einem Platze im Isarkreise, der näher bei München liegt, vertauschen zu dürfen. Bin ich mit meinem letzten Gesuche nicht glücklicher, dann sei mein Schicksal dem lieben Gott empfohlen. Er mache, was in seinen Augen gut ist, sein heiliger Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!" —

Je ungerechter und rücksichtsloser die baierische Regierung den edlen Dulder behandelte, um so mehr stieg seine Verehrung und Achtung bei dem Clerus und Volk. Verschiedene Male betraute ihn das bischöfliche General-Vikariat zu Augsburg mit wichtigen Diöcesanangelegenheiten und war weit entfernt, seine Cura zu beschränken; Hohe und Niedere schätzten sich glücklich, ihm Beweise ihrer dankbaren Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Der größte Theil der Geistlichkeit in und um Neuburg wählte ihn zu ihrem Gewissensrath und Beichtvater.

Endlich erschien auch für Klein ein Stern der Hoffnung. Am 2. Februar 1817 wurde der kirchenfeindliche Staatsminister Montgelas entlassen, an dessen Stelle Graf Thürheim[1]) berufen und die bisher nach französischem Muster auf Centralisation, bureaukratische Willkür und Aufklärerei gerichtete Staatsverwaltung auf andere Bahnen gelenkt. Dieser wohlthätige Wechsel der Dinge sollte auch dem verbannten Klein zu Gute kommen.

[1]) S. Brück S. 342, 359 u. Bd. II S. 104, 114, 129, 210.

Ein allerhöchstes Reskript vom 12. April 1817 gestattete ihm die Rückkehr nach München. Einem Freunde, der Klein diese Freudenbotschaft voraus berichtet hatte, schrieb derselbe am 6. April 1817 zum letzten Male aus der Verbannung: „Ich finde nicht Worte, um Ihnen meine Achtung und mein Dankgefühl für Ihre unermüdende Güte und warme Theilnahme an meinem Schicksale auszudrücken. Die wichtige Nachricht war mir so unerwartet, daß ich sie kaum glauben kann, indem ich bis jetzt weder bei der höchsten Stelle, noch sonst irgendwo eine Vorstellung einbefördert habe. Ich kann zwar das Verfahren, womit man mir begegnet ist, nicht beruhen lassen; ich will, und bin wirklich damit beschäftigt, mein Benehmen in einem Lichte darzustellen, daß ich bei den nun so freundlich eingetretenen Umständen Eingang zu finden hoffe. Ich bin freilich nicht gewillt, um eine neue Anstellung zu bitten; das Alter hat sich bei mir in einem hohen Grade eingestellt, die männlichen Kräfte sind dahin, Sie sehen es an meiner zitternden Handschrift. Der angemessenste und für mich angenehmste Platz wäre meine alte Pfarrei, die ich nicht vergessen kann. Auch meine Freunde und Gönner kann ich nicht vergessen." — Am 29. Mai 1817 kehrte Klein nach München zurück; um alle Ostentation zu vermeiden und allen Ehrenbezeugungen, die seine Freunde und die katholische Bevölkerung Münchens ihm bereiten wollten, auszuweichen, richtete er es so ein, daß er unerwartet und in aller Stille, während der Nacht in München ankam. Wie früher, so war der nunmehr 69jährige Greis auch jetzt wieder voll Eifer in der Seelsorge thätig. — Durch das am 5. Juni 1817 geschlossene Concordat wurde das Bisthum Freising zu einer Metropolitankirche erhoben, der Sitz des Erzbischofs nach München verlegt und als dessen Cathedrale die bisherige Hof- und Pfarrkirche zu U. L. Frau bestimmt. Ganz unerwartet erhielt Klein am 26. August 1821 ein Schreiben der apostolischen Nuntiatur, in dem ihm eröffnet wurde, daß „beide höchste Autoritäten sich motu proprio bewogen fanden, den bisherigen Pfarrer Joseph Klein zum Kanonikus der Metropolitan-Kirche in München allergnädigst zu befördern." Dieser offiziellen Notifikation war die Bemerkung beigesetzt: „man erwarte, daß er sich nicht weigern werde, die ehrenvolle Bestimmung unbedingt anzunehmen, und daß er dem Willen der Obrigkeit jenen Gehorsam willig leisten werde, der ihr nach göttlicher Anordnung gebührt." Vergebens bat Klein um Entbindung von dieser ebenso verantwortlichen als ehrenvollen Ver-

trauensstelle. „Sein hohes Alter," so schrieb er an den Nuntius, „sein gebrechlicher Körper, seine genaue Bekanntschaft mit den Bedürfnissen der Zeit, ein Blick auf den tiefen Verfall der Religion und der Kirche, auf die billigen Forderungen und Erwartungen des katholischen Volkes, auf die geringen Hilfsmittel und Subsidien, welche das neue Concordat selbst zur Wiederherstellung des kirchlichen Ansehens darbietet, der profane Geist, der den größten Theil des Klerus in Deutschland unverkennbar beherrscht, kurz, alle äußeren Kombinationen müßten ihm den Eintritt in ein neues Verhältniß mißrathen, dessen dauerhafte Begründung durch heterogene Nebenumstände ebenfalls bedroht zu werden scheine." Allein die Nuntiatur ging auf die Gründe nicht ein; Klein, der von Jugend auf sich ganz von der göttlichen Vorsehung leiten ließ, gehorchte nun ohne Widerrede. Am 28. October 1821 wurde er in der neuen Domkirche kanonisch investirt. Am 5. November erfolgte die feierliche Installation des Freiherrn Lothar Anselm von Gebsattel, des ersten Erzbischofs von München-Freising; bereits am 12. November ernannte derselbe den Domherrn Klein zum Generalvicar in spiritualibus. Mit dieser neuen Würde und Bürde eröffnete sich für Klein ein weites, beschwerliches und dornenvolles Arbeitsfeld. Achtzehn Jahre lang war das Bisthum verwaist; der von den theologischen Lehrstühlen gepredigte antikirchliche und antichristliche Geist hatte in den Kreisen des Klerus und des Volkes große Verwüstungen angerichtet. Nicht nur suchte eine entschiedene Opposition des Unglaubens, der Anarchie und der herrschenden Sittenlosigkeit jedes noch so wohlgemeinte Streben der Neubelebung des religiösen und kirchlichen Lebens unter Geistlichkeit und Volk im Entstehen zu vereiteln, sondern selbst über den Sinn und die Anwendung des Concordates entstanden große Streitigkeiten, welche die Hände der erzbischöflichen Behörde lähmten. Klein mußte leider nur zu bald erfahren, daß es leichter war, die äußere Form der Hierarchie wieder herzustellen, als das innere Leben und die Sache selbst. Doch ließ er den Muth nicht sinken sondern ging mit gewohnter Gewissenhaftigkeit voll Gottvertrauen an's Werk. Mit Energie zwar, aber auch mit väterlicher Milde, suchte er den vorgefundenen Unordnungen und Willkürlichkeiten zu steuern. Namentlich war er eifrigst bestrebt, die von dem edlen Erzbischof Lothar Anselm in seinem bei Besitzergreifung der Erzdiöcese am 6. November 1821 erlassenen Pastoralschreiben (abgedruckt in Katholik Bd. 3, Beil. 1

S. 1—13) an die Geistlichkeit angekündigte Erneuerung des Geistes in dem Klerus und den geistlichen Gemeinden thatkräftig einzuleiten.

Allein bereits am 16 April 1822 rief ihn der Herr über Leben und Tod von dieser Erde ab. Sterbend sagte er zu seinem geistlichen Neffen: „Ich trage ihm ernstlich auf, laß er mich, wenn ich gestorben bin, ja nicht zu vornehmen Leuten eingraben, sondern unter meinen Spitalern will ich liegen und ruhen." Diesem Wunsche gemäß ward er am 18. April 1822, an demselben Tage, an dem er vor 50 Jahren als neugeweihter Priester zum ersten Male das hl. Meßopfer dargebracht hatte, auf dem Spital-Kirchhofe beerdigt. In den letzten Tagen seines Lebens vertheilte er die wenigen Habseligkeiten, die er sein eigen nannte, unter die Dürftigen des Spitals, so daß er, arm, wie er gelebt, auch arm gestorben ist. Ein treues Bild Kleins gab uns, nach seinem eigenen Zeugnisse, Sambuga in seiner Schrift über den Philosophismus S. 272—275 mit den Worten: „Gott ist ihm alles: Rath, Weisheit und Licht; Erweckung, Antrieb und Begeisterung; Maß, Ziel und Ordnung; Reichthum, Ehre und Glück; Zufriedenheit, Trost, Lohn und letzter Grund. Sein Herz ist immer mit Gott, denn woran sollte es sonst sich heften? Was wäre seiner wohl noch würdig? Gott ist sein Muster und Vorbild, denn woran sollte sich der Sohn spiegeln, als am Vater? Nach wessen Aehnlichkeit des Menschen Geist streben, als nach jener der Urvernunft? Sein Herz hat nur eine Richtung: Gottes Willen und Gesetz. Sein eigenes Wollen ist von Gottes Liebe verschlungen. Er kennt nur einen heiligen Willen, nur einen reinen Beweggrund? Gott ist ihm beides. Da Gott ihm alles ist, und alles über ihn vermag, so hat er, in Vergleichung mit anderen, eine ungewöhnliche Herrschaft über sich selber."

[1]) S. Joseph Anton Sambuga, wie er war. Partheylosen Kennern nacherzählt von Joh. Mich. Sailer. S. 182.

Hat das System Kneipp eine soziale Bedeutung?

Ferienuntersuchung

eines Augenzeugen mit einem Vorworte von Sr. Hochwürden Herrn Pfarrer Sebastian Kneipp.

Von

Paul Maria Baumgarten,
Sr. Heiligkeit geheimer Kammerherr, jur. utr. Dr.

Vorwort.

Mehr aufgedrungen als mit Vorliebe zum Schreiben habe ich seit vier Jahren drei Bücher in die Welt geschickt, um meine Erfahrungen der Menschheit mitzutheilen.

Handelt das erste Buch „Meine Wasserkur" davon, wie man den menschlichen Körper, wenn er krank ist, gesund machen könne, und wie mit gesundem Körper auch das Leben ein anderes wird, so habe ich im zweiten Buche „So sollt Ihr leben" Anleitung gegeben, wie man in Wirklichkeit leben soll, damit man gesund bleibt und lange leben kann, und daß der menschliche Geist mit dem Körper zusammenwirkt und beide unempfindlich bleiben gegenüber allen Strapazen und Mühseligkeiten. Und dann habe ich noch ein drittes kleineres Buch geschrieben „Rathgeber für Gesunde und Kranke": für Kranke, daß sie gesund werden, und für Gesunde, daß sie nicht wieder krank werden.

Zu dieser schriftstellerischen Thätigkeit gab mir vor allem die Beobachtung Veranlassung, daß die Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens seit wenigen Jahren immer mehr sinkt, nämlich von 34 auf 28 Jahre. Je tiefer man einen Einblick in das menschliche Leben thun kann und es von Grund aus kennen lernt, so muß man nothwendig zur Ueberzeugung kommen, daß es unter der

Menschheit noch sehr fehlt und daß Sünden begangen werden, welche die Menschheit immer tiefer herunterbringen und für ihre Lebensaufgabe unfähig machen.

Es fehlt so stark an der Abhärtung der menschlichen Natur; sie wird zu sehr verweichlicht. Es fehlt an der Ernährung; somit erhält die Natur keine gehörige Ausdauer und durch die Verweichlichung in Kost und Kleidung wird die Natur, statt widerstandsfähiger, immer geschwächter.

Das Ausgesprochene wird denn doch recht vielfach erkannt und beklagt; nur fehlt's einerseits an der lieben Einfachheit und Genügsamkeit, während anderseits oft die schreiendsten Bedürfnisse nicht gehoben werden.

* * *

Meine Auffassung und mein Urtheil hat zu meiner allergrößten Freude der Verfasser dieser Schrift: „Hat das System Kneipp eine soziale Bedeutung?" ohne alle Veranlassung meinerseits aufgegriffen; er selbst wollte auch ein Scherflein zur Besserung des Looses der Menschheit beitragen. Da in dieser Broschüre so recht vernünftig und verständig auseinandergelegt ist, was ich bezwecke, daß und wie durch meine drei Bücher die menschlichen Verhältnisse in einen besseren Zustand gebracht werden können, so möchte ich diese Arbeit einem jeden in die Hand geben, der die „Wasserkur", den „Rathgeber" oder „So sollet Ihr leben" gelesen hat.

Die Auffassung meiner Bücher ist durch deren weite und zahllose Verbreitung bekannt, und die vielen Kranken, welche zu denselben greifen, mehr aber noch die vielen Geheilten, geben den Beweis, daß die Sache recht ist.

Es thut mir wirklich wohl, wenn ich ein Menschenherz finde, das mich unterstützt in meiner Last und mitarbeitet an der Verbesserung der menschlichen Verhältnisse; ich bin aber überzeugt, daß auch die Leser meiner Bücher sich dafür interessiren und sich erfreuen werden, wenn sich eine Stimme hören läßt, die sich in den Dienst der guten Sache stellt.

Was mir aber ganz besonders gefällt, ist der Umstand, daß

der Verfaſſer meinen Gedanken aufgefaßt hat, daß meine Bücher nicht blos geleſen werden ſollen, ſondern daß man auch darnach leben muß, damit die ſoziale Frage, über die ſoviel geſprochen und geſchrieben wird, endlich einmal verſchwinde. Meine Bücher und mein Syſtem auf ihre ſoziale Bedeutung geprüft und das Reſultat gemeinfaßlich dargeſtellt zu haben, iſt das große Verdienſt der hier veröffentlichten Schrift.

Jeder Menſch, Reich oder Arm, Hoch oder Nieder, kann an der Hand meiner Rathſchläge ein glückliches Leben führen und ſich dadurch ein glückliches ewiges Loos im Jenſeits bereiten. Ich entlaſſe das Büchlein mit dem Wunſche, daß es einen recht zahlreichen Leſerkreis finden möge.

Wörishofen, den 28. Auguſt 1893.

Sebaſtian Kneipp,
Pfarrer.

Digitized by Google

Hat das System Kneipp eine soziale Bedeutung?

Obschon der hochwürdige Herr Pfarrer Kneipp von Wörishofen bereits drei Bücher geschrieben und mancherlei kleine Schriften in die Welt hat gehen lassen, worin er sich entweder im Allgemeinen über die Wasserkur, oder im Besonderen über einzelne Theile seines Heilverfahrens äußert, so ist doch die Gesammtheit der von Pfarrer Kneipp mit zäher Ausdauer und seltenem Erfolge verfolgten Ziele den allermeisten Menschen noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Wenngleich es wohl kaum einen gebildeten Menschen in Deutschland giebt, der den Namen des Wörishofener Pfarrers nicht kennt, so bestehen doch über sein Thun und Lassen so merkwürdige Vorstellungen in der breiten Masse des Volkes, daß es sich wohl verlohnt, die Feder in den Dienst des Pfarrers Kneipp zu stellen und einmal knapp zusammenzufassen, um was es sich eigentlich handelt. Im Besonderen ist es der Mühe werth auf die soziale Bedeutung des Systems Kneipp einzugehen, da sich die Wasseranwendungen nun einmal ganz und gar nicht von den übrigen, tief in das gesammte Volksleben einschneidenden Vorschriften über die Lebensgestaltung trennen lassen. Beleuchtet man das System Kneipp unter diesem Gesichtswinkel, so muß man auch denjenigen, wenigstens theilweise, bekehren können, dem die Wasserkur als etwas Lächerliches vorkommen sollte. Und daß es zahlreiche derartige Menschen — nicht blos im Stande der Aerzte — gibt, ist eine offenkundige Thatsache. Und nun zunächst ganz im Allgemeinen: Worin besteht das System Kneipp und was will Pfarrer Kneipp mit seinem System erreichen?

Das System Kneipp besteht erstens aus Wasseranwendungen, zweitens aus Vorschriften über die Lebensweise. Die Wasseranwendungen setzen sich in bunter Mannigfaltigkeit aus einer Reihe von Güssen und Halbbädern zusammen, bei denen stets das kälteste Wasser angewendet wird unter ausdrücklichem Verbote des nachherigen Abtrocknens oder gar des Trockenfrottirens. Die Anwendungen werden im Zustande hochgradiger körperlicher Erwärmung genommen und die Wiederherstellung der durch die Anwendung verlorenen Körperwärme durch starke Bewegung ist strengste Vor-

schrift, wenn anders die Anwendungen, statt zu nützen, nicht schweren körperlichen Schaden herbeiführen sollen. Warmes Wasser wird, außer zu örtlichen Kräuterbädern oder Kräuteraufschlägen, bei denjenigen Kranken benutzt, die sich zum guten Empfang der Kaltwasseranwendungen nicht vorher die nöthige Körperwärme auf natürliche Weise verschaffen können. Die künstliche Erhöhung der Temperatur im Körper durch warmes Wasser ist also nur die Vorbereitung auf die Kaltwasseranwendung. Der sehr beschränkte Gebrauch von lokalen Dampfbädern kommt in diesem Zusammenhange nicht in Betracht. *Vieles von dem, was Pfarrer Kneipp verordnet, ist nicht neu*, denn die Wasserheilmethode ist uns andeutungsweise schon aus der alten Geschichte bekannt und unsere Zeit kennt zahlreiche Wasserheilanstalten. Aber das tiefeingehende Studium über die Wirkung des Wassers bezüglich der Dauer seiner Anwendung und die Verschiedenheit der Güsse und Bäder und ihre Wirkung in geeigneter Zusammenstellung und heilkräftigem Wechsel ist alles sein Werk.

Die Vorschriften über die Lebensweise, wenn sie schon für den die Wasserkur Gebrauchenden von unabweisbarer Nothwendigkeit sind, stellen sich auch für die gesunden Menschen in solcher Wichtigkeit dar, daß nur blinder Unverstand ihre Bedeutung für das allgemeine Volkswohl und ihren Einfluß auf den sozialen Streit der Klassen leugnen kann. Die Reorganisation des menschlichen Zusammenlebens nach den Vorschriften des Pfarrers Kneipp greift nicht die Gesellschaftsordnung an, um sie zu vernichten und auf ihren Trümmern etwas Neues aufzubauen; sie richtet sich vielmehr durchaus an den Einzelnen, der angeleitet werden soll, wie er mit den geringsten Mitteln und mit den bescheidensten Ansprüchen am Ruhigsten, Zufriedensten und am Gesundesten zu leben vermag. Von dem „großen Kladderadatsch" der Sozialdemokraten ist dabei nicht die Rede, sondern echt staatsmännisch soll der Einzelne gebessert werden, dann wird sich die Besserung der Gesammtverhältnisse, unter denen wir leben, als ganz naturgemäße Folge von selbst ergeben.

Man kann alles kurz zusammenfassen, indem man sagt: „Die Anwendung des Wassers in oben erwähnter Form *und* eine abhärtende, von allen künstlichen, unnatürlichen, vergiftenden Zuthaten freie Lebensweise — das versteht man unter „Kneipp-Kur", das nennt man „Kneipp-Heilverfahren."

I.

Daß der hochwürdige Pfarrer Kneipp allerlei körperliche Gebrechen heilt, und für viele Kranke, welche fast alle Hoffnung aufgegeben, ein Heilmittel kennt, weiß heute Jeder. Daß aber auch die Heilung des größten Uebels unserer Zeit, der allgemeinen Unzufriedenheit, die in der Sozialdemokratie ihren codifizirten Ausdruck gefunden hat, in sein Gebiet fällt, wird von den Wenigsten bemerkt und von fast Niemanden verstanden.

Abgesehen davon, daß Pfarrer Kneipp als katholischer Priester ganz selbstverständlich durch die eifrige Verwaltung der Gnadenmittel der katholischen Kirche diesem Zeitübel mit Macht zu Leibe geht, hat er uns aber auch in seinem System, wie man leben soll, ein Agitationsmittel an die Hand gegeben, mit dem man Bebel, Liebknecht und Genossen mehr Anhänger abwendig machen kann, wie mit allen modernen Arbeiterschutzgesetzen.

Exempla trahunt, gutes Beispiel geben ist das beste Ueberzeugungsmittel. Von diesem Gedanken ausgehend, hat Papst Leo XIII. mit tiefem Verständniß für unsere zerfahrene Gesellschaftsordnung ein hehres Beispiel einer zufriedenen und glücklichen Familie wieder auf's Neue der Menschheit zur Nachahmung vorgestellt, nämlich die heilige Familie von Nazareth, Maria und Joseph, mit ihrem göttlichen Sohne Jesus. In ihrer armen Zimmermannshütte herrschte äußerste Einfachheit, ja Armuth, verbunden mit Entsagung und Opfermuth im wahren Sinne, ohne welche Friede und Glück in keiner Familie bestehen kann.

Was der heilige Vater in theoretischer Weise den Menschen vorstellt, Pfarrer Kneipp übersetzt es in's practische Leben, indem er die Mittel an die Hand giebt, wie man einfach leben kann, soll und muß, und dabei doch im Stande ist, allen seinen Pflichten zu genügen, und zwar besser und nachhaltiger, als man es in anspruchsvoller Lebensweise je zu leisten vermag. Und dabei wendet sich der hochwürdige Herr nicht etwa an die armen Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner, sondern sein Wort tönt den Reichen, den mit Glücksgütern Gesegneten wie Posaunenschall in die Ohren; sie können sich seinen Lehren nicht verschließen; und wenn sie von ihm bekehrt sind, dienen sie als Beispiel denen, die bisher mit Neid zu ihnen aufgeschaut haben.

Die Alten hatten ein Sprichwort, das lautet: Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano; man muß beten um

einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. So richtig das ist, so darf man aber mit dem gleichen Rechte sagen, daß sehr häufig eine volle Wiederherstellung der körperlichen Kräfte auch eine Gesundung des erkrankten Geistes nach sich zieht. Und gerade die erstaunlichsten Heilungen, die man hier in Wörishofen gemacht hat, beziehen sich auf eine Wiederherstellung der geistigen Fähigkeiten, dadurch, daß man das Wohnhaus des Geistes, die habitatio animae, wieder in den naturgemäßen Stand setzte. —

Wie die Formen des menschlichen Elendes in zwei scharf geschiedenen Arten bei den Reichen und bei den Armen auftreten, so wendet sich Pfarrer Kneipp auch in durchaus verschiedener Weise an die beiden Heerlager im socialdemocratischen Streite, um Frieden und Versöhnung herbeizuführen. Wer freilich dem ganzen System des Pfarrers Kneipp mit jenem bedauernden Achselzucken der modernen Überhebung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber steht, für den ist auch die sociale Mission des Wörishofener Seelenhirten eine verlorene. Und wie der Heiland bei seiner Geburt sich nur an die Menschen wendete, die eines guten Willens sind, und diesen Frieden verkündete, so kann auch sein Nachfolger im Priesteramte nur bei denen ein gutes Wort anbringen, deren Ausblick in das Chaos unserer gesellschaftlichen Zustände nicht ganz durch die lichtlose Brille des Kapitalismus, der Ausbeutung, der Bureaukratie, der Gottentfremdung und Verachtung der Mitmenschen verdunkelt ist.

II.

Kommt da so mancher Mann nach Wörishofen in dem Gedanken, sich dort durch Anwendung der Wasserheilmethode von einem Uebel heilen zu lassen. Die Wünsche desselben gehen gar nicht weiter, wie blos dahin, geheilt zu werden. Er bringt die richtige Disposition mit, das heißt, er ist ernstlich gewillt mit Gewissenhaftigkeit auszuführen, was ihm verordnet wird und sich allem dem zu unterziehen, was zur Ausheilung seines Uebels für erforderlich geachtet wird. Man sieht ihn dann auch morgens barfuß auf den Wiesen hinter dem Kinderasyl; pünktlich kommt er in die Badeanstalt, um seine Wasseranwendungen zu machen, und Nachmittags kann man ihn an der Mühle sehen, um im Wasser zu gehen. Auch Kraftsuppe löffelt er aus Leibeskräften und Malzkaffee schluckt er hinunter, obschon ihm Bohnenkaffee viel besser schmeckt. Sind die zuerst gegebenen Vorschriften erledigt, so stellt

er sich wieder in der Sprechstunde ein, um zu hören, wie die Kur weiter fortgesetzt werden soll. Nachher sieht man ihn auch am Sebastianeum Kohlen und Coaks abladen und bei seinem Hauswirthe sägt er Holz, um sich die nöthige körperliche Bewegung zu verschaffen. Barfuß läuft er über die Steine, hütet sich aber wohl Jemanden zu sagen, daß ihm die ganze Sache fast unerträglich vorkommt. Er freut sich schon darauf, wenn er nach seiner Wiederherstellung nach Hause fahren kann, um sich am Stammtische dafür schadlos zu halten, was er in Wörishofen hat entbehren müssen. Er malt sich schon im Geiste aus, wie er zu Hause hübsch fein erst um acht (oder gar noch später) aufstehen, wie er beim Frühstück gemächlich die Zeitung lesen und nach zwei, drei Stunden Arbeit zum Frühschoppen gehen wird u. s. w. u. s. w. Kurzum der ganze alte Schlendrian, durch den er sich seine Krankheit zugezogen hat, soll fortgesetzt werden.

Das ist so der Typus eines Patienten, wie sie der Pfarrer Kneipp nun einmal ganz und gar nicht ertragen kann. Denn damit ist doch nur recht wenig gewonnen, daß einer zwar gesund nach Hause geht, aber die nächste Gelegenheit wiederum krank zu werden nicht meidet.

Der Zweck des Pfarrers von Wörishofen ist ein viel höherer. Ihm gilt es, außer der Wiederherstellung der Gesundheit, ein dreifaches anzustreben, nämlich Abhärtung des Körpers, um ihn gegen alle möglichen Einflüsse unempfindlich zu machen, gründliche Reform der modernen Kleiderwirthschaft, die den Körper an allen Ecken und Enden einzwängt und den Blutumlauf stört, sowie sachgemäße Vereinfachung der Lebensweise, wodurch eine gedeihliche Bedürfnißlosigkeit herbeigeführt wird.

Im Bewußtsein der Thatsache, daß mit den verweichlichten Körpern der erwachsenen Menschen in unseren gebildeten Klassen nur in den seltensten Fällen eine durchgreifende, nachhaltige Abhärtung des Körpers erreicht werden kann[1]), verfährt unser Pfarrer ge-

[1]) Dr. Möser macht in einem Vortrage über das System Kneipp auf eine Thatsache aufmerksam, die in diesem Zusammenhange erwähnt werden muß. Er sagt: „— Denn daß auch die Ärzte immer zahlreicher der Bewegung folgen werden, ist zweifellos. Es ist ja bekannte Thatsache, daß so mancher Arzt schon längst mit der Wasserbehandlung begonnen hätte, wenn er nicht die wasserscheue und arzneisüchtige Klienten von sich abzustoßen gefürchtet hätte. Nun werden die Wege ebener.

rade wie unsere katholischen Missionare. Diese wissen durch lange Erfahrung, daß mit den erwachsenen Heiden meistens nur schlechte Bekehrungsgeschäfte zu machen sind; sie wenden sich daher mit besonderm Eifer den Kindern zu, deren jugendlicher Verstand noch nicht durch die Vorurtheile des Heidenthums angesteckt ist. Sie geben wirkliche, überzeugte Christen ab, wenn sie herangewachsen sind.

Das Gleiche gilt von der Abhärtungsmethode Kneipp. Das goldene Büchlein über die Erziehung der Kinder zu wetterharten Menschen liefert Erfolge von um so größerer Bedeutung, als man an derartig erzogenen Kindern sehen kann, bis zu welchem Grade der Abhärtung die Natur gelangen kann, wenn sie nicht vorher durch Verweichlichung verdorben worden ist. Solche Buben geben dereinst Soldaten ab, die wirklich Strapazen aushalten können; sie werden Fabrikherren, die an Arbeitsausdauer mit ihrem stärksten Arbeiter wetteifern; der Staat erhält Beamte in ihnen, die nicht alle Jahre nach Karlsbad, Marienbad, Ems oder, wer weiß sonst wohin, auf Urlaub zu gehen brauchen; die Wissenschaft erhält Professoren ohne Brille und eingedrückten Brustkasten, die Kirche Priester, die auch den größten Anforderungen des Beicht-

Kneipp's unvergängliches Verdienst ist es eben, daß er durch seine Autorität, die sich auf eine Reihe glänzender Heilerfolge stützen durfte, die breitesten Schichten des Publikums von der Unschädlichkeit, richtiger von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Kaltwasser-Anwendung zu überzeugen vermocht hat. — Wie lange ist es her, daß z. B. bei Masern und Scharlach das Wasser wie Gift gefürchtet war und der Arzt, der es zur Anwendung vorzuschlagen den Muth gehabt hätte, als ein Ignorant oder leichtsinniger Experimentator davongeschickt worden wäre. Wie tief die Vorurtheile gegen das Wasser selbst in sogenannten gebildeten Kreisen noch immer wurzeln, dafür ein kleines Beispiel. Ich wurde vor noch nicht langer Zeit an das Krankenbett einer vornehmen, älteren Dame gerufen. Dieser empfahl ich gegen die geklagten Beschwerden unter anderem, sie sollte im Bett ein Paar nasse Leinenstrümpfe und darüber ein Paar trockene wollene nehmen. — „Um Gottes willen, Herr Doctor, was rathen Sie mir da? Das wäre ja mein Tod! Seit zehn Jahren ist kein Tropfen kaltes Wasser an meine Füße gekommen." — Ich gab jedoch nicht nach mit Ueberredungsversuchen, bis sich die Dame zu dem Experiment bereit erklärte, — mit Schaudern und Ängsten. Selbstverständlich vertrug sie die Application sehr gut und war von dem Resultat sehr befriedigt. — Jetzt sehen wir auf die Autorität eines Laienarztes hin vornehme Damen und Herren barfuß laufen, selbst im Schnee, die sich niemals dazu verstanden hätten, wenn ihr Hausarzt es ihnen verordnet hätte. Ebenso steigen sie kühn in's kalte Halbbad hinein und unabgetrocknet legen sie wieder ihre Kleider an!" —

stuhles, der Kanzel und der Seelsorge gewachsen sind. Die Krankenzimmer der Seminare und Institute werden sich entvölkern, dagegen die, leider meistens noch fehlenden Badezimmer und Gießräume belagert sein.

Das sind Vortheile, die mehr oder weniger dem Stande zu gute kommen, in dem einer lebt. Weit wichtiger dagegen sind die Vortheile, welche die Allgemeinheit aus solchen Thatsachen schöpft. Denn haben wir eine Generation vor uns, deren Körper hart wie Stahl ist, dann haben wir auch zugleich characterfeste Menschen in der Welt. Halbheiten, mit denen unsere Gesellschaft überfüllt ist, haben in einer solchen Welt keinen Platz. Nicht jedes Unglück wirft den Mann geistig und körperlich darnieder. Muthigen Auges mißt er sein Unglück, um es mit Kraft und Würde zu tragen.

Sagt da so ein Sozialdemokrat, wenn er sieht, wie ein hochgestellter Mann aus Furcht oder Ehrgeiz seine Überzeugung verkauft: „Seht, der will über uns Arme herrschen, der weiß ja nicht einmal, was er selber will. Der hat gar kein Gewissen und keine Ueberzeugung." Ohne daß die Thatsachen ihn sofort Lügen strafen, könnte er das nicht sagen, wenn die Menschen dafür sorgten, daß sie durch ihren Körper auch ihren Geist abhärteten und sich so zu Characteren heranbildeten. Wer gegen sich selbst hart ist, wird um so weicher in Beurtheilung Anderer, er wird mitleidig und jene himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen Untergebene jeglicher Art und jeglicher Gattung würden sich bedeutend vermindern. Die Geschichte zeigt uns, daß abgehärtete Völker Gerechtigkeit übten; daß aber dieselben Völker, wenn sie verweichlichten, wohl eine größere formale Gerechtigkeitspflege besaßen, dagegen in Gefühl wie Praxis jegliches Rechtsbewußtsein verloren hatten. Ihre Gesetzbücher liehen nur das Kleid her, um ihre Ungerechtigkeiten zu bemänteln.

Wer die Abhärtung will, weiß wohl, daß dazu kaltes Wasser gehört. Aber kaltes Wasser allein thut's nicht. Dazu gehört an zweiter Stelle eine gründliche Umbildung der Bekleidungsweise, sonst nützen alle Güsse und Anwendungen herzlich wenig. Damit kommen wir an ein sehr heikles Kapitel. „Ja, kaltes Wasser, das ließe ich mir schon gefallen, aber nicht mehr die Mode mitmachen, das könnte ich nicht." So sagen zwar wenige, denken aber die meisten Damen. Und wenn so ein kranker Gigerl nach Wöris-

hofen kommt, dann läuft er hier wohl barfuß, zieht ein Gesundheitshemd an, läßt seine Derby-Handschuhe zu Hause und die Luft umspielt den freien Hals, der vorher in 6—8 Centimeter hohe, enge Kragen eingezwängt war. Das ist ja eine Freude, Leute hier zu sehen, die ihrem Körper einmal wirklich gönnen, daß er menschenwürdig lebt. Und den Leuten selbst macht es Freude, wenn sie die Hühneraugen in den Sandalen nicht schmerzen. In die erste Sprechstunde kommen sie wo möglich schon barfuß. Aber wenn dieselben wieder zu Hause sind, dann ist es mit der Herrlichkeit bald vorbei. Dann kommen die Schnürleiber wieder heraus aus dem Kasten, wo sie während der Kur eingeschlossen waren, die Stoffe, die der Modetyrann ihnen aufdrängt, werden wieder getragen, auch wenn sie dem Körper noch so schädlich sind, die Füße werden wieder eingezwängt in enge Schuhe, kurzum alles geschieht, um möglichst bald wieder krank zu werden.

Wenn das nun blos der Gesundheit des Einzelnen schadete, so wäre es noch das kleinere Uebel. Aber diese Dinge haben eine ganze Menge anderer Schäden im Gefolge, die auf die Allgemeinheit zurückwirken. Darunter sind hauptsächlich zwei zu nennen, deren stetiges Vorkommen weitesten Kreisen Grund zu tiefgehender Unzufriedenheit gibt.

Der Kleiderluxus macht die Menschen auf der einen Seite hoffärtig und auf der anderen Seite lächerlich und dann verleitet er die besitzenden Klassen zu maßlosen Ausgaben, die der Verwendung zum allgemeinen Wohle entzogen werden. Mithin bleibt viel Elend und Kummer ungestillt. Man bietet somit den sozialdemokratischen Wühlern eine neue Handhabe, um gegen die bestehende Gesellschaftsordnung anzustürmen. Man versündigt sich also in dreifacher Weise: gegen die Gesundheit des Leibes, gegen die Gesundheit des Geistes und gegen die Gesundheit der gesellschaftlichen Ordnung. Daraus kann man entnehmen, von welcher Wichtigkeit auch dieser Punkt in dem Gesamtsysteme des Pfarrers Kneipp ist. Leider muß man aber hinzufügen, daß dieses zugleich auch der Punkt ist, der von den Anhängern der Kneipp'schen Methode am allerwenigsten beachtet wird.

Warum schafft Ihr Euch keine Kneipp-Mode an, Ihr Damen, wodurch Ihr der Welt gleich von vornherein sagt: „Ich thue nicht mit, da ich vernünftig leben will!"? Ihr könnet auch in einer solchen elegant aussehen. Auch Salon- und Gesellschaftskleider

könnt Ihr so haben; aber die von Monat zu Monat wechselnde Mode fällt fort, Ihr habt weniger Sorge um Eure Toilette und mit Enrem Nadelgelde könnt Ihr Euch selbst und noch manchen Armen kleiden. Das Gleiche gilt den Herren. Herr Pfarrer Kneipp billigt es nicht, daß man in Wörishofen als Halbwilder herumläuft und seine Vorschriften übertreibt, so daß man sich oft über diese Auswüchse ärgern kann; noch weniger aber verlangt er, daß Ihr zu Hause, in großen Städten, durch eine Tracht Aufsehen erregt, die das System Kneipp dem Fluche der Lächerlichkeit anheimgeben muß und die Menschen nur abschrecken würde. Sit modus in rebus, man soll Maß in allem halten, dann kann man auch mit Bezug auf seine Kleidung die Anforderungen des Systems Kneipp mit den Anforderungen seiner gesellschaftlichen Stellung vereinigen.

* * *

Wenn der Magen so gründlich verdorben ist, daß man nur mit Mühe sich noch ernähren kann, dann ist es kein Verdienst, daß man sich zu einer enthaltsamen und einfachen Lebensweise entschließt. Wer dagegen im Vollbesitze seiner Körperkräfte klug und maßvoll die Speisen und Getränke wählt und mißt, der erfüllt nicht nur eine hohe sittliche Pflicht, sondern er sichert sich auch den Fortbestand jenes Wohlbefindens, das zur gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten von höchster Nothwendigkeit ist.

Gegenüber der Gesellschaft ist selbstverständlich die Erfüllung jener sittlichen Pflicht der Mäßigkeit und Einfachheit von höchster Bedeutung. Denn dadurch wird ein so glänzendes Beispiel von Seiten der besitzenden Klassen gegeben, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Wären weite Kreise von diesem Gedanken voll und ganz durchdrungen, dann hörten ganz von selbst jene Brandreden der sozialistischen Führer auf, worin sie den Haß der unteren Klassen anfachen und auf die „kapitalistischen Mastschweine, die sich mit Trüffeln, Austern und Champagner nähren", hinweisen. Kneipp'sche Kraftsuppe dagegen und Malzkaffee unter Ausschluß alles dessen, was ein raffinirter Luxus erfunden hat, um den Gaumen zu kitzeln und den Magen zu verderben, Hausmannskost, Supp', Gemüs und Fleisch, Milch und Brod und alle diejenigen einfachen Nahrungsmittel, von denen auch der gewöhnliche Mann sich mit Erfolg nährt, diese in den besitzenden Klassen zu Ehren bringen, heißt sein Theil dazu beitragen, daß die soziale Frage

verschwinde. Doch wäre es ein großes Mißverständniß, wenn man von einer definitiven Lösung der sozialen Frage sprechen wollte. Eine soziale Frage in dieser oder jener Gewandung wird bestehen, so lange die Welt sein wird. Für uns kann es sich nur darum handeln, die Gründe der tiefgehenden Unzufriedenheit in den unteren Klassen, die aus den augenblicklichen Zeitverhältnissen geboren und groß geworden sind, zu erfassen und zu beseitigen.

Da die Klagen der Sozialdemokratie — abgesehen von ihren Hirngespinnsten bezüglich der Neueinrichtung der Gesellschaftsordnung — sich hauptsächlich auf besondere Erscheinungsweisen von Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens beziehen, so erhebt Pfarrer Kneipp warnend seine Stimme, indem er diesen drei mit modernem Gewande ausgestatteten Lastern gegenüberstellt: Abhärtung, einfache Lebensweise, Abschaffung des Kleiderluxus und der Kleiderschäden.

III.

Wenn ein armer Mann bis hierher den Ausführungen gefolgt ist, dann wird er gewiß mit großer Neugierde der Beantwortung der Frage entgegensehen: „Was hat der hochwürdige Herr Pfarrer Kneipp denn den Armen für einen Trost aufgespart?“

Daß gerade den nicht besitzenden Klassen das System Kneipp auf den Leib geschnitten ist, wird immer übersehen; auch ist dieser Punkt wohl kaum noch im Zusammenhange behandelt worden. Ich will daher in diesem dritten Theile kurz auseinandersetzen, wie gerade das System Kneipp, wenn es in richtiger Weise verstanden und angewendet wird, bei den Armen noch viel wirksamer ist, wie bei den besitzenden Klassen. Für Pfarrer Kneipp wenigstens ist es eine viel leichtere Aufgabe, dem armen Manne zu beweisen, daß er nicht verkürzt ist in seinem Erbtheil, als dem Reichen klar zu machen, daß er zu viel hat und zu viel braucht.

Denn worauf läuft — rein menschlich gesprochen — die Thätigkeit des Menschen hinaus, wenn er sein Zusammenleben mit anderen betrachtet? Doch gewiß nur darauf, daß er darnach strebt, wie er der Gesellschaft, die ihn zu ihrem Mitgliede zählt, in dem Kreise, den Gott ihm zugemessen hat, am Gedeihlichsten und Ausdauerndsten dienen kann. Und so paradox es klingen mag — derjenige Mensch ist am freiesten, der der größte Sklave seiner Mitmenschen ist. Man frage einmal eine barmherzige

Schwester, die durch strenge Gelübde des Gehorsams und der Armuth gebunden ist, welche die Hälfte des Jahres die Nächte am Krankenbett zubringt, ohne selbst in ein Bett zu kommen, welche die eckelhaftesten Kranken mit Liebe und Opfermuth pflegt, die, wenn sie nicht im activen Dienste der ambulanten Krankenpflege beschäftigt ist, zu Hause im Kloster „zur Erholung" schwere Hausarbeit verrichten muß, man frage sie einmal, ob diese Sklaverei sie nicht viel freier macht, ihr Gemüth nicht mehr erhebt, ihren Seelenfrieden nicht mehr fördert, als wenn sie in ihrem ganzen Thun und Lassen nur von sich selbst abhinge und nur darauf bedacht wäre, wie sie sich von anderen bedienen lassen könnte. Und steigt man in das ideale Gebiet hinauf und untersucht die Beweggründe, dann verklären sich die einzelnen Handlungen im Lichte der christlichen Liebe und Nächstenliebe und erreichen jene Vollkommenheit, die auch dem erleuchtetsten heidnischen Philosophen, dem besten Menschen des vorchristlichen Alterthums unerreichbar war.

Betrachtet man das Erbtheil der Armen unter diesem Gesichtspunkte, dann ist die practische Anleitung, die Pfarrer Kneipp für die Lebensweise der Menschen giebt, ein wahrer Schatz, der mehr wie alle sonstigen menschlichen Einrichtungen, zur Wiedereinführung von Glück und Zufriedenheit in die Hütten der Armen beiträgt. Denn es ist keine salbungsvolle Predigt, die Pfarrer Kneipp den Armen hält, daß sie mit ihrem Loose zufrieden sein sollen, es ist kein bloßer Wechsel auf das Jenseits, den der hochwürdige Herr ausstellt, sondern er beweist es, er beweist es am eignen Leibe, daß bei Benutzung der großen Apotheke unseres Herrgottes, die ärmste Kost, die ärmste Kleidung und die ärmste Wohnung das Beste, das Gesundeste und das Zufriedenstellendste ist, was der Mensch haben kann.

Wer einen Einblick in das Elend gewinnen kann, das moderne Apothekerrechnungen in den Hütten der Mittellosen anzurichten im Stande sind, dem blutet das Herz bei dem Gedanken, daß für Gifte — denn die meisten Heilmittel unserer schulmäßigen Wissenschaft sind Gifte von größerer oder geringerer Wirkung, — daß für Gifte solch' unerschwingliche Summen aufgebracht werden müssen. Und in wie vielen Fällen heißt es doch nur Beelzebub mit dem Teufel austreiben, das will sagen, eine Krankheit bekämpft man mit einem Gifte, blos um durch dieses Gift eine andere, wenn auch geringere Krankheit in den Körper einzu-

führen. Dabei ist freilich die Wirkung der Gifte nicht immer eine so offenbare, daß man die sofortige Schädigung nachweisen kann. Aber der medicinische Begriff der „Nachkrankheiten", was ist er in den meisten Fällen anders, als ein dauernder Schwächezustand, hervorgerufen durch die giftigen Heilmittel?

Als Panacee gegen Gelenkrheumatismus gilt das salicylsaure Natron. Die dadurch hervorgerufene vorübergehende oder dauernde Taubheit, ist das Danaergeschenk der Nachkrankheit. Wie hiermit so mit Dutzenden von anderen Heilmitteln.

Wie blind sind doch die Menschen, daß sie die große Apotheke, die unser Herrgott geschaffen hat, zur einen Hälfte unter ihren Füßen zertreten und zur anderen Hälfte den Fröschen überlassen. Achtlos geht man an den herrlichsten *giftlosen* Heilmitteln vorbei, die an Weg und Steg, auf Wiesen und in Wäldern wachsen, um zu künstlichen Erzeugnissen der großen chemischen Fabriken zu greifen, während es wissenschaftlich doch feststeht, daß keine künstliche chemische Combination von Stoffen die Vollkommenheit der Combinationen erreicht, welche im Reiche der Natur unter dem Einfluße der Sonnenhitze in langsamem Proceße vor sich gehen. Es wird behauptet, daß man alle Bestandtheile des Weines genau fixiren könnten; aber trotzdem ist es doch selbst dem erfahrensten Weinfabrikanten niemals in den Sinn gekommen, einen Kunstwein herstellen zu wollen, der sich mit einer Johannisberger oder Rüdesheimer Auslese meßen könnte.

Das alte Wort des griechischen Philosophen: „Das Waßer ist das Beste", wird nicht mehr verstanden, wenn man von der heilenden Wirkung des Waßers spricht. Man läuft Gefahr ausgelacht, oder von der Schulmedicin bemitleidet zu werden, wenn man auf diese Wirkungen aufmerksam macht. Wegetritt und Ginster, Augentrost und Wegerich, Angelica und Tormentill u. s. w. stehen fast auf jeder Wiese, wachsen fast an jedem Wege. Schlägt man aber das große, amtlich hergestellte Handbuch der deutschen Arzneimittel, die Pharmacopoea Germanica, auf, dann finden wir diese Kräutlein auch noch hie und da verzeichnet, aber das ominöse Wort „obsolet", veraltet, steht dahinter. Ja wo findet sich denn noch ein Arzt, der die Kräuter und die Wirkungen dieser Kräuter überhaupt kennt und practisch erprobt hat? Das Wort „obsolet" genügt, um dem jungen Arzte anzuzeigen, das ein solches Heilmittel der modernen Retortenwissenschaft nicht mehr würdig ist.

Und wenn schon die Bereitung der Arzneien aus den Kräutern wenig Geld kostet und auch dem Unbemittelten zugänglich ist, so kostet das Wasser nun schon gar nichts. Dahingegen vergleiche man einmal mit den Apothekerpreisen unseres lieben Herrgottes die Rechnungen die in Mark und Pfennige an die studirten Apotheker bezahlt werden müssen[1]) Man höre was Dr. Möser in seinem oben schon erwähnten Vortrage darüber sagt:

„Was das Wort „Apotheker-Preise" bedeutet, wissen Sie ja wohl alle. Hier zwei Beispiele: Eine Arbeiterin erkrankte an Lungenentzündung und erhielt Verordnungen vom 10. Januar bis 18. Februar; für diese Zeit betrug die Apothekerrechnung 262,05 Mark. Darunter befanden sich allerdings 33½ Flaschen Champagner, die der Kranken von ihrem Arzte verschrieben wurden. Ein Zimmermann litt an Magenblutungen und erhielt in zehn Tagen: 5 Schachteln Pulver, 5 Mixturen, 1 Mal Pillen, 5 Mal Karlsbader Salz, 1 Mal Kalkwasser, ferner um 9,65 Mark Cognac zur Stärkung, 30 Mark Champagner und um 4,60 Mark Eis (NB. Im Monat December Eis aus der Apotheke!). Außerdem erhielt er Fleischextract, das im Ganzen mit 20 Mark berechnet ist! Allein an einem Tage (7. December) erhielt der betreffende Kranke: eine Schachtel Pulver, zweierlei Mixturen, dann Tropfen, Eis, Cognac und 2 Fläschchen Champagner. Dazu kamen an diesem Tage noch 6 Flanellbinden (zu welchem Zweck? unbekannt) pro Stück mit 2 Mark berechnet, die Apothekerkost betrug an einem Tage 21,10 Mark.

„ Das sind Apothekerrechnungen für Krankenkassen!

„Eine traurige Therapie, die so kostspielige Zuthaten benöthigt, um ein ersprießliches Resultat zu erzielen. Dann wehe Euch Armen! die Ihr keine Kasse zur Seite habt, die solche Auslagen für Euch deckt!"

Gegenüber solchen schier unglaublichen und doch alltäglichen Vorkommnissen ist doch gewiß die Frage an die Unbemittelten am Platze: „Wollt Ihr nicht lieber Euer eigner Apotheker werden und die schwer und theuer zu bezahlenden Giftarzneien mit harmlosen, aber kräftig wirkenden Heilmitteln vertauschen?"

---

[1]) Hiermit wird kein Vorwurf gegen die Apotheker erhoben, denn sie haben ja nur vorgelegte Recepte auszuführen und für ihre Leistungen haben sie amtlich festgestellte Entschädigungen zu beanspruchen.

In diesem Zusammenhange ist es nicht überflüssig eine Kritik der ärztlichen Wissenschaft einzuschalten, die von einem ausgeht, der diese Wissenschaft mit Erfolg studiert hat. Man jubelt in unseren Tagen so viel und so laut, wie herrlich weit wir es doch in den Naturwissenschaften gebracht! Hat die wissenschaftliche Heilkunde ein Recht, in diesen Jubel miteinzustimmen? — Es wäre thöricht von mir, wollte ich leugnen, daß ein wichtiger Theil der Heilkunde, die Chirurgie, in der That Fortschritte gezeitigt hat, die bewundernswerth sind. Operationen, die noch vor einem Menschenalter als unmöglich oder doch höchst lebensgefährlich galten, gehören heute schon sozusagen zu dem täglichen Brode jedes einigermassen renommirten Operateurs.

Leider hat aber die Medaille auch ihre Kehrseite: Weil wir leichter operiren, sind wir geneigt, auch häufiger zu operiren, häufiger nicht nur als nöthig, sondern auch häufiger als gut ist. Die Herren Chirurgen möchten am Liebsten alle Krankheiten mit dem Messer heilen; sie vergessen aber darüber sehr häufig — ebenso wie die Herren Augen-, Ohren-, Nasen-, Kehlkopf- und sonstigen Spezialisten — daß die örtliche Krankheitserscheinung meist nur der Ausdruck, die Andeutung für das Allgemeinleiden ist und daß die Vernichtung des örtlichen Krankheitsheerdes durchaus nicht gleichbedeutend ist mit vollständiger Heilung.

Und wie steht es mit der sogenannten „inneren Medizin?" — Besser nicht, im Gegentheil, sehr viel trauriger als mit der Chirurgie. Ehe die Tausende, die alljährlich nach Wörishofen kommen, zu dieser Pilgerfahrt sich entschlossen, waren sie alle ohne Ausnahme bei mehr als einem Arzte der wissenschaftlichen Schule und die Schulmedizin brachte keine Hilfe, hatte keinen Trost mehr für sie. Stark und stolz im Erkennen, — schwach und klein im Heilen innerer Krankheiten — das ist auch heute noch der Character der blinden Nachbeter der schultheoretischen Heilmethode. Erst die schwankende, stetig wechselnde Theorie, dann die Praxis, so will es die „Wissenschaft."

In Anbetracht dieser Umstände glaube ich kaum fehl zu gehen, wenn ich sage, daß die Arzneimittel, deren Unschädlichkeit allgemein anerkannt ist, denen ungezählte Erfolge in schwierigsten Fällen zur Seite stehen und deren Beschaffung sich ebenso nach Pfennigen regulirt, wie die der modernen Schulheilkunde nach Mark, daß diese Heilmittel für die Mittellosen eine wahre Erlösung von der wucher-

ischen Ausbeutung durch moderne Gifte sind. Klopft dann einmal die Krankheit an des Arbeiters Hütte, dann beschleicht ihn doch nicht gleich Verzweiflung bei dem Gedanken an die völlig unerschwinglichen Arzneipreise. Pfarrer Kneipp lehrt ihn, die große Apotheke unseres Herrgottes zu gebrauchen und sich in vielen Fällen selbst zu kuriren. Wer es einmal am eignen Leibe versucht hat, wie die Vorschriften des hochwürdigen Pfarrers von Wörishofen wirken, der ist auch den auf die Lebensweise bezüglichen Vorschriften leichter zugänglich. Der Mittellose muß dann einsehen, daß die einfachste Kost, die einfachste Kleidung und die einfachste Wohnung kein Nachtheil sondern ein Vortheil für ihn sind.

* * *

Die einfachste Kost ist die nahrhafteste. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, unsere oberbaierischen Bauern anzusehen, die von Morgens früh bis Abends spät schwer zu arbeiten haben. Wovon nähren sie sich? Nicht von Fleisch und Delicatessen, nicht von mühsam hergestellten, scharfgewürzten Prachtgerichten und auserlesenen Getränken; nein! was der Boden ihnen an Körnern, Hülsenfrüchten und Knollen bietet, dient ihnen zur Leibesnahrung. Ihr Brod besteht nicht aus dem Staube des Kornes oder des Roggens, sondern der ganze Nährinhalt der Körner wird in das Brod verbacken. Wegen seiner Rauhheit freilich behagt es dem verwöhnten Gaumen nicht und von einem verdorbenen Magen wird es nicht verdaut. Die reichlich genossene Milch stärkt die Menschen, während Bier und Wein, oder gar Schnaps, nur Reizmittel sind, deren Nährwerth ein ganz geringer ist. Wenn es bei den Bauern alle vier Hochzeiten Fleisch gibt, dann wird es als Festtagsspeise der Abwechslung wegen gegessen, nicht aber als tägliches Hauptnahrungsmittel auf den Küchenzettel gesetzt. Und wie schnell ist die Bauersfrau mit Bereitung des Mittagsmahles fertig! Wenn sie um 11 Uhr das Feuer anmacht, dann ist um 12 Uhr auch schon der Tisch gedeckt und das ganze Essen fertig, weil keine Zeit verloren wird mit umständlicher Würze und künstlichem Aufbau der Speisen. Und doch ist der oberbaierische Bauer ein kräftiger Mann, der sein Tagewerk mit Ausdauer vollendet.

* * *

Das einfachste Kleid behütet am besten vor Krankheiten. Wer von Jugend auf ein rauhes Kleid hat tragen gelernt, wem schon in den Kinderjahren Freund Boreas die Haut abgehärtet hat, wessen

Füße von früh an stets in unmittelbarem Contacte mit Mutter Erde standen, der ist gefeit gegen eine Menge von Einflüssen, vor denen kein Pelz und kein Schuhwerk, kein Strumpf und kein Hut schützt. Wie oft habe ich die kleinen Bettelbuben in Italien bewundert, die oft nur Hemd und Hose am Leibe haben, sogar in Winternächten unter irgend einem Kirchenportal schlafen und trotzdem frisch und gesund sind! Und kann es wohl ärmere Kleidung geben, als sie diese kleinen Lazzaroni tragen? Doch gewiß nicht. Je weniger einer eingehüllt und eingemummt ist, um so weniger Krankheitsstoff kann sich in den Kleidern festsetzen. Was unsere wohlhabenden Wörishofener Kurgäste sich nur selten zu Hause gönnen können, nämlich barfuß zu laufen, diese armen Schlucker thun es den ganzen Tag. Und was den Kurgästen zur Gesundung dienlich ist, soll es nicht bei dem armen Manne zur Festigung der Gesundheit beitragen? Die künstliche Züchtung des Kleiderluxus in den unteren Volksschichten, die aus der Hand in den Mund leben, hat einen großen Antheil an dem wirklichen Elende, das uns heute umgiebt. Denn welche verhältnißmäßig großen Summen werden von dem knappen Lohne oder Verdienste verschleudert und so Zwecken entzogen, deren Anstrebung in allen Kreisen des Volkes Gewissenspflicht ist! Haß, Neid und Mißgunst feiern auf diesem Gebiete wahre Triumphe und mit dem Ueberhandnehmen dieses Uebels verschwinden so viele von den Vätern ererbte Gebräuche, die man doch als geheiligtes Gut auf die Kinder vererben sollte. Im engsten Zusammenhange mit der Kleiderhoffart steht auch die um sich greifende Unsittlichkeit, ein Kapitel, über das vieles zu sagen wäre. Und während der moderne Militärstaat auf der einen Seite schier unersättlich ist, geeignetes Menschenmaterial für seine stets wachsenden Heeresmassen zu bekommen, rührt er auf der anderen Seite keinen Finger, um mitwirkend thätig zu sein, daß die Menschen wetterhart werden.

* * *

Was von der einfachsten Kost und dem einfachsten Kleide gesagt ist, gilt in gleicher Weise von der einfachsten Wohnung. In der Thebais lebte vor Jahrhunderten eine große Zahl von Einsiedlern ähnlich wie am Berge Athos, auf dem Sinai und in Mar Saba. Palmfasergewebe war ihre Kleidung und die wenigen Kräuter und Früchte, die sie mühsam dem Boden abgewannen, bildeten ihre Nahrung. Wenn diese beiden Theile in ihrem Dasein schon das

Aermste boten, was man sich denken kann, so war ihre Wohnung eher noch bescheidener. Sie begnügten sich mit einer Höhle, der harte Boden diente ihnen als Federbett und ein Stein als Kopfkissen. Und bei alledem wissen wir, daß viele derselben 100 Jahre alt wurden und darüber; die meisten aber erreichten ein Alter, das näher an 100 als an 50 Jahre grenzte.

Und wie ist es hier in Wörishofen? Die älteste Person geht mit der Jahreszahl voran, das heißt sie zählt 93 Lebensjahre. Bis zu ihrem 60. Jahre diente sie und als dazu ihre Kräfte nicht mehr voll ausreichten, ging sie in Tagelohn arbeiten, bis sie hoch in die achtzig Jahre war. Erst seit wenigen Jahren hat sie den wohlverdienten Ruhestand angetreten. In ihrem harten arbeitsreichen Leben hatte sie auch nie etwas anderes wie arme Kost, ein armes Kleid und eine arme Wohnung. Gerade so geht es mit der zweit- und drittältesten Person im Orte, um nicht noch weiter herabzusteigen, wo die Beispiele zu zahlreich würden. Wären dieselben Naturen in Wohlleben groß geworden, ihr Leben hätte schon längst einen Abschluß gefunden.

Aber — und dieses darf nicht vergessen werden — auch die Abhärtung bei beschränkten und armen Mitteln bedarf des Systems. Je geregelter, und zwar durchaus nach den Erfahrungsgrundsätzen des hochwürdigen Herrn Pfarrers Kneipp, ein entbehrungsreiches Leben ist, um so gedeihlicher machen sich eben diese Entbehrungen auf den Organismus geltend. Ein großes Hinderniß bleibt aber zu überwinden, und das ist die fast angeborene Wasserscheu, die eingewurzelte Furcht vor umfangreicherem Gebrauch des Wassers in den unteren Volksschichten. Wenn man bedenkt, daß die meisten großen Reformen in der Gesellschaft stets den Weg von oben nach unten nahmen, so daß die Annahme einer Verbesserung bei den besitzenden Klassen auch die langsame Einführung derselben in der breiten Masse des Volkes mit sich bringt, so hängt die allgemeine Verbreitung der Kneipp'schen Grundsätze und deren sozialer Erfolg für das Volkswohl größtentheils davon ab, welche Stellung die obern Zehntausend dazu einnehmen.

* * *

Nachdem ich kurz die soziale Bedeutung des Systems Kneipp angedeutet, benutze ich gern diese Gelegenheit zur Beseitigung einiger weitverbreiteten Vorurtheile.

Vor allem möchte Mancher fragen: „Was hat denn Pfarrer

Kneipp davon, daß er sich diese unendliche Summe von Arbeit auf den Hals ladet? Wenn er nicht viel Geld dabei verdiente, würde er es doch gewiß nicht thun. Kurpfuscherei war ja immer recht einträglich."

Diese Sprache ist zu einem ganz kleinen Theile richtig, nämlich bezüglich der unendlichen Summe von Arbeit, die der hochwürdige Herr leistet. Alles Uebrige ist so falsch wie möglich.

Damit meine Leser in etwa beurtheilen können, was Herr Pfarrer Kneipp alles thut, will ich ganz kurz seine peinlich genau geregelte Tagesordnung hierher setzen. Morgens um 4 Uhr — Sommer wie Winter — steht er auf, um bald darauf seine heilige Messe zu lesen. Die Zeit, die bis 6 Uhr erübrigt — ungefähr eine Stunde — ist der Betrachtung, frommer Lesung und dem Breviergebete gewidmet. Nach Besorgung dieser Dinge erscheint der Sekretär des Herrn Pfarrers und in der Stunde bis 7 Uhr werden Briefe erledigt oder er diktirt seinem stenographirenden Sekretär seine weiteren Publikationen. Häufig wird aber diese Zeit auch zur Erfüllung seiner seelsorgerischen Pflichten, bei denen ihn ein Kaplan unterstützt, in Anspruch genommen. Um 7 Uhr begibt sich der Pfarrer in sein Kinder-Asyl, um dort der Reihe nach 40 Personen anzuhören, die ihn besonders zu consultiren wünschen. Unmittelbar daran schließt sich die allgemeine Sprechstunde im Sebastianeum, die sich mit kurzer Unterbrechung bis gegen 11 oder $11^1/_2$ Uhr erstreckt. Um die Mittagsstunde nimmt er seine Hauptmahlzeit zu sich und um 1 Uhr beginnt im Sebastianeum schon wieder die allgemeine Sprechstunde, die bis tief in den Nachmittag hinein dauert. Gegen 5 Uhr hält Pfarrer Kneipp täglich — mit Ausnahme der Samstage — einen öffentlichen Vortrag in der Wandelbahn, in dem er über einzelne Punkte seiner Heil- oder Lebensmethode eingehende belehrende Aufschlüsse für das große Publikum der Kurgäste ertheilt. Hunderte von Menschen umstehen dort seine Kanzel und wenn einmal schlechtes Wetter oder seelsorgerische Pflichten ihn abhalten, dort zu erscheinen, so ist die Enttäuschung eine allgemeine. Das Abendessen nimmt er um $6^1/_2$ Uhr ein und dann wäre sein Tagewerk vollbracht, wenn nicht noch ein Theil des Breviergebetes zu erledigen wäre, wenn nicht Dutzende von Menschen noch kämen, um über dieses oder jenes Auskunft zu erhalten, wenn nicht Besuche bei bettlägerigen Kranken zu machen wären und tausenderlei andere Dinge der Erledigung harrten, die ich hier nicht alle anführen kann.

An Sonn- und Feiertagen hält Pfarrer Kneipp keine Consultationen ab, da ihn Predigt, Beichtstuhl und sonstige Geschäfte ganz in Beschlag nehmen.

In diesem Joche geht ein 73jähriger Priester, dessen Lebenswandel seinen Confratres stets ein Muster war und den Laien zur höchsten Erbauung gereichte.

* * *

„Wenn Pfarrer Kneipp nicht viel Geld dabei verdiente, würde es dies alles doch gewiß nicht thun," ist mir oben eingeworfen worden. Dem gegenüber betone ich, daß der hochwürdige Herr in seinem ganzen Leben noch niemals einen Pfennig für seine rastlosen Bemühungen für sich selbst weder gefordert noch angenommen hat. Haben ihm dankbare Patienten Geld geschenkt, oder wurden von den Kurgästen recht geringfügige Taxen erhoben, so braucht man nur mit einem Auge nach Wörishofen hineingeschaut zu haben, um sofort zu wissen, wie der hochwürdige Herr diese Summen verwendet.

Zunächst ist zur Aufrechterhaltung des ganzen umfangreichen Betriebes in Wörishofen eine nicht geringe Summe erforderlich. Daß dazu die bemittelten Patienten mit wenigen Mark beitragen, ist eine Forderung der Gerechtigkeit. Auf der Westseite des Dorfes stehen zwei mächtige Gebäude, die ich oben schon genannt habe: das Sebastianeum und das Kinder-Asyl. Das Sebastianeum — nach seinem Gründer Sebastian Kneipp so genannt — dient in der Hauptsache zur Aufnahme von Priestern, die zur Kur hier weilen. Barmherzige Brüder, in deren Händen die Verwaltung liegt, sorgen in umsichtigster und selbstlosester Weise für die armen Kurgäste, indem sie um lächerlich billigen Preis gute, nahrhafte Kost herstellen, die sich jeder dort holen lassen kann. In dem von Schwestern geleiteten Kinder-Asyle ist eine Summe von Elend aufgespeichert, daß einem das Herz blutet, wenn man die Anstalt besichtigt. Mehr wie 200 Kinder wohnen dort, die alle vom Pfarrer Kneipp Heilung und Hilfe erwarten. Kinder vom zartesten Alter bis zum 16. und 17. Lebensjahre sind hier untergebracht; alle möglichen Krankheiten sieht man und wem das Herz nicht weich wird, wenn er all das Elend sieht, an dem ist Hopfen und Malz verloren.

Dazu verwendet der Wörishofener Pfarrer die Gelder, die ihm geschenkt werden. Ihn selbst nähren die bescheidenen Einkünfte seiner Pfarrei und auch davon erübrigt er noch, um Almosen zu

spenden. Was soll auch ein Mann, der die personificirte Bedürfnißlosigkeit ist, mit dem Gelde anders anfangen?

Neben dem Sebastianeum sieht man gegenwärtig auf einem großen Grundstücke 85 Arbeiter beschäftigt, die mit fieberhafter Thätigkeit an der Förderung eines gewaltigen Baues schaffen. Hier ersteht eine Krankenanstalt, die mit allen modernen Errungenschaften einer gesunden Hygiene ausgestattet werden soll. Ein Heim wird geschaffen für solche Patienten, die auf Grund ihrer körperlichen Gebrechen nicht im Stande sind, sich selbständig zu bewegen. Im Erdgeschosse erhalten wir practische Consultationszimmer, sowohl für die untersuchenden, officiell angestellten Ärzte, wie für Herrn Pfarrer Kneipp, denn die bisher im Sebastianeum benutzten Räume haben sich als durchaus unzulänglich erwiesen. Ebenso werden die nöthigen, geräumigen Wartezimmer für die Patienten dort eingerichtet. Die vorliegenden Pläne sichern eine solide, mit allen Mitteln der neueren Bautechnik hergestellte Ausführung des Rohbaues. Die Lieferung der zahlreichen technischen Einrichtungen im Innern des Hauses liegt in den Händen der bewährtesten Firmen, so daß alles den weitgehendsten Ansprüchen genügen wird.

Dazu verwendet Pfarrer Kneipp die Gelder, die ihm geschenkt werden; diese idealen, der Menschheit nützlichen Ziele zu erreichen, ist sein Bestreben; dafür ladet er sich alle diese Mühe und Arbeit auf.

Die Pfarrkirche von Wörishofen war früher in einem durchaus trostlosen Zustande. Die Altäre waren unschön und baufällig, die Ausstattung der Kirche verwahrlost, das Geläute erbärmlich. Die heiligen Gewänder und Gefässe standen tief unter den bescheidensten Ansprüchen. Hier hat Pfarrer Kneipp ganz allein Wandel geschaffen. Ohne daß die Gemeinde auch nur einen Pfennig beitrug, ist die Kirche so in den Stand gesetzt worden, daß man sich wundert, in einem einfachen schwäbischen Dorfe eine so schöne Kirche zu finden. Drei prächtige Altäre stehen heute an Stelle der alten; das Gemälde im Hochaltare verräth die Nähe der Kunststadt München; die Figuren der Seitenaltäre sind ebenmässig und wirkungsvoll. Die Schränke der Sacristei enthalten eine große Zahl würdiger gottesdienstlicher Gewänder und Gefässe. Drei neue Glocken verkünden mit ehernem Munde Gottes Lob. Der bauliche Zustand der Kirche ist ein ausgezeichneter; kurz alles hat Pfarrer Kneipp selbständig so hergerichtet, wie es heute besteht.

Und in Stephansried, seinem Geburtsorte, hat es der hochwürdige Herr gerade so gemacht. Da ist kein Stück der inneren Einrichtung der Kirche, das nicht von ihm geschenkt worden wäre. Noch im vergangenen Jahre hat er bei einem Besuche einen sauber gearbeiteten, reichverzierten Kelch mitgebracht, so daß sein Heimathsort davon erzählen kann, wie mildthätig er ist.

Für solche Zwecke plagt und müht sich der Wörishofener Pfarrer und scheut weder Hitze noch Kälte, weder Last noch Mühe noch Unbequemlichkeit. Diesem seinem Herzensdrange zu genügen, geht er in einem Joche, daß er sein ganzes Leben nicht wieder los werden wird.

Wer wagt es solchen Thatsachen gegenüber zu leugnen, daß er an seinem eignen Leibe zeigt, wie man seine Stellung im Leben auffassen muß, um praetisch den soeialen Übeln zu Leibe zu gehen? Wenn er seine Theorie in Büchern und Schriften predigt, so thut er persönlich weit mehr um zu zeigen, wie sich die Theorie in die Praxis umsetzen läßt. Der Mangel an solchen Männern ist der Grund, warum so viele der Klagen unserer unzufriedenen Volksklassen nur zu berechtigt sind. Denn gleißnerische Reden über das Volkswohl halten und selbst keinen Finger rühren, um am eignen Leibe zu zeigen, wie man's machen muß, sind Erscheinungen, die in ihrer beklagenswerthen Häufigkeit dem wohlmeinenden Volksfreunde die Röthe heiligen Zornes auf die Stirne treiben müssen.

* * *

„Aber Kurpfuscherei war ja immer recht einträglich," hat mein Gegenredner oben gesagt und sein Einwurf muß ihm natürlich um so stichhaltiger vorkommen, nachdem ich ihm im vorstehenden auseinander gesetzt habe, daß Pfarrer Kneipp nicht mit Zehntausenden sondern mit Hunderttausenden hantirt.

Die Antwort der scholastischen Disputirmethode „nego suppositum" ist wohl nirgends besser am Platze wie hier. Ich verneine rundweg die Unterstellung, daß wir es bei dem System Kneipp mit Kurpfuscherei zu thun haben.

Zunächst: wer ist ein Kurpfuscher? Ein Kurpfuscher ist ein Mann, der in völlig systemloser Weise, ohne klare Erkenntniß von Krankheitszuständen und meistens auch ohne die specifische Wirkung des einen oder der mehreren von ihm angepriesenen Mittel genau zu kennen, des reinen Gelderwerbs wegen innere wie äußere Krankheiten heilen zu können vorgiebt. In der Regel ver-

einigen sich in einem Kurpfuscher schlaue Verschlagenheit mit der Fähigkeit, Vorurtheile oder Aberglauben der bei ihm Hilfe suchenden Kranken zu seinen Zwecken auszubeuten. Der Zulauf ist stets nur ein örtlich begrenzter und die meisten seiner „Kuren" scheuen das Sonnenlicht.

Demgegenüber genügt es, nur folgende Thatsachen hervorzuheben. Pfarrer Kneipp hat nach eingehendem Studium und vielfältiger praktischer Erfahrung, die an Erfolgen überaus reich ist, seine Ansichten öffentlich dargelegt. Dieselben stellen ein vollständiges System dar, das auf tiefster Beobachtung der menschlichen Natur, des Organismus und seiner Krankheitserscheinungen fußt. Die von Pfarrer Kneipp empfohlenen Heilmittel haben alle ihren Platz in der Arzneimittellehre und seine Anwendung derselben weicht in nichts von derjenigen der Schulmedizin ab, so lange letztere diese Heilmittel nicht mit dem Anathema „Obsolet" belegte. Die Prüfung des Systems Kneipp steht jedem offen. Seine Kuren und seine Erfolge sind alle publici juris; da ist nichts, was mit Sorgfalt geheim gehalten wird.

Pfarrer Kneipp geht aber noch einen Schritt weiter. Obschon es ihm in sehr vielen Fällen ein Leichtes wäre, auf Grund der Angaben seiner Patienten über ihren Krankheitszustand ihnen seine Verordnungen zu geben, so erlaubt er jedoch nicht, daß ein Kranker ihn consultire, dessen Leiden nicht vorher von einem staatlich approbirten Arzte genau festgestellt worden ist. Pfarrer Kneipp gibt nicht vor, ein studirter Arzt zu sein, und mit der Untersuchung von Kranken behufs Feststellung ihrer Leiden hat er sich nie abgegeben. Verordnen und Heilen ist sein Gebiet und darin leistet er Großartiges, wie allgemein bekannt ist.

Hier kann ich aber doch einschalten, daß Pfarrer Kneipp nichtsdestoweniger ein ausgezeichneter Diagnostiker ist, wenn er auch von dieser Fähigkeit selten Gebrauch macht. Ganz überraschende Fälle von unangreifbarer Diagnose, die berühmte Aerzte und Professoren nicht haben finden können, wären hier anzuführen. Doch liegt es dieser Skizze fern, auf solche Einzelheiten einzugehen.

Wer den hochwürdigen Mann aus der Nähe kennt, weiß, daß ihm geradezu alles fehlt, was ihn bezüglich der Verschlagenheit und Ausbeutungsfähigkeit mit einem Kurpfuscher auch nur in entfernten Vergleich bringen könnte. Seine offene, ehrliche Natur

scheut sich vor Hoch und Niedrig nicht, um die Wahrheit zu sagen, und das ihm vom lieben Gott verliehene Charisma zwingt alle mit magischer Gewalt in seinen Bann, die sich ihm nähern.

In dem Zeitraume vom 15. Juli 1892 bis zum 15. Juli 1893 sind rund 13,000 — sage und schreibe dreizehntausend — Kurgäste in dem Oertchen Wörishofen gewesen. Vom 4. October 1892 bis zum 1. Juli 1893 haben 71 Aerzte aus aller Herren Ländern Wochen und Monate lang hier verweilt, um das System Kneipp zu studiren. Augenblicklich wohnen des Studiums halber den Consultationen des Herrn Pfarrers unter anderen Aerzte bei aus Deutschland, Frankreich, Holland, Spanien, Sibirien, Nordamerika, Brasilien ꝛc.

Ist es wohl ein Kurpfuscher, der dieses alles zu Wege bringt? Und was noch mehr wiegt, es sind nicht alles Neulinge, die sich in Wörishofen befinden. Viele waren schon früher hier, und da ihnen die Kur so gut bekommen, so kehren sie gerne, ja mit Begeisterung für das System und die Person des Pfarrers wieder. Dabei handelt es sich nicht um Wahngebilde hysterischer Personen, sondern gereifte Männer mit gesetztem Urtheile und scharfer Selbstbeobachtung sind es, die nicht müde werden, das Lob von Wörishofen zu singen.

Wenn man in manchen Kurorten, die sich eines Jahrhunderte alten Rufes erfreuen, — so namentlich in Karlsbad und Marienbad — klagt: „Pfarrer Kneipp nimmt uns alles weg", wenn so viele Tausende jährlich nach Wörishofen gehen, wenn so außerordentlich rasche Heilungen dort erzielt werden, dann kann doch nur böser Wille verkennen, daß hier ein Mann in das Gesellschaftsleben eingreift, der wirklich gottbegnadet ist zum Heile seiner Mitmenschen und zur größeren Ehre Gottes. Wer sich lächerlich machen will, der versuche die Thatsachen, die Jedermann mit Leichtigkeit kennen lernen kann, als Einbildungen von Hysterikern, von überspannten Idealisten, als Suggestionen Leichtgläubiger zu erklären. Kommt er hierhin, so werden ihn die nüchterne, sehr nüchterne Art des Pfarrers und die auf ihn einstürmenden Vorkommnisse schon innerhalb 24 Stunden gründlich eines Besseren belehren. Ich kenne mehr wie einen Fall, daß Menschen, worunter auch Aerzte, die aus Neugierde nach Wörishofen gingen, „um den Rummel mal anzusehen," binnen kürzester Frist aus abgesagten Feinden der „Wunderdoktorei" von Wörishofen zu begeisterten

Anhängern des Pfarrers und seines Systems geworden sind. Und alles das soll Schwindel sein?

* * *

Es hat philosophische Querköpfe gegeben, die Naturalisten, welche als leitenden Grundsatz für die Erziehung des Menschengeschlechtes die Zurückführung des Menschen zur Natur aufstellten. Das kleine Körnchen von Wahrheit, das sich in deren System vorfand, ward unter dem Wuste von gottentfremdeten Albernheiten derart vergraben, daß man es nur mit Mühe aus der Confusion herauszuschälen vermag. Wenn Pfarrer Kneipp aber sein Wort: „Zurück zur Natur" ausspricht, so umfaßt er damit den Menschen als Menschen und sagt damit, daß wir zurückkehren sollen zu dem Zustande, der uns am Besten befähigt unsere hohe Mission als Krone der Schöpfung, die aus des Allmächtigen Hand hervorgegangen ist, zu erfüllen.

Gerade weil die Methode Kneipp so tief in die Gewohnheiten der modernen Gesellschaft einschneidet, bildet sich ein so starker Widerstand gegen dieselbe aus. Aber der scharfe Widerspruch ist das beste Zeichen für eine Sache, daß sie gut ist, vorausgesetzt daß sie im Übrigen mit dem Glaubens- und Sittengesetze im Einklange steht. Und der tiefe sittliche Ernst, die hohe Erfassung der Aufgabe des Menschen hier auf Erden, verbunden mit leichtester Ausführbarkeit, adeln das System des hochwürdigen Herrn und erheben seinen Urheber unter die größten Wohlthäter der Menschheit. Unter seine Anhänger zählen wir Cardinäle der heiligen römischen Kirche, Erzherzoge, Fürsten und Herzoge; zu ihm wallen einfache Bauersleute, kranke Arbeiter, Handwerker, Bürger und Adelige; Kinder, Jünglinge, Männer und Greise, Frauen jeden Alters und jedes Standes erholen sich Raths bei ihm. Alle Tage wächst die Gemeinde seiner Anhänger, eine Gemeinde, die schon seit lange die Grenzen des engeren wie weiteren Vaterlandes durchbrochen hat. Seine kleineren Schriften und seine Bücher sind in alle Culturssprachen übersetzt worden und es giebt wohl kaum ein Land, in dem nicht Anstalten erstanden sind, in denen Leid und Elend nach seinen Angaben gelindert oder gehoben wird.

Als ich eine längere Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika machte, hörte ich fast aller Orten von Father Kneipp reden und in dem ewigen Rom sieht man sein Bild überall, wo seine Bücher und die von ihm empfohlenen Nahrungsmit-

tel verkauft werden. Wer gewohnt ist, die Symptome des Völkerlebens von einem Centralpunkte aus zu beobachten, muß eingestehen, daß die Bewegung zu Gunsten der Kneipp'schen Lebensweise erst in ihrem Anfängen steht. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das, was Pfarrer Kneipp lehrt, dereinst zum Allgemeingute werden wird. Ich habe in diesen Tagen von Jemanden sagen gehört: „Die ganze Bewegung scheint sich ihrem Höhepunkte zu nähern." Diese Bemerkung kann nur mit dem engen Gesichtskreise dessen entschuldigt werden, der sie ausgesprochen hat. Dem gegenüber kann man nur wiederholen, daß die Sonne der richtigen Erkenntniß, wie man leben soll, für die Menschheit erst im Aufgehen begriffen ist. Denn noch hatten diejenigen, die in Wörishofen belehrt worden sind, kaum Zeit weiter zu verbreiten, was sie gelernt haben, und noch alljährlich kommen viele, viele Tausende neuer Mitarbeiter an.

„Zurück zur Natur", das muß allen Lehrern und Erziehern tagtäglich wiederholt werden, damit sie selbst der ihnen anvertrauten Jugend mit gutem Beispiele voran gehen. „Zurück zur Natur" möge das Leitwort sein für alle Väter, für alle Mütter, denen die heilige Pflicht einer gewissenhaften Erziehung der Kinder obliegt. „Zurück zur Natur" präge sich Jeder ein, dem seine Stellung Einfluß über wenige oder viele Untergebene verliehen hat. „Zurück zur Natur" predige der Priester von der Kanzel, wenn anders ihm das leibliche wie geistliche Wohl seiner Heerde am Herzen liegt. „Zurück zur Natur" soll das ständige Thema unserer Presse sein, damit sie ihren hohen Beruf der Belehrung und wahren Aufklärung nicht verfehle. „Zurück zur Natur" ertöne aller Orten und aus jedem Munde, dann wird statt Haß, Neid und Mißgunst, statt Gotteslästerung, Unsittlichkeit und Verbrechen aller Art, statt Elend, Krankheit und Verzweiflung — christliche Liebe, Hilfsbereitschaft und Duldung, Gottesfurcht, ehrbares Leben und Tugend, Genügsamkeit, Gesundheit und Frieden in die Herzen und Wohnungen der Menschen einziehen.

Das ist es, was der hochwürdige Herr Pfarrer Kneipp anstrebt, diesen Zwecken opfert er sich und sein ganzes Leben und die größte Freude kann man ihm bereiten, wenn man sich als Recruten einschreiben läßt in das Heer derer, die schon mit Ausdauer und Aufopferung sich diesem Missionsberufe zum Heile der Menschheit unterzogen haben,

Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler
und die deutsche Socialreform.

Von

Dr. F. Greiffenrath.

I.

Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler als Seher und Prophet.

> Die Reden seiner Weisheit strömt er wie Regen aus und preiset in seinem Gebete den Herrn.
>
> Sein Andenken erlischt nicht und sein Name wird wiederholt von Geschlecht zu Geschlecht.
>
> Seine Weisheit rühmen die Völker, und sein Lob verkündet die Gemeine.
>
> Lebt er lange, so wird er einen größeren Namen als tausend Andere hinterlassen, stirbt er bald, so nützt es ihm auch.
>
> Sirach 39, 9—15.

Es war im Winter des Jahres 1818. Geschworenengerichte, Preß- und Vereinsfreiheit, Verfassung und allgemeine Volksbewaffnung, das waren die großen Loosungsworte der Zeit. Von der Erringung dieser Rechte und politischen Freiheiten erwartete man sozusagen einen Zustand allgemeiner Glückseligkeit auf Erden. Da stand am 1. Adventsonntage auf der Domkanzel zu Mainz ein Mann und prophethischen Geistes in die Zukunft schauend sprach er am 3. Dezember 1848 die ewig denkwürdigen Worte:

„Man kann, meine christlichen Brüder, von der jetzigen Zeit nicht reden, und noch weniger ihre Lage in Wahrheit erkennen, ohne immer wieder auf unsere socialen Verhältnisse und insbesondere auf die Spaltung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, auf den Zustand unserer armen Mitbrüder, auf die Mittel hier zu helfen, zurückzukommen. Mag man auf die politischen Fragen, auf die Gestaltung des Staatslebens ein noch so großes Gewicht legen, so

liegt dennoch nicht in ihnen die eigentliche Schwierigkeit unserer Lage. Mit der besten Staatsform haben wir noch keine Arbeit, noch kein Kleid, noch kein Brod, noch kein Obdach für unsere Armen. Im Gegentheil, je mehr die politischen Fragen ihrer Lösung entgegengehen, desto offenbarer wird es werden, was so viele noch nicht erkennen wollen, daß dies nur der kleinste Theil unserer Aufgabe gewesen, desto gebieterischer wird die sociale Frage in den Vordergrund treten und eine Lösung fordern.

„Die politische Bewegung findet ihre ungeheure Theilnahme beim ärmeren Volke lediglich durch die Trostlosigkeit und Unnatürlichkeit seiner Nahrungsverhältnisse. Während es den Führern und Verführern des Volkes großentheils nur darum zu thun ist, die Staatsgewalt an sich zu reißen, hofft das arme Volk auf Verbesserung seiner materiellen Bedürfnisse. Bisher glaubt das Volk noch den Verheißungen seiner Leiter, es glaubt durch neue Staatsformen aus seiner drückenden Lage erlöst zu werden. Hat es sich erst von seinem Irrthum überzeugt, hat es erst erkannt, daß weder Preßfreiheit, noch Associationsrecht, noch freies Wahlrecht, noch Volksversammlungen, noch schöne Redensarten, noch Volkssouveränetät im Stande sind, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, die Betrübten zu trösten, den Kranken zu helfen, so wird es Rache nehmen an seinen Verführern und in seiner Verzweiflung die Hand ausstrecken nach einem anderen Rettungsanker in seiner Noth und Bedrängniß. Es scheint sogar die Aufgabe der Epoche der Weltgeschichte, in welcher wir leben, zu sein, der Welt den Beweis zu liefern, daß alle Staatsformen nicht im Stande sind, die Wohlfahrt der Menschheit zu begründen und daß es dazu einer anderen und höheren Kraft bedarf. Wenn die Ereignisse der Gegenwart und nächsten Zukunft uns nur diesen Beweis unwiderleglich liefern, so wollen wir die Zeit trotz aller Trübsale glücklich preisen.

„Wollen wir also diese Zeit erkennen, so müssen wir die sociale Frage zu ergründen suchen. Wer sie begreift, der erkennt die Gegenwart; wer sie nicht begreift, dem ist Gegenwart und Zukunft ein Räthsel."

Uns sind diese Worte ja verständlich, auch heute noch klingen

sie bedeutungsvoll, aber sie sind gesprochen vor fast einem halben Jahrhundert und der größte Theil der Zuhörer vernahm wohl zum erstenmal das Wort „sociale Frage."

In zwei Predigten[1]) entwickelte nun der Pfarrer von Hopsten, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, an der Hand des hl. Thomas von Aquin die katholische Lehre vom Eigenthum, in zwei weiteren die Lehre von der Freiheit und Bestimmung des Menschen, in der fünften die christliche Anschauung von der Ehe und Familie, während die sechste wie zur Krönung des Ganzen den Blick lenkte auf den festen, unerschütterlichen Punkt im Getöse der Brandung, auf die Autorität der katholischen Kirche. Diese sechs Predigten über die großen socialen Fragen der Gegenwart sind eine Fundgrube großer Gedanken in hinreißender Sprache, gesprochen an heiliger Stätte und aus heiligmäßigem Munde.

Was der Pfarrer von Hopsten in großen Zügen hier in herrlichen Worten programmartig entwickelte, hat der Bischof von Mainz später in Predigten und Schriften im einzelnen erläutert und vertieft.[2])

Nachdem er das erste Jahrzehnt seiner bischöflichen Thätigkeit darauf verwandt, die Verhältnisse seiner Diözese zu ordnen, in einer Art und Weise, auf die man die Worte anwenden kann: „Ich will ausgießen meinen Geist, und alles wird neu geschaffen werden", da richtete Bischof Wilhelm Emmanuel wieder seine besondere Aufmerksamkeit auf die sociale Frage, namentlich beschäftigte ihn die Lage der arbeitenden Bevölkerung und ihre Stellung zum Christenthum. Eine Frucht dieses Studiums liegt uns

[1]) wovon die erste, grundlegende, bereits am Kirchweihtage, 19. November 1848, in St. Peter zu Mainz gehalten worden.

[2]) Vergleiche insbesondere:

a) Die großen socialen Fragen der Gegenwart, sechs Predigten, gehalten in Mainz im Jahre 1848.

b) Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. 1862.

c) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. 1864.

d) Deutschland nach dem Kriege von 1866. 1867.

e) Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zur Religion und Sittlichkeit. Predigt gehalten auf der Liebfrauenhaide bei Seligenstadt. 1869.

f) Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm. 1871.

Digitized by Google

vor in der 1864 erschienenen Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum."

Wir sind heutzutage gewöhnt, daß Geistliche, daß Bischöfe, daß selbst der Statthalter Christi sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen, damals war es noch anders. Bischof Wilhelm Emmanuel hielt es noch für nothwendig, im Vorworte seiner Schrift sich zu entschuldigen und eingehend zu rechtfertigen, daß er, ein katholischer Bischof, in dieser Angelegenheit das Wort ergreife.

Diese Rechtfertigung aber ist ein so herrliches Denkmal seines edlen Geistes, zeugt so laut und beredt von der wahrhaft apostolischen Auffassung seines bischöflichen Amtes, daß sie, wenigstens in ihren Hauptpunkten, hier eine Stelle finden möge. „Viele glauben vielleicht, ich hätte als Bischof keine Berechtigung oder jedenfalls keine hinreichende Veranlassung mich in derartige Dinge einzumischen, andere werden meinen, ich dürfe als kathol. Bischof mich höchstens an die Katholiken wenden. Ich bin anderer Ansicht. Ich glaube schon insoweit ein Recht zu haben, über die Arbeiterfrage öffentlich mein Urtheil abzugeben, als dieselbe sich mit den materiellen Bedürfnissen des christlichen Volkes beschäftigt. In dieser Hinsicht ist sie auch eine Frage der christlichen Liebe. Unser göttlicher Heiland hat die christliche Religion für immer und unauflöslich mit Allem verbunden, was sich auf die Milderung des geistigen und leiblichen Elends der Menschen bezieht. Nach dieser Anweisung hat die Kirche überall und zu allen Zeiten gehandelt. . . . . Als ich zum Bischof geweiht wurde, hat die Kirche, ehe sie mir die bischöfliche Weihe und Vollmacht ertheilte, unter anderen mir die Frage vorgelegt: „Willst Du den Armen und Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig sein?" Und ich habe geantwortet: „Ich will." Wie könnte ich daher, nach diesem feierlichen Versprechen bei einer Frage theilnahmlos sein, die mit den wesentlichsten Bedürfnissen einer so zahlreichen Menschenklasse sich beschäftigt? Die Arbeiterfrage geht mich als Bischof so nahe an, als das Wohl aller meiner geliebten Diözesanen, und weit über diese enge Grenze hinaus, als das Wohl aller Arbeiter, mit denen ich durch Christus in Liebe verbunden bin."

Zunächst bestimmt dann Ketteler den Begriff „Arbeiter." Er versteht darunter „nicht nur den eigentlichen Arbeiter, den Taglöhner und Fabrikarbeiter, sondern auch jene, die zwar ein eigenes Ge-

schäft betreiben, aber mit so kleinem Kapital, daß sie sich in ähnlichen Verhältnissen wie die Arbeiter befinden, es umfaßt das Wort also auch den Handwerker, kleinen Gewerbetreibenden, ebenso den kleinen Haus- und Grundbesitzer, die auch von ihrem Tagelohn leben."[1])

Der Kernpunkt der ganzen Frage besteht darin, daß durch die materialistische Weltauffassung und durch die Entwicklung der Industrie die ganze materielle Existenz fast des gesammten Arbeiterstandes, also des weitaus größten Theiles der Menschen in den modernen Staaten, die Existenz ihrer Familien, der Erwerb des täglichen Brotes allen Schwankungen des Markt- und Waarenpreises ausgesetzt ist. Hervorgerufen ist dieser Zustand durch die schrankenlose Gewerbefreiheit und durch die Übermacht des Kapitals. Die Gewerbefreiheit hat ihre Berechtigung aber auch ihr berechtigtes Maß der Beschränkung. Sie hat die Waaren unermeßlich vermehrt und vielfach verbessert und gestattet die Befriedigung mancher Bedürfnisse, wovon der Unbemittelte früher gänzlich ausgeschlossen war; indem sie aber ihr Maß überschreitet, macht sie die menschliche Arbeitskraft zur bloßen Waare und drückt den Wert derselben herab. Das Kapital hinwiederum vermehrt die Masse der Lohnarbeiter und drückt in Verbindung mit der Maschine den Preis der Menschenarbeit.

Hierauf betrachtet Bischof Ketteler die Vorschläge der liberalen wie der radikalen Partei. Die liberale Partei will helfen: 1. Durch unbedingte Freizügigkeit und Handelsfreiheit. 2. Durch Selbsthilfe der Arbeiter, Bildung des Arbeiterstandes. 3. Durch Credit-, Rohstoff- und Consumvereine. Dazu bemerkt Ketteler: Gruppe 1 wird das Übel nicht heben sondern vermehren. Gruppe 2: Selbsthilfe ist dem Arbeiter nicht möglich, darin liegt eben die Schwierigkeit der socialen Frage; Arbeiterbildungsvereine werden, insoweit sie für Handwerkerschulen sorgen, einigen Nutzen bringen, sie werden auch einigen besonders befähigten Köpfen für eine höhere Ausbildung in ihrem Geschäfte einige Vortheile gewähren, für die große Masse werden sie keinen Nutzen aber vielfach Schaden bringen, indem sie Unglauben, Dünkel und Vergnügungssucht vermehren. Gruppe 3: Vorschuß-, Rohstoff- und Consumvereine bringen nur anfangs Vortheil, in dem Maße, wie sie

[1]) Schon durch diese Definition giebt Ketteler einen bedeutsamen Fingerzeig zur Weiterarbeit.

sich ausbreiten, werden sie an Wert einbüßen; sie widersprechen übrigens dem liberalen Prinzip und Gruppe 1 und sind dem vielgeschmähten mittelalterlichen Genossenschaftswesen entlehnt.

Das Wahre an den liberalen Vorschlägen ist nicht neu, das Neue nicht wahr, und alle zusammengenommen sind nicht im Entferntesten im Stande die wirkliche Nothlage der arbeitenden Klassen erheblich zu bessern.

Die ganze Richtung dieser Partei geht dahin, Alles, was die Menschen organisch verbindet, was sie lebendig, was sie geistig, was sie sittlich, was sie human und menschlich eint, aufzulösen und sie dann wieder in den mechanischen Vereinen und Genossenschaften zu komponieren und zu verbinden, die diese neuen Erlöser des Menschengeschlechtes uns bieten.

Es liegt der liberalen Theorie eine ganz mechanische, rationalistische Auffassung, wie sie der ganzen Partei eigen ist, zu Grunde. Sie ist eine genaue Anwendung der Lehre des Materialismus auf das arme Menschengeschlecht. Wie nach dieser Lehre angeblich alles Sein sich in Stoffatome als Grund von Allem auflöst und wieder zusammenfügt, so soll es mit dem Arbeiterstande gemacht werden. Das ist das tiefste, alles erklärende Prinzip der modernen Volkswirthschaft. Sie hätte ihre absolute Berechtigung, wenn die Menschen in der That zu einander lediglich im Verhältnis von Zahlen ständen.

Welches sind die Vorschläge der radikalen Partei? Lassalle entwickelt sie also: Wir müssen den Arbeiter, der im Geschäfte bleiben soll, zugleich zum Miteigenthümer und Theilhaber desselben machen, daß er neben dem Arbeitslohn auch Theil am Gewinn habe. Theilnahme am Geschäft wird erzielt durch Kapital, der Arbeiter braucht also Kapital. Diese Kapitalien soll der Staat den Arbeitern gewähren. Die Arbeiter müssen streben in den Volksvertretungen die Majorität zu erhalten, um dann durch Gesetzesbeschluß die zum Geschäft nöthigen Kapitalien von Staatswegen zu bewilligen.

Ist der Plan durchführbar? Ketteler bezweifelt es. Wenn die Arbeiter die Majorität in der Kammer erreicht hätten, so würde schon im ersten Jahre bei der Frage, in welcher Höhe die Kapitalien und für welche Gewerbe zuerst zu bewilligen seien, ein wilder Interessenkampf, alle Leidenschaften des Egoismus entfacht werden. Es würde zu einem allgemeinen Kampf kommen, der resultatlos verlaufen müsse.

Die Entnahme so großer Kapitalien ist ohne bedeutenden Eingriff in das Privateigenthum nicht denkbar. Ist dieser Eingriff rechtmäßig erlaubt?

„Wenn die Prinzipien des modernen Staates, der von jeder Religion absieht und Gotteslängnung als ein Recht der Bildung betrachtet, wahr sind, dann ist Recht, was die Majorität der Kammern beschließt, und von einem unrechtmäßigen Eingriff des Volkswillens in das Eigenthumsrecht kann keine Rede sein.

„Wenn es keinen persönlichen Gott, keine Verbindung des menschlichen Gesetzes mit der lex aeterna, dem ewigen Gesetze, giebt, das in der ewigen Intelligenz Gottes ruht, so ist das ganze Privateigenthumsrecht mit allen Gesetzen, die dasselbe reguliren, lediglich und ausschließlich, ganz und gar Menschenwille und Nichts als Menschenwille, und ich sehe nicht ein, welches gegründete Bedenken man dann erheben will, wenn die Massen der Menschen, die kein Eigenthum besitzen, einmal durch Majorität den Beschluß faßt, daß die Besitzenden ihnen einen Theil als Anleihe überlassen sollen. In diesem Falle kann es nicht ausbleiben, daß sie später noch weiter gehen und statt der Anleihe einen Theil als Eigenthum fordern.

„Wenn die Liberalen mit der Souveränetät ihres Volkswillens die tausendjährige Stellung der Kirche wegdekretieren und unser Gewissen in all seinen Fasern kränken dürfen, so werden bald andere Majoritäten nachkommen, die ganz und gar auf demselben Boden stehend und mit demselben Recht nicht nur Millionen für die Arbeitervereine, sondern noch ganz andere Dinge bewilligen werden." Vom christlichen Standpunkt aus aber erscheint dieser Eingriff in das Privateigenthum dem Bischof Ketteler höchst bedenklich.

Wie denkt sich nun derselbe eine Besserung der Arbeiterlage? Welches ist die Mitwirkung des Staates hierbei, welches die der Kirche? Er wird wohl der Kirche alles zuweisen, sein Stand bringt es mit sich? Weit gefehlt! „Zunächst, sagt er, muß ich mit allem Nachdruck betonen, daß die Kirche und das Christenthum auf die socialen Verhältnisse *nicht unmitelbar* durch mehr oder weniger *mechanische Mittel und Einrichtungen*, sondern zunächst und vorzüglich *durch die Gesinnung* einwirkt, die es den Menschen einflößt, *ohne welche alle Maßregeln zur Besserung der socialen Lage doch unwirksam bleiben*."[1])

[1]) Arbeiterfrage S. 104.

Hiermit muß man, um dies gleich vorwegzunehmen, die Worte vergleichen die Kaiser Wilhelm II am 14. Februar 1890 bei Eröffnung des Staatsrathes sprach: „Ich verkenne nicht, daß gerade auf diesem Gebiete nicht alle wünschenswerten Verbesserungen allein durch staatliche Maßnahmen zu erreichen sind. Der freien Liebesthätigkeit der Kirche und Schule verbleibt daneben ein weites Feld segensreicher Entfaltung, durch welche die gesetzlichen Anordnungen unterstützt und befruchtet werden müssen, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen."

Als die wichtigsten Aufgaben einer socialen Reform bezeichnet dann Ketteler die Fürsorge für die durch Alter oder Krankheit invalid gewordenen Arbeiter. Da macht er den bemerkenswerthen Vorschlag, die vom Staat eingezogenen Kirchengüter zu einem großen Fonds zur Unterstützung kranker und invalider Arbeiter umzugestalten, dadurch werde die Säkularisation in etwa gesühnt.[1])

Dann verlangt Ketteler eine gesetzliche Sicherstellung und Schützung der Erwerbskraft und Arbeitsfähigkeit des Arbeiters. „Wer einem Andern eine Arbeit liefert und sein Leben daran setzt, der hat an eine gewisse gesicherte Fortexistenz und an den Schutz, daß seine Existenz nicht täglich durch die Concurrenz in Frage gestellt werde, ein moralisches Recht. Alle Stände haben einen solchen Schutz durch natürliche und künstliche Schranken. Warum sollte der Arbeiter allein ihn entbehren müssen? Warum soll er allein sein ganzes Leben lang in Zweifel sein, ob er morgen noch Arbeit hat?"[2])

Dies die Aufgaben, welche dem Staate zufallen. Was bietet nun die Kirche dem Arbeiter?

1. Sie bietet ihm auch fortan die Gründung und Leitung von Anstalten für den arbeitsunfähigen Arbeiter; wichtiger noch wie die Aufnahme in solche Häuser ist die Pflege, die der Arbeiter darin findet; der tägliche Umgang mit Kranken und die jahrelange Pflege derselben ist ein so mühevolles Geschäft, daß die Menschennatur auf sich angewiesen hierzu nicht ausreicht. Selbst Eltern- und Kindesliebe erliegen oft unter dieser Last.

Das zweite Hilfsmittel ist die christliche Familie mit ihrer Grundlage, der christlichen Ehe. Daß man den Arbeiterkindern die christliche Familie, das christliche Vater- und Mutterherz rette, ist die erste und nothwendigste Bedingung, die Arbeiterfrage zu

[1]) Arbeiterfrage S. 15. [2]) S. 26.

lösen. Der Arbeiter erhält zwar durch die christliche Familie keinen höheren Lohn, aber sein Lohn einen höheren Wert. Der Gulden, den der Arbeiter einem christlichen Weibe giebt, erhält durch ihre Pflege einen ganz anderen Wert und Nutzen als der Gulden, den ein leichtsinniges Weib für ihren Hausstand empfängt; und der Gulden, der von einem christlichen Arbeiter verdient wird, hat einen andern Wert, als der, den ein leichtsinniger Arbeiter verdient und wieder verschleudert.

Das 3te, was die Kirche dem Arbeiter bietet, sind ihre Wahrheiten und Lehren, worin zugleich die wahre Bildung des Arbeiterstandes besteht, indem sie ihm den hohen inneren Wert zeigt, den seine mühevolle tägliche Arbeit außer dem materiellen Lohne besitzt.

Das 4te ist die Mithilfe zur socialen Organisation der Arbeit in Handwerkervereinen, Gesellenvereinen und Produktivgenossenschaften.

Bei Beurtheilung dieser Schrift und der in ihr enthaltenen Vorschläge dürfen wir zweierlei nicht außer Acht lassen: 1) Die Absicht. 2) Die Zeit in der Ketteler schrieb.

1. Die Absicht: Ketteler wollte und konnte nicht eine Lösung der Arbeiterfrage bieten: dazu fehlte ja vor allem jede staatliche Wirksamkeit; er wollte nur zeigen, worin die Nothlage des Arbeiterstandes wurzele und was die Kirche zur Hebung derselben thun könne.

2. Die Zeit: Nämlich vor 30 Jahren, wo die sociale Frage den Meisten noch als Hirngespinst, als ein Schreckmittel ängstlicher Gemüther erschien. Wir sind heute in ungleich günstigerer Lage wie Ketteler, wir sehen die ganze Entwicklung vor uns, können daher auch in Auffindung der Heilmittel weiter kommen wie er. Um nur einen Punkt hervorzuheben: bei Mithilfe der Kirche zur Organisation der Arbeiter erwähnt Ketteler nur Handwerkervereine und Gesellenvereine. Wie hat hier die Thätigkeit des Klerus, seinem Fingerzeige folgend, ihn überholt: Welches Netz von Lehrlings-, Gesellen-, Meister-, Arbeiter-, Knappschafts- und Männervereinen, alle mit Spar- und Krankenkassen ausgestattet, umspannt jetzt die katholische Arbeiterschaft!

Ueber die ihm durch die Zeit und Verhältnisse gezogenen Schranken spricht sich Ketteler mit ebenso großer Einsicht wie Offenheit wiederholt aus: „Wenn ich es aber unternehme, die Lage des Arbeiterstandes und die Mittel, ihm zu helfen, vom christlichen Standpunkte

aus zu besprechen, so bin ich doch weit von der Anmaßung entfernt, diesen Gegenstand erschöpfen zu wollen. Er ist überhaupt noch nicht spruchreif. Ich will vielmehr nur einen kleinen Beitrag dazu liefern und insbesondere eine Seite der Sache, nämlich das Verhältnis derselben zum Christenthum, die bisher so wenig Berücksichtigung gefunden hat, mit allem Nachdruck hervorheben."[1]) „Hier kann und wird die Heilung nur von Innen heraus erfolgen. In dem Maße, als die göttlichen Wahrheiten des Christenthums wieder die Geister erleuchten, wird man auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und dem ihm so nahe verbundenen der Politik die richtigen Prinzipien und die rechte Weise ihrer Durchführung, man wird mit der göttlichen auch die wahre politische und sociale Weisheit wiederfinden. Dann werden auch Regierungen und Gesetzgebungen, anstatt so vielfach zerstörend, oder auch hemmend und transigierend zu verfahren, durch eine der wirklichen Lage der Dinge entsprechende Organisation der Gewerbe und weiterhin der Gemeinden und aller lebenskräftigen Verbände eine gesunde Neugestaltung der gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse möglich machen und befördern."[2])

Legt Bischof Ketteler hier Wesen der Arbeiterfrage und Prinzip der Lösung dar, so kommt er hierauf in seiner Predigt über Arbeiterbewegung und ihr Verhältniß zur Religion und Sittlichkeit nochmals zurück, formulirt aber zugleich bestimmte dem Arbeiterstande zu gewährende Forderungen; denn es ist auch in den Schriften Kettelers eine stufenweis fortschreitende Erfassung und Gestaltung der Frage unverkennbar. Umringt von den Schaaren der Fabrikarbeiter stellt Bischof Ketteler am 25. Juli 1869 in seiner denkwürdigen Rede auf der Liebfrauenhaide bei Seligenstadt Erhöhung des Arbeiterlohnes, Verkürzung der Arbeitszeit innerhalb möglicher Grenzen, Sonntagsruhe, Verbot der Frauen- und Kinderarbeit als berechtigte Forderungen der Arbeiter hin, zeigt aber, — und das ist der fundamentale Unterschied von den Socialdemokraten — daß alle diese Bestrebungen eitel und ohne Nutzen sind, wenn sie nicht erwachsen dem Boden wahrer Religiosität und Sittlichkeit. Was nütze z. B. Sonntagsruhe, wenn sie statt zur Ruhe und Erholung zur Ausschweifung und Schwelgerei benutzt werde. Statt zu stärken, schwächen sie dann den Arbeiter und seine Gesundheit.

Bischof Ketteler redete und schrieb nicht nur von Organisation,

[1]) Arbeiterfrage S. 5. — [2]) Arbeiterfrage S. 105.

er organisirte auch. Soweit der enge Rahmen seines Bisthums und die Beschränktheit seiner Mittel es erlaubte, zeigte er der staunenden Welt auch praktisch das sociale Wirken der Kirche und entfaltete in großartigster Weise einen christlichen Socialismus in rastloser Arbeit und heißem Gebet.[1]) Denn die Zeit, da man auch in weiteren Kreisen, da man auch auf dem Throne die Wahrheit der Ketteler'schen Ideen erkennen sollte, war fern:

„Fern, noch fern, zum Hochaltare hub er fromm die Seherblicke,
Herr der Welt, in Gnaden füge meines Vaterlands Geschicke!"

Ja, es giebt einen christlichen Socialismus, der das Gute am radikalen Socialismus nimmt und sein Böses vermeidet, der in wunderbarer Weise mit den Bedürfnissen der Gesammtheit die persönliche Freiheit vereint, der die Mitte hält zwischen der Willkür des Liberalismus und dem Zwang des Socialismus.

Der radikale Socialismus weist auf das Anwachsen der Kapitalvermögen in wenigen Händen hin und will deshalb das Privateigenthum abschaffen. Der christliche Socialismus hält die Mitte, er läßt den Privatbesitz bestehen, schafft ihm aber ein Gegengewicht in einem mächtigen, der Gesammtheit dienenden Allgemeinbesitz, den kirchlichen Stiftungen. Er beseitigt das Erbrecht nicht, sorgt aber dafür, daß es nicht allein der Privatperson, sondern auch der Gesammtheit diene, und wahrt dabei doch das freie Verfügungsrecht. Da verwendet der Eine das überschießende Vermögen zu einem Kinderhospital, jener zu einem Invalidenhaus, jene stiftet ein Asyl für Greise, und diese für einzelstehende Frauen. Zeugen dieses christlichen Socialismus findet man allüberall, Zeugen hierfür sind die verschiedenen Spitäler, die unter Bischof Ketteler gegründet wurden, und die zahlreichen krankenpflegenden Schwestern, die er in seine Diözese berief, und die am Lager der Kranken und Sterbenden mehr zur Linderung der socialen Noth beitragen, als jene phrasenreichen Schwätzer, die von der socialen Noth leben und profitieren.

Der radikale Socialismus will, daß die talentvollen Kinder von Staatswegen ausgelesen und zum Studium bestimmt werden. Die katholische Kirche besorgt das schon längst aber auf dem Boden der Freiheit und unter Wahrung der elterlichen Rechte. Zeugen hierfür sind in allen Ständen zu finden, Zeugen hierfür sind her-

[1]) Siehe die vortreffliche Frankfurter Broschüre Band III Heft 12: Bischof Wilhelm E. v. Ketteler und die sociale Frage von Dr. Bernhard Liesen.

vorragende Mitglieder des deutschen Episcopates, deren Wiege in ärmlicher Hütte stand, Zeugen dieses christlichen Socialismus waren die Knabenkonvikte, die Bischof Ketteler mit Hilfe seiner Diözesanen errichtete, und die Vielen den Weg zum Studium ebneten. Die Socialdemokratie will, daß die Kinder vom Staat erzogen, ernährt und gekleidet werden. Das Christenthum aber will das Kind nicht losreißen von der Mutterbrust, es hat ein tiefes Verständnis dafür, daß auch die dürftige Nahrung, welche Elternliebe dem Kinde bereitet, ihm mehr mundet, als die Suppenportion aus der staatlichen Gemeindegarküche, auch wenn vielleicht ein paar Fettaugen mehr darauf schwimmen sollten, was vorerst noch zu bezweifeln ist.

Wo aber durch Verlust der Eltern oder sonstige zwingende Umstände eine Erziehung im Elternhaus zur Unmöglichkeit geworden, da griff von jeher der christliche Socialismus ein. Zeugen hierfür sind die zahlreichen katholischen Waisenhäuser, Zeugen hierfür die unter Bischof Ketteler errichteten Anstalten zu Klein-Zimmern und zu Neustadt i. O.

So wirkte Bischof Ketteler auf socialem Gebiet und hierfür opferte er nicht nur sein Jahreseinkommen, sondern sein ganzes Vermögen, so daß bei seinem Tode die „Kölnische Zeitung" erstaunt schrieb: „Es ist Thatsache, der große streitbare Bischof ist arm, buchstäblich arm gestorben, er hat sein Vermögen geopfert für seine Sache". Ja, so *stirbt* ein Apostel des christlichen Socialismus, wie aber Führer des radikalen Socialismus *leben*, das sehen wir zur Genüge: sie werden *reich von* den Armen, während der katholische Bischof *arm* wurde *für* die Armen.

Die Jahre verstrichen. Es kam der Krieg von 1870/71. Sein Resultat war die Errichtung des Deutschen Reiches. Da schrieb Bischof Ketteler, alle wichtigen Zeitereignisse mit der Schärfe seines Geistes begleitend und erläuternd, sein wahrhaft großartiges Programm für die Katholiken im Deutschen Reiche. Zunächst wandte er sich an die Katholiken, betonte aber, daß auf dem Boden dieses Programms sich auch die gläubigen Protestanten zusammen finden könnten zum Ausbau des Reiches in conservativem Sinn, zu gemeinsamer Reformarbeit.

Wir geben hier den Programmentwurf, damit der Leser selbst sich von dessen hoher Bedeutung überzeuge und angetrieben fühle, die Erläuterungen hierzu zu lesen. Sie sind eine Fundgrube staatsmännischer Weisheit, und gerade die jetzige Generation ist eigentlich erst so recht im Stande, sie voll und ganz zu verstehen, da

viele Fragen in ihrer vollen Schwierigkeit erst jetzt zu Tage treten und genau dieselbe Entwicklung genommen haben, die ihnen der große Bischof vorhersagte. Manche Forderungen in dem Programm, auch die früher als unerfüllbar erschienen, haben unterdessen eine segensreiche Verwirklichung gefunden. Das möge ein Sporn sein, auch die übrigen ihrer Erfüllung entgegenzuführen.

Programm.

I. Rückhaltlose Anerkennung der deutschen Reichsgewalt innerhalb der Grenzen ihres jetzigen Rechtsbestandes.

II. Festes nationales Bündniß mit Österreich, dem deutschen Ost-Reiche.

III. Redliche Anerkennung der Selbstständigkeit der zum Deutschen Reich gehörigen Einzelländer, soweit es die nothwendige Einheit des Reiches zuläßt und nach Maßgabe der Reichsgesetze.

IV. Die christliche Religion ist sowohl im Reiche als in den einzelnen Staaten bei allen Einrichtungen, welche mit der Religionsübung im Zusammenhang stehen, unbeschadet der Religionsfreiheit, zu Grunde zu legen.

V. Die anerkannten christlichen Confessionen ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig und verbleiben im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke gestifteten Anstalten und Fonds.

VI. Ein deutsches Reich fordert vor Allem deutsches Recht und deutsche Freiheit im Sinne eines gesicherten Rechtsgebietes für die individuelle und genossenschaftliche Freiheit und im Gegensatz zu der lügenhaften Freiheit des Absolutismus und Liberalismus, welche die Freiheit des Individuums und der Genossenschaft vernichten.

VII. Damit verbunden Freiheit des höheren, des mittleren und des niederen Unterrichts unter gesetzlich geregelter Staatsaufsicht, und Einrichtung der Staatsschule nicht nach der Willkür der Staatsbehörden, sondern nach den reellen, religiösen, geistigen und sittlichen Verhältnissen des Volkes.

VIII. Ein deutsches Reich fordert deutsche Verfassungsformen auf allen Gebieten, nicht nur der Reichs- und Landesverfassung, sondern auch der ganzen gesellschaftlichen Verfassung des Volkes für alle seine Bedürfnisse. Corporative Organisation, im Gegensatz zu den mechanischen Verfassungsformen des Liberalismus; Selbstverwaltung im Gegensatz zur reinen Beamtenherrschaft.

IX. Insbesondere eine diesen Grundsätzen entsprechende innere Landes-, Gemeinde- und Kreisverfassung.

X. Ausbau der Reichsverfassung:

1. durch ein Oberhaus,
2. durch ein oberstes Reichsgericht als unantastbares Bollwerk des gesammten deutschen Rechtszustandes, als Bollwerk des öffentlichen Rechtes und als Rechtscontrole für die Reichs- und Landesverwaltung.

XI. Ordnung des Staatsschuldenwesens, Verminderung der Staatslasten, Ausgleichung der Steuern. Als Mittel dazu:

1. Einführung der Börsensteuer.
2. Einführung der Einkommensteuer für Gründungs- und Aktiengesellschaften.
3. Betrieb der Eisenbahnen auf Staatskosten.
4. Minderung der Militärlast.
5. Wegfall der Steuer auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

XII. Corporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes.

Gesetzlicher Schutz der Arbeiterfrauen und Arbeiterkinder gegen die Ausbeutung der Geldmacht.

Schutz der Arbeiterkraft durch Gesetze über Arbeitszeit und Sonntagsruhe.

Gesetzlicher Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter bezüglich der Arbeitslokale.

Aufstellung von Inspektoren zur Controle der zum Schutz des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze.

XIII. Gesetzliches Verbot aller geheimen Gesellschaften, insbesondere des Freimaurerordens als Geheimbund.

Kap. XII, das hier vorzüglich in Betracht kommt,[1]) verlangt eine Umgestaltung der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869. Dieselbe sei in den Bestimmungen für den Fabrikarbeiter § 127 ff. einigermaßen ein Schutzgesetz, aber nicht genügend und dazu noch in den meisten deutschen Ländern unbeachtet geblieben. Die Gewerbeordnung müsse durch andere Gesetze wesentlich vervollständigt und dann eine gesetzliche Controle geschaffen werden, welche die Beobachtung dieser Gesetze sicher stelle. Seine Ansichten bestimmt Ketteler nun des näheren dahin:

[1]) Die Katholiken im deutschen Reiche S. 79 ff.

Verbot aller Kinderarbeit in den Fabriken und außer dem elterlichen Hause; das Verbot ist auf alle Kinder mindestens bis zum 14. Jahre auszudehnen. (Gewerbeordnung von 1869 verbot nur die regelmäßige Arbeit von Kindern unter 12 Jahren in Fabriken.)

Die Arbeit aller verheiratheten Frauen in Fabriken und anderen industriellen Geschäften außer dem Hause ist zu verbieten. Die Arbeit der Mädchen in den Fabriken und ähnlichen Geschäften ist nur dann zu gestatten, wenn die für sie bestimmten Arbeiterlokale von den Arbeiterlokalen der Männer vollständig getrennt sind.

„Wenn dem Arbeiterstande nicht die christliche Familie wiedergegeben wird, so werden alle anderen Mittel ihm zu helfen vergeblich sein. Von einer christlichen Familie kann aber da keine Rede sein, wo die Mutter ihrer erhabenen Aufgabe im Hausstand entzogen und nur mehr eine lohnverdienende Arbeiterin ist." „Aus demselben Grunde halten wir auch die Arbeit der Mädchen außer dem Hause im Allgemeinen für beklagenswert."

An Sonn- und Feiertagen muß in allen Fabriken und industriellen Geschäften die Arbeit verboten werden. (Die Gewerbeordnung verbot nur die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter an Sonntagen.)

„Die Feststellung eines Normalarbeitertages auf 10 oder höchstens 11 Stunden durch ein Gesetz, halten wir gleichfalls für wohlberechtigt." (Die Gewerbeordnung setzte für jugendliche Arbeiter vom 14—16. Jahre eine Maximalarbeitszeit von 10 Stunden fest; dies wünscht also Ketteler auf alle Arbeiter ausgedehnt.)

„Alle diese gesetzlichen Bestimmungen werden aber dem Arbeiterstande nur wirklichen Schutz gewähren, wenn überall die gesetzlichen Controlen geschaffen werden, welche die Beobachtung derselben sicher stellen. Ob die Aufstellung von Fabrikinspektoren nach dem Vorbilde von England oder die Einrichtung von Arbeiterämtern, wie sie jetzt vielfach vorgeschlagen werden, oder die Verbindung beider die sicherste Controle gewähren, darüber wagen wir kein Urtheil auszusprechen. Diese Controle muß sich auch auf die Beschaffenheit der Arbeiterlokale in Hinsicht auf Gesundheit und Sittlichkeit erstrecken."

Wie, wenn man damals dieses Programm Kettelers acceptiert hätte! Kniefällig hätten die Arbeiter gedankt, noch war die socialdemokratische Bewegung erst in ihren Anfängen und die Begehrlichkeit der Massen nicht erregt; noch schlugen Aller Herzen hoffnungs-

voll dem neuen Reiche entgegen, noch ruhte Preußen im Wesentlichen auf seinem alten Fundamente, noch hatte es seine christliche Schule und seine christliche Ehe.

Wenn wir so auf Kapital XII besonders hinwiesen, möchten wir doch ausdrücklich warnen, in diesem allein das sociale Programm Kettelers zu suchen. „Was ist des deutschen Vaterland?" frug einst E. M. Arndt, „Ist's Bayernland, ist's Schwabenland u. s. w.?" und als Antwort giebt er: „O nein, o nein, o nein, sein Vaterland muß größer sein, das ganze Deutschland soll es sein."

So ist's auch mit der Frage nach dem socialen Programm Kettelers, nicht Punkt XII allein, der ganze Entwurf, der soll es sein. Die Arbeiterfrage ist ihm eng verschwistert mit der Kirchen- und Schulfrage und nicht ohne diese zu lösen. „Im übrigen bildet die Lage des Arbeiterstandes einen Theil der großen socialen Frage, die ein nothwendiges Ergebniß aller irrigen religiösen, politischen und wirthschaftlichen Grundsätze, die der antichristliche Liberalismus überall verbreitet, auf dem Gebiete des Volkslebens ist". Und ebenso bescheiden wie prophetisch fügt er bei: „Wir stehen erst am Anfange dieser Entwicklung, die immer größere und ernstere Verhältnisse annehmen wird, und deren gründliche und allseitige Beurtheilung erst dann eintreten kann, wenn ihre verderblichen Folgen auf allen Gebieten zu Tage getreten sind."

Seinen Entwurf nannte Ketteler „ein Programm für alle rechtlich und christlich denkenden Männer in Deutschland;" er hätte es auch nennen können, ein Programm für eine deutsche und christliche Socialreform.

Bischof Ketteler wandte sich bei der bevorstehenden Errichtung des neuen Deutschen Reiches brieflich an den Fürsten Bismarck nach Versailles und ersuchte um Aufnahme der preußischen Verfassungsparagraphen 14, 15, 16, 17, welche die Selbstständigkeit der christlichen Kirchen gewährleisteten, in die deutsche Reichsverfassung. Es war ein weltgeschichtlicher Moment. Wir wissen, wie die Entscheidung fiel! Statt christlicher Socialreform erhielten wir den Kulturkampf. Wir wollen die alten Wunden nicht aufreißen. Auch hier gilt das Wort: „Verzeihen aber nicht vergessen."

Bischof Ketteler sank in's Grab; ein früher Tod bewahrte ihn vor Kerker und Banden. Sirach 39, 15!

II.

Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler
und
die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung.

Per crucem ad lucem.

A. Per crucem! Der Antrag des Grafen Galen im Reichstag.

Bücher haben verschiedenes Geschick. Manche Schriften erregen bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen, sie erzeugen Nachahmungen, Gegenschriften, erleben rasch hintereinander mehrere Auflagen, sie bilden mehrere Wochen lang das Gesprächsthema der schöngeistigen Welt, der Salons oder der Stammtische und dann sind sie vergessen. Ihre Wirkung beruhte darauf, daß sie im Gedankengang der zeitigen öffentlichen Meinung lagen. Sie gleichen dem Wildbach, der, vom Gewitter des heißen Sommertags geschwellt, brausend einige Stunden den Bergabhang hinabsauft, dann wird er stiller und stiller und versiegt.

Andere Schriften werden bei ihrem Erscheinen vom Publikum kaum beachtet, sie entsprechen nicht dessen Geschmacksrichtung, dessen Fassungsgabe. Ihre Wirkung ist unscheinbar aber nicht verloren. Wenige lesen sie, aber diese Wenige — sind Auserlesene, sie nehmen die Ideen auf und verarbeiten sie und tragen sie weiter — langsam, unvermerkbar aber sicher. Die öffentliche Meinung beginnt sich zu ändern und sie betrachtet schließlich diese Gedanken als Allgemeingut, ohne sich ihrer Herkunft klar zu sein. Derartige Schriften gleichen dem Regen und dem Thau des Himmels; langsam sickert er in den Boden, still und unvermerkt, um weitab als Quelle hervorzubrechen, stetig fließend, Land und Leute labend. Solcher Art war die Wirkung der Kettelerschen Schriften und Ideen, und ein lehrreicher Beleg hierfür ist die parlamentarische Geschichte der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung.

Noch zu Lebzeiten des Bischofs Ketteler, am 19. März 1877, legte der Neffe desselben, Graf von Galen, dem Reichstage die Grundzüge zu einem Arbeiterschutzgesetze vor. Es war der erste socialpolitische Antrag, der beim Reichstage eingereicht wurde, das Centrum die erste von allen Parteien, welche die Inangriffnahme des eigentlichen Arbeiterschutzes beantragte.

Die Behandlung dieses Antrags Galen ist so lehrreich und wirft ein so grelles Schlaglicht auf das Mißtrauen, das Allem, was von katholischer Seite ausgeht, entgegengebracht wird, daß es sich schon lohnt, eingehender darauf zurückzukommen.

Am 24. März 1877 brachten Abg. Rickert und Genossen eine Resolution ein, welche sich mit den Lehrlingsverhältnissen und mit der Forderung gewerblicher Schiedsgerichte beschäftigte, während am 11. April die Socialdemokraten, unterstützt von einigen Centrumsmitgliedern, ebenfalls einen Arbeiterschutzgesetzentwurf vorlegten. Ein Antrag der Conservativen von Seydewitz und Genossen, bereits am 4. März eingereicht, verlangte lediglich neue Bestimmungen über Arbeitsbücher für Gesellen und Gehilfen, über schriftliche Lehrverträge, gesetzliche Lehrzeit und Bestrafung der Lehrlinge und Lehrmeister bei verschuldeter Lösung des Lehrverhältnisses.

Bei der ersten Berathung, Montag den 16. April 1877, schlug der Präsident von Forckenbeck zur Geschäftsordnung vor, über alle die verschiedenen Anträge gemeinsam zu berathen, da sie ja alle die gewerblichen Verhältnisse, die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, berührten und in kleinerem oder größerem Maßstabe eine Änderung derselben bezweckten, jedem einzelnen Antragsteller aber möge man auch nach geschlossener Gesammtberathung das Wort reservieren.

Hiergegen erhob sich der Abgeordnete Lasker. Der Antrag Galen nehme eine Sonderstellung ein, sei kein gewerblicher sondern ein politischer Antrag und ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung und die seitherige Gesetzgebung, wie sie geleitet sei durch die Regierung und den Reichstag. Er schlägt daher vor, die Anträge einzeln für sich zu behandeln, dann werde erfahrungsgemäß eine Ermüdung des Hauses eintreten.

Gegen diese ebenso offene, wie brutale Erklärung legte Herr von Schorlemer-Alst Verwahrung ein. Er protestiere dagegen, daß man auf Ermüdung des Hauses spekuliere, um wo möglich den Antrag des Grafen Galen von der Debatte auszuschließen. Auch die übrigen Anträge erkännten Uebelstände in der Gesetzgebung an, sonst würden sie nicht Abänderung oder Ergänzungen derselben beantragen.

Schließlich einigte man sich doch auf den Vorschlag des Präsidenten.

Gewiß wird es erwünscht sein, den Antrag Galen und seine

Begründung kennen zu lernen, um so recht ermessen zu können, wie kleinlich und ärmlich die Einwürfe seiner Gegner waren. Er lautet:

„Der Reichstag wolle beschließen: den Herrn Reichskanzler aufzufordern: noch im Laufe dieses Jahres die bereits unternommene Enquete über die Lage des Handwerker- und Arbeiterstandes unter Mitwirkung freigewählter Vertreter desselben in der Richtung der sub I. bis III. aufgeführten Punkte zu vervollständigen und auf der Grundlage des gewonnenen Materials.

I. dem Reichstage in der nächsten Session den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, unter Berücksichtigung folgender Punkte vorzulegen:

a) Wirksamer Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesammten arbeitenden Bevölkerung (Sonntagsruhe).

b) Schutz und Hebung des Handwerkerstandes durch Einschränkung der Gewerbefreiheit; Regulirung des Verhältnisses der Lehrlinge und Gesellen zu den Meistern.

Förderung korporativer Verbände.

c) Erweiterung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der in Fabriken arbeitenden Personen; Normativbestimmungen für die Fabrikordnungen; Verbot der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter unter 14 Jahren in Fabriken; Schutz der Familie durch Beschränkung der Frauenarbeit in Fabriken.

d) Einführung gewerblicher Schiedsgerichte unter Mitwirkung freigewählter Vertreter der Arbeiter.

e) Anderweitige Regelung der gesetzlichen Bestimmungen über die konzessionspflichtigen Gewerbe, insbesondere den Betrieb von Gast- und Schankwirthschaften.

II. eine Revision der gesetzlichen Bestimmungen, betreffend die Freizügigkeit, sowie

III. des Gesetzes, betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz ꝛc., vom 7. Juni 1871, in Bezug auf den Betrieb von Bergwerken und gewerblichen Anlagen zu veranlassen."

Motive.

„Die traurige wirthschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung erfordert dringend Abhilfe.

Die Nothlage ist nicht so sehr ein Resultat der allgemein herrschenden wirthschaftlichen Calamität, als vielmehr einer falschen

Wirthschaftspolitik und der aus derselben hervorgegangenen Gesetzgebung. Die Folgen dieser letzteren treten bei der obwaltenden Krisis deutlich und erschreckend in die Erscheinung. Dem gegenüber ist die Haltung der Regierung, soweit sie überhaupt noch erkennbar, eine nach allen Seiten schwankende. Bei halber Einsicht, daß die bisherigen Zustände unhaltbar sind, fehlt die klare Erkenntniß dessen, was zu thun ist.

Um schweres Unrecht wieder gut zu machen, eine große Gefahr abzuwenden, die Quelle des Wohlstandes, die Arbeit, wieder zu Ehren zu bringen, ist die Umkehr von dem bisher eingeschlagenen Wege nothwendig; sie ist um so dringender geboten, je begründeter die Klagen über einen allgemeinen Rückgang der deutschen Industrie sind.

Die Richtung der legislatorischen Maßregeln anzudeuten, welche hierzu erforderlich sind, ist der Zweck des vorliegenden Antrages. Zunächst ist auf dem Wege der Enquete das Material zu vervollständigen; es sind namentlich, mehr als dies bisher geschehen, Vertreter des Arbeiterstandes über die innerhalb desselben hervorgetretenen Mißstände, sowie über die Mittel zur Abhilfe zu hören. Es sind sodann einzelne Punkte hervorgehoben, an denen eine Abänderung der bestehenden Gesetzgebung dringend nothwendig erscheint.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit hat eine fortschreitende Absorbirung des kleinen Handwerks durch den Großbetrieb zur Folge gehabt. Daß eine bessere Regelung des Lehrlingswesens nothwendig sei, ist wiederholt und von den verschiedensten Seiten her anerkannt worden. Nur die Ausbildung korporativer Verbände mit genauer Feststellung der gegenseitigen Rechte und Pflichten von Meistern, Gesellen und Lehrlingen ist geeignet, in dieser Richtung einen wirklichen Erfolg zu erzielen.

Schleuniger Abhilfe bedarf sodann die Lage der in Fabriken arbeitenden Bevölkerung. Gegenüber den Anforderungen des Großbetriebes und der Ausbeutung durch das Kapitel ist das Heiligthum der Familie und das Wohl der heranwachsenden Generation durch gesetzliche Schranken zu sichern."

Abg. Galen begründet seinen Antrag in einer längeren Rede, die deutlich das Studium der Ketteler'schen Schriften erkennen läßt und sich mit dessen Ausführungen über Familie, Korporation, organische Gliederung der Gesellschaft und das Wesen der socialen Frage vollständig deckt. Die Rede wie der Antrag sind zweifels-

ohne ausgearbeitet auf Grund der socialpolitischen Schriften Kettelers und es soll diese Bemerkung die Bedeutung des Antrags Galen wahrlich nicht abschwächen.

Daß er von einem Arbeiterschutzgesetz keine Wunder, keine sofortige Beseitigung der socialen Frage erwartet, spricht er selber aus: „Wir sehen nur in der Rückkehr zur christlichsocialen Ordnung, zum Organismus der Gesellschaft, die einzige Rettung vor den Gefahren, die uns bevorstehen. Wie aber in der physischen Ordnung jeder Organismus nur langsam wächst, so wird auch dieser der höheren Ordnung angehörende Organismus sich nur langsam entwickeln, und hegen wir keine Hoffnung, sofort günstige Resultate zu sehen. Und wie der tiefste Grund dieses Übels in der Abkehr des menschlichen Geistes von Gott und seinen Geboten liegt, so ist auch die Heilung nur in der Rückkehr d. h. in der Unterwerfung der Geister unter die Gebote Gottes zu finden.[1]) Sie muß also vom Individuum ausgehen und jeder zuerst bei sich und bei dem, was ihn umgiebt, anfangen. In der moralischen Weltordnung, von der ja die physische Ordnung nur ein Abbild ist, muß das hinzutreten, was in der physischen Ordnung nothwendig ist, nämlich Licht, Luft und Wärme. M. H., das Licht der Wahrheit und die Wärme der christlichen Liebe werden den Organismus zum Leben zurückbringen, gewähren wir deshalb Freiheit d. h. Luft! Nehmen wir deshalb die Schranken hinweg, welche die Sonnenstrahlen des Christentums von der nach Organisation lechzenden menschlichen Gesellschaft scheiden, dann wird die verjüngende Kraft des Christenthums auch hier die nur scheinbar todten Keime zum Leben erwecken."

Die ganze Rathlosigkeit der großen liberalen Partei diesem Antrage gegenüber, die ganze Verständnislosigkeit für die Zeichen der Zeit enthüllte die Rede des Abg. Rickert. Ihm ist der Antrag Galen nur agitatorische Demagogie, die Verneinung der ganzen gegenwärtigen Culturwelt.

„M. H., die Aufgabe, die mir zugefallen ist, ist eine etwas schwierige. Nach dem Herrn Vorredner zu sprechen hat seine Bedenken. (Sehr richtig! links.) Ich gestehe, daß ich da, wo ich ihn verstanden habe, nicht seiner Meinung bin, daß er aber in dem größ-

[1]) Ketteler: Arbeiterfrage S. 5, 104 u. a.

ten Theil seiner Auseinandersetzungen mir unverständlich geblieben ist. M. H., was soll man damit anfangen, wenn Jemand hier im Reichstag auftritt und sagt, die gegenwärtige wirthschaftliche Gesetzgebung zerstöre die christlich-sociale Weltordnung, sie nähre den Geist des vom Christenthum getrennten Egoismus, es sei eine Rückkehr zu dem Organismus erforderlich. Ja, m. H., statt all dieser philosophisch-christlichen Auseinandersetzungen vier oder fünf Paragraphen mit praktischem Inhalt, damit wir vor uns gesehen hätten den Weg, auf dem der Herr Vorredner die Gesellschaft wieder zu der christlich-socialen Weltordnung und zu dem Organismus zurückführen will. . . . .

M. H. Ich habe die Rede des Herrn Vorredners überhaupt so aufgefaßt: sie ist die Negation der gesammten modernen staatlichen Entwickelung. Dahin können wir ihm nicht folgen. Vor allen Dingen möchten wir ihn bitten, daß er uns in bestimmten Paragraphen sage, was er denn eigentlich will, denn allgemeine Klagen helfen hier gar nichts. M. H., ich werde auf den Antrag der Herren Mitglieder des Centrums, weil ich in der That nicht annehmen kann, daß alle Mitglieder dieser Partei die Ausführungen des Herrn Vorredners unterschreiben — (Rufe im Centrum: Doch! Doch!) — Die Herren rufen mir zu: „Doch" — dann werde ich auf das eingehen, was im Antrage steht, aber das bei Seite lassen, was der Herr Vorredner gesagt hat; denn ich bin, wie gesagt, außer Stande, mich in dem größten Theile seiner Auseinandersetzungen mit ihm zu verständigen. Wie zwei verschiedene Welten stehen wir von einander entfernt und können uns nicht verstehen. (Stimmen im Centrum: Ja, sehr richtig, Sie sind modern und wir nicht.) — Ja wohl, ich bin stolz darauf, Herr Abgeordneter Windthorst, daß ich ein Kind dieser modernen Welt bin, (oh! im Centrum), die das Resultat ist einer tausendjährigen Culturentwickelung (oh! im Centrum) und ich würde es lebhaft beklagen, wenn man uns Jahrhunderte zurückschrauben und uns die Resultate der letzten Jahrhunderte menschlicher Arbeit vorenthalten wollte."

Redner vermißt bei den Bundesregierungen die sichere Führung, man wisse im Lande thatsächlich nicht mehr, ob die Bundesregierungen noch der Ansicht seien, daß die großen Prinzipien

der Gewerbeordnung vom Jahr 1869 aufrecht erhalten werden müssen oder nicht, und kehrt dann zu dem Antrag Galen mit den Worten zurück:

„M. H., es ist nun im höchsten Grade zu beklagen, daß das Gebiet, welches von uns bisher als ein mehr neutrales, allen Parteien für die gemeinsame Arbeit zugängliches betrachtet wurde, daß das nun von den geehrten Herren Mitgliedern des Centrums in einem Antrag betreten wird, von dem auch ich, wie mein hochverehrter Freund Lasker, sagen muß, er habe vielmehr eine politische Tendenz als wirthschaftliche.

M. H., was heißt das: „Schutz des Handwerks durch Einschränkung der Gewerbefreiheit", „Revision des Freizügigkeitsgesetzes", „die traurige wirthschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung erfordert dringend Abhilfe", „die Nothlage ist das Resultat nicht so sehr der allgemeinen wirthschaftlichen Calamität, als vielmehr ein Resultat der falschen Wirthschaftspolitik, deren Folgen erschreckend in die Erscheinung treten."

Liegt darin, m. H., ein gesetzgeberischer Gedanke? Was sollen wir anfangen mit diesen Ausführungen? Gar nichts! Es ist leider ein sehr bedenklicher Zustand und ein Zeichen des Unfertigen in unseren politischen Verhältnissen, daß der oberste Grundsatz, der immer maßgebend sein müßte, doch nicht in dem Maße Beachtung findet, wie er sollte, der Grundsatz, daß auch eine Oppositionspartei niemals weiter in ihren Forderungen gehen kann, als sie selbst, wenn sie im Moment die Regierung antreten würde, zu erfüllen im Stande wäre und zu verantworten vermöchte. Ja, m. H., finden Sie diesen Grundsatz in diesen Anträgen ausgedrückt? Ich möchte den Herrn Abgeordneten Grafen von Galen einmal fragen, wenn er nun auf Grund dieses Programmes in die Lage käme, die Regierung führen zu sollen, was würde er damit zu machen wissen? Nicht sechs Monate könnte sich eine Regierung am Ruder erhalten, welche diese Grundsätze in Gesetzesparagraphen übertragen wollte!

(Zuruf aus dem Centrum: Das sind Ansichten.) . . . . .

Kurz und bündig erklärte Staatsminister Hoffmann: „Sämmtliche Anträge, mit Ausnahme desjenigen, den Herr Graf von Galen hier vertreten hat, sind der

Art, daß sie von der Regierung in reiflichste Erwägung gezogen werden können und müssen.

Der Antrag Galen und Genossen kann in seiner ganzen Richtung, die ihm namentlich durch die Motivirung aufgeprägt ist, nicht anders aufgefaßt werden, denn als eine Provokation der Regierung, als ein sehr schwerer Angriff gegen die bisherige Wirthschaftspolitik der verbündeten Regierungen und des Reichstags selbst, denn in Fragen, um die es sich hier handelt, ist nur die Gesetzgebung nicht die Verwaltung der angeblich Schuldige."

Abgeordneter Dr. Hirsch berührt den Antrag des Grafen Galen nur kurz, nachdem er ausführlich über Arbeitsbücher, Lehrlingswesen und Fortbildungsschulen gesprochen; bei der Frage der sittlichen Ausbildung der Lehrlinge glaubt er, „in aller Kürze auf das Programm der Centrumspartei kommen zu müssen". „Wenn dieselbe — sagt er — von einer Lösung der socialen Frage, von einer Verbesserung der Gewerbeordnung von christlich-socialem Standpunkte aus spricht, so kann ich ihr darin meinestheils nicht folgen. Ich glaube auch, daß es überhaupt nicht möglich ist, so lange nicht die Reichsverfassung den christlich-konfessionellen Charakter dem Reiche aufdrückt; hiervon ist bis jetzt in der Verfassung nichts zu finden, demgemäß auch für die einzelnen Institutionen dieser spezifisch christliche, oder wie man wohl zutreffender sagen darf, katholische Charakter zurückgewiesen werden müßte. Was die Herren meinen, was ich in ihren Vorschlägen, wenn auch nur sehr theilweise anerkenne, das ist, m. H., daß gegenüber dem bloß materiellen nächsten Interesse, das höhere geistige und sittliche Interesse maßgebend sei. Vor allem wurde ja mit Recht das Gedeihen der Familie als Grundlage des Gesammtwohles hingestellt."

Im Gegensatz hierzu betonte Abgeordneter Dr. Westermayer den christlichen Charakter einer nöthigen Socialreform.

„Herr Dr. Hirsch hat mit Recht auch das ethische Moment betont. Die Frage ist nun die — und da weichen wir wahrscheinlich ziemlich stark von einander ab — wie das ethische Moment in die Werkstätten hinein kommt und in die Lehrlinge insbesondere. M. H., im ganzen Verlauf der gestrigen Diskussion ist

mit keiner Silbe, von keiner Seite eine Erwähnung gemacht worden, mit Ausnahme des Redners aus dem Centrum, daß hier das Christenthum als ethischer Faktor einzutreten habe, und das gerade beklage ich auf's tiefste. Ebenso kann ich bei allem, was ich in dieser Hinsicht las, nirgends, außer in katholischen Schriften oder in speziell-christlichen Darlegungen hingewiesen finden auf die Nothwendigkeit der Pflege des Christenthums unter den Lehrlingen, überhaupt unter der arbeitenden Bevölkerung. . . . .

Soll es denn wirklich ganz und gar aus der Luft gegriffen sein, daß unser Mittelstand immer mehr verfällt und zu Grunde geht? Soll es denn im Gegentheil wahr sein, daß Handel und Gewerbe blühen und zwar in Folge und gerade durch unsere Gesetzgebung? Soll denn da gar nichts zu ändern sein, außer das Lehrlingswesen, die Frauen- und Kinderarbeit und etwa Ausführungsbestimmungen über die Schiedsgerichte? Wenn das der Fall ist, gut, m. H., dann haben Sie Recht und der Präsident des Reichskanzleramtes auch. Man lasse das alles so weiter gehen, die Prinzipien sind ja gut, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit und alles, was damit zusammenhängt, Aktiengesetz, Hausirhandel, Wanderlager, Beseitigung der Wuchergesetze, alles, was zur Gewerbeordnung gehört und drum und dran hängt und wovon wir glauben, daß es gerade die Kapitalherrschaft ausnehmend befördert und den kleinen Gewerbestand empfindlich geschädigt hat. Dann haben Sie Recht, lassen Sie es so fort gehen, es muß dann nur das bischen Schadhafte ausgebessert werden. Es wird die Kleinigkeit mit den Lehrlingen sich leicht bessern lassen; und dem Patienten fehlt dann gar nichts mehr. Mir scheint aber die Sache gegentheilig zu liegen. Es ist jetzt schon weit genug gekommen, und wenn Sie sich mit weiter nichts als mit Ordnung des Lehrlingswesens beschäftigen, dann geht alles zu Grunde. Ich wünsche, daß der deutsche Gewerbestand aus dieser Krisis intakt hervorgehen möge, ich wünsche, m. H., daß wir hier im Centrum Unrecht, daß Sie Recht haben." (Bravo im Centrum.)

Die ganze Tragweite des Antrags Galen erkannte auch Abg. Lasker, er sah in ihm den Bruch mit der seitherigen Wirthschaftspolitik: „Ich muß hervorheben, daß unter den eingebrachten Anträgen der Antrag Graf von Galen absolut anders will, als alle übrigen Mitglieder des Hauses, soweit sie durch ihre Anträge und Vertreter repräsentiert sind; dies sind die zwei großen Gegensätze, welche der

Regierung als Fingerzeig dienen, worauf sie zu rechnen hat, wenn sie mit Vorschlägen zur Gewerbeordnung vor uns tritt. Die Hauptfrage lautet: Soll von dem Wege der Gewerbeordnung völlig umgekehrt, soll im Prinzip Gewerbeunfreiheit, Unfreiheit in Beziehung auf die Bewegung der einzelnen Personen wieder zur Grundlage unserer Zukunftspolitik gemacht werden? Antwort von Galen: Ja! Antwort des übrigen Hauses: Nein! In dieser klaren Stellungnahme liegt ein wichtiges praktisches Resultat. . . . . Wenn wir die Zwangsberechtigungen abgeschafft, Vorschriften beseitigt haben, welche nur einer bestimmten Zahl selbstständiger Handwerker an einem bestimmten Orte zu leben gestatteten, wer von ihnen wagte heute, außer vielleicht der Antrag Galen, dessen unergründliche Tiefe ich nicht ermessen kann (Heiterkeit) — wer wagt es im Hause heute anzuregen, daß wir diese Narrheiten wieder einführen!"

Abg. von Helldorf betont, daß auch die Conservativen an dem Prinzip der Gewerbeordnung und der freien Arbeit als Grundlage der Gestaltung der gewerblichen Verhältnisse nichts geändert wissen wollten, spricht aber in warmer, an Ketteler erinnernder Weise für organische Gliederung des Gewerbestandes:

„Ich will die Förderung der Wiederbildung von Innungen durch Ertheilung wesentlicher Befugnisse, durch richtige Maßregeln der Verwaltung, durch zweckmäßige Anweisungen für die Verwaltung; ich will sie an all den Punkten, wo das Material gegeben ist, eine tüchtige Bildung zu schaffen. Wollen Sie, daß korporative Bildungen derart wirklich Lebenskraft gewinnen, dann, m. H., geben Sie ihnen tüchtige, kräftige Befugnisse, nicht allein in Bezug auf die Disciplin im Lehrlingswesen, die Beaufsichtigung des Lehrherren, sondern dann geben Sie ihnen auch Befugnisse in Bezug auf die gewerblichen Schiedsgerichte. Es ist, wie ich glaube, ein großer Irrthum, daß man stets ängstlich besorgt ist, organische Gebilde derart, die man wünscht, auf das privatrechtliche Gebiet zu beschränken. Wir dürfen nicht anstehen, ihnen staatsrechtliche Befugnisse zu ertheilen.

Denken Sie doch, m. H., an das Mittelalter, an das deutsche Handwerk, das damals eine Zeit der Blüte hatte, wie dies der Abgeordnete Rickert, wenn ich nicht irre, ausdrücklich anerkannte, eine Zeit der Blüte, in der deutscher Gewerbefleiß im Kunstgewerbe eine Leistung erschuf, auf die wir jetzt noch mit Staunen blicken; denn wir sind nicht im entferntesten im Stande, jetzt noch ähnliches

zu schaffen. In jener Zeit hatten die Innungen gewaltige staatsrechtliche Befugnisse, sie waren geradezu die Träger des städtischen Lebens, des Lebens im ganzen Bürgerthum. Wer hat denn diese korporativen Bildungen zerstört? Es ist einesteils der Absolutismus der Zopfzeit gewesen, der ein selbstständiges Leben neben sich nicht dulden konnte. Anderseits aber ist es die liberale Theorie gewesen, die den natürlich herausgewachsenen historischen Gebilden stets eine gewisse Abneigung entgegengetragen hat, die stets lieber rasierte als im Anschluß an das Bestehende reformierte. (Sehr richtig! rechts.)

Diese liberale Theorie übte ihre Macht nicht bloß durch den Einfluß einer einzelnen Partei, sie übte ihn durch den Einfluß auf das gesammte Geistesleben, sie übte ihn durch den Einfluß auf die Stimmung im ganzen Beamtenthum. Wenn von den wirklich recht bedeutenden organisatorischen Plänen der Gesetzgebung vom Jahre 1849 auf dem Gewerbegebiete, unter denen manches war, was sehr tüchtig ist und wir auch heute wieder anstreben möchten, ich erinnere z. B. nur an die Krankheits- und Hilfskassen, so vieles nicht ausgeführt wurde und nur auf dem Papiere stehen blieb, so war das größtentheils eine Schuld der Stimmung in unserem Beamtenthum sowohl bei den Kommunalbeamten als auch bei den Staatsbeamten, denen ein Verständnis für organische Bildungen verloren gegangen war.[1]) Der Herr Abg. Rickert hat gemeint das, was unsere Vorfahren in der Bildung solcher organisatorischen Gestaltungen, welche die Träger des gewerblichen Lebens waren, erreicht haben, das würden doch wahrhaftig auch wir mit den viel reicheren Mitteln der Bildung, des Verkehrs u. s. w. aus eigener Kraft durch freie Verbindungen erreichen können. Ja, m. H., er hat dabei doch wohl übersehen, daß das Material, aus dem sich die Zünfte des Mittelalters zusammensetzten, ein ganz anderes war, als das arme Handwerk, was jetzt existiert; daß sich damals diese Elemente in festen Mittelpunkten konzentrierten, während das Material, für das wir solche organische Verbindungen wiederherstellen möchten, weithin zerstreut ist. M. H., ich möchte ein Gleichniß gebrauchen. Sie wirthschaften wie ein schlechter Waldwirth. Der verständige Forstwirth schlägt einen Be-

[1]) Vergl. v. Ketteler: Die Katholiken im deutschen Reiche S. 48—50 und 80—84.

stand alter abständiger Bäume nicht auf einmal nieder: entweder pflanzt er sofort wieder oder er läßt Sonnenbäume stehen und dazwischen Luft und Licht, um das Heranwachsen des jungen Lebens zu befördern. Sie haben den alten Bestand auf einmal heruntergeschlagen, und jetzt weht der Sturm über die Sandfläche hinweg und Sie warten darauf, daß hie und da ein zerstreutes Samenkorn wieder Boden fasse; Wald wird wieder werden, aber wie viele Generationen darüber hinweggehen, das wissen Sie nicht (Sehr gut.) . . . .

M. H., mit der wesentlichste Grund der jetzigen socialistischen Bewegung liegt in sittlichen Schäden, liegt in der Erschütterung der natürlichen Autorität, in dem Aufwachsen der jüngeren Generation in zuchtlosem, revolutionärem Geiste. Diesem sittlichen Schaden können wir freilich nicht allein auf dem Gebiet des Gewerbelebens entgegen treten; da gehören andere Mächte dazu, die Schule, die Kirche." (Sehr richtig! im Centrum.)

Letzteren Gedanken führte Abg. Windthorst weiter aus, indem er auf die schädigende, alle Begriffe von Recht und Sitte erschütternde Wirkung des Culturkampfes hinwies.

„Wir fordern z. B. einen wirksamen Schutz des religiös-sittlichen Lebens der gesammten arbeitenden Bevölkerung und als Beispiel für diesen Schutz ist in Klammern die Sonntagsruhe bezeichnet. Wenn Sie selbstgewählte Arbeiter hören wollen, namentlich von der christlich-socialen Partei, wie Sie sie sehr zahlreich vertreten finden in Essen, in Augsburg und anderen Orten, dann werden Ihnen diese Leute sagen, daß ein wirksamer Schutz ihnen in der bezeichneten Richtung jetzt nicht mehr gewährt werde, weil die Civilehe das Fundament des religös-sittlichen Lebens sehr stark erschüttere, weil die Freiheit, die Kinder taufen zu lassen oder nicht, von vornherein einen ganz gewaltigen Riß in die religiös-sittliche Anschauung der Bevölkerung werfe. Sie werden Ihnen sagen, daß die modernen Tendenzen, die Religion aus der Schule zu weisen, das sittlich-religiöse Leben der Arbeiterbevölkerung schwer schädigen. Die Arbeiter aus Witten an der Ruhr insbesondere werden Ihnen sagen, daß es bedenklich sei, wenn man einer geringen Minorität zu Liebe den Arbeitern die Kirche entzieht, welche sie mit den Groschen, die sie im Schweiße des Angesichts verdient

haben, sich erbauten. (Sehr wahr! Hört! Hört! im Centrum). M. H., die Arbeiter werden Ihnen ferner sagen, daß Sie das religiös-sittliche Leben tief schädigten, indem Sie die Genossenschaften aus dem Lande trieben, welche die Kinder zu sich nahmen, während die Eltern in der Arbeit waren, welche die Kinder nährten und kleideten und sich bemühten, in den Feierstunden die Bildung der Kinder und Erwachsenen weiter zu entwickeln, welche in Krankheitsfällen und Nothlagen durch die Mittel, die sie bei Reicheren erbaten und fanden, das sociale Elend und die Noth linderten, der jetzt bald der Landrath allein und die bürgerliche Armenpflege rathlos gegenüberstehen.

(Sehr wahr! Hört! Hört! im Centrum).

M. H., das würden die Antworten sein, und ich denke, Herr Staatsminister Hoffmann wird jetzt hiernach einsehen, daß diese Nr. 1 unseres Antrags eine tiefe, eine schwerwiegende Bedeutung hat.

Was dann die Frage der Sonntagsruhe betrifft, so hat der Herr Minister die Angabe vermißt, in welchen Fällen diese von uns gefordert werde. Wir wissen so gut wie der Herr Staatsminister Hoffmann, daß es gewisse Gewerbebetriebe giebt, die nicht sistiert werden können, und daß diese in der Sonntagsruhe ausfallen, versteht sich ja von selbst. Wenn aber der Herr Staatsminister Hoffmann überhaupt nur annehmen wollte, daß wir mit gesunden Sinnen diese Anträge machten (Heiterkeit) und daß wir doch nicht vollständig auf den Kopf gefallen sind, so hätte er sich das selber sagen können.

(Heiterkeit! Sehr richtig! im Centrum.)

Der Herr Abg. von Helldorf hat gleichsam bittweise sich für uns verwandt, daß auch unser Antrag der Commission überwiesen werden möge. Man sei das doch einem Antrag, der von nahezu 100 Mittgliedern gestellt werde, schuldig. Damit allein wurde die Empfehlung motiviert. Ich bin dem geehrten Herrn Abgeordneten von Helldorf sehr dankbar für diese Freundschaftlichkeit, aber wir nehmen das von ihm Empfohlene nicht als Gnade, sondern als Recht in Anspruch .... Sollte aber wirklich die Ausschließung dieses Antrages von der kommissarischen Prüfung beschlossen werden, so werden wir versuchen müssen, ihn doch an die Regierung zu bringen; und wenn wir ihn nicht an die Regierung bringen können, so wollen wir uns da-

mit trösten, daß sie ihn gehört hat, und wir werden dann außerhalb der amtlichen Behandlung des Antrages das Nöthige weiter thun, um ihm Beachtung zu schaffen, wie er denn bereits in sehr weiten Kreisen Beachtung gefunden hat, in Deutschland und außerhalb desselben." —

Wie erstaunlich gering damals noch das Verständnis für die sociale Frage und die Stellung der Parteien hierzu war, zeigt eine charakteristische Bemerkung des nationalliberalen Abg. Wehrenpfennig. Die Stelle in den Motiven zum Antrag Galen: „Die Nothlage ist nicht so sehr ein Resultat der allgemein herrschenden wirthschaftlichen Calamität als vielmehr einer falschen Wirthschaftspolitik und Gesetzgebung" erinnert ihn an — Onkel Bräsig, und einen Unterschied zwischen den Anschauungen Christoph Mousangs und denjenigen der Socialdemokraten kann er nicht finden!

Letztere hatten, wie oben schon bemerkt, nach dem Centrum, und wohl auch durch dessen Vorgehen bestimmt, auch einen Arbeiterschutzgesetzentwurf eingebracht. Die Vertretung desselben übernahm in geschickter und würdevoller Weise Redakteur Fritzsche — von Bischof Ketteler in „Arbeiterfrage 1869" anerkennend erwähnt.

Man lese z. B. folgende Stellen seiner Rede:

„Man sagt uns gewöhnlich, wir beschränkten — durch den Normalarbeitstag — die individuelle Freiheit. Ja, m. H., wollen Sie mir gefälligst zeigen, wo überhaupt im Leben etwas vollständig dem freien Willen, der Willkür des Individuums überlassen ist, ob nicht überall Beschränkungen vorhanden sind? Wir sind nicht diejenigen, welche Freiheit unter allen Umständen wollen, sondern wir wollen eine vernünftige Freiheit, eine solche Freiheit, welche durch das Sittengesetz geregelt ist.

Wir sind der Meinung gewesen, daß die Nachtarbeit nicht allein körperlich schädigt, sondern daß sie auch in sittlicher Hinsicht nachtheilig ist und zwar für das weibliche Geschlecht am allermeisten.

Wenn die Frau des Nachts außer Hause ist, so ist es nicht gut bestellt um das Familienleben. Das Weib gehört unter allen Umständen des Nachts zu Hause und ebenso die Kinder."

Das Kind gehört in die Schule, dorthin, wo es erzogen wird, nicht inmitten der erwachsenen Arbeiter. Denn mag der Arbeiter noch so sehr darauf halten, in Gegenwart der Kinder nichts

zu sprechen, was nachtheilig auf das Gemüth der Kinder einwirken könnte, so kommt doch einmal das eine oder andere unbedachte Wort über seine Lippen, und Sie wissen, daß das Gemüth des Kindes sehr empfänglich ist; es bleibt dort sitzen; und vielleicht ein einzig unbedachtes Wort, das ein erwachsener Arbeiter ausgesprochen hat, das er gar nicht für so schwerwiegend hält, ist der Keim zu einem verfehlten Leben."

So sprach damals ein Socialdemokrat in Gegenwart Bebels. Wie stimmt das Alles zu Bebels Buch „Die Frau?"

Hier Worte, klingend wie aus dem Munde eines Geistlichen, dort, wie hallend aus dem Bordell. Entweder hat die Socialdemokratie sich unendlich weit nach links fortbewegt oder sie hat damals ihr wahres Gesicht nicht gezeigt, sittlich, fast religiös gesprochen, um bestimmte Zwecke zu erreichen. Welches diese Zwecke waren, zeigt die Erwiederung des fortschrittlichen Abgeordneten Hirsch:

„Weiter, m. H., ist es bedauerlich, daß nach dem Ausweise des offiziellen Protokolls über den Gothaer Socialistenkongreß vom vorigen Jahr sich herausstellt, daß auch dieses Arbeiterschutzgesetz nicht aus innerem Antrieb, nicht aus dem Wunsche, der arbeitenden Klasse zu nützen, ihre Lage zu sichern, den socialen Frieden wiederherzustellen, hervorgegangen ist, sondern aus ganz anderen Gründen. Es heißt in dem Protokoll u. A. wörtlich: „„A. Kapell — jetzt Mitglied des Reichstags — ist aus principiellen Gründen dagegen (gegen das Arbeiterschutzgesetz). Unser Programm sei das einzige Arbeiterschutzgesetz, man dürfe nicht vom heutigen Staate ein derartiges Palliativmittel verlangen. Frohme — ein anderer Socialdemokrat— beantragt, das Arbeiterschutzgesetz solle als Agitationsmittel in einer gewissen Zeit ausgearbeitet und den Arbeiterverbindungen vorgelegt werden. Hasselmann verlangt das Schutzgesetz als ein einfaches Mittel gegen die Ultramontanen, welches zur Eroberung rheinischer Kreise geradezu nothwendig sei!"" (Heiterkeit.)

Nun, m. H., diese Erwägungen, die an der Wiege des uns jetzt vorliegenden Arbeiterschutzgesetzes gepflogen wurden sind jedenfalls charakteristisch für die Partei und ihr Werk!"

B. Ad lucem! Bruch mit der liberalen Wirthschaftspolitik. Die Arbeiterschutzgesetzgebung.

Die an den Antrag von Galen sich anknüpfenden Reichstagsverhandlungen waren, wenn auch nicht von direktem Erfolg gekrönt

— der Antrag wurde gleich den übrigen an eine Commission verwiesen — begraben — so doch von weittragender Bedeutung. Denn ein Reichstag ist nicht bloß empfangend sondern auch gebend, er spiegelt nicht bloß die Anschauungen des Volkes wieder, sondern dasselbe erhält umgekehrt auch vom Reichstage seine Richtung. Sobald eine Richtung nur erst einmal einen Vertreter im Reichstage hat, kann man sicher sein, daß es deren bald mehr werden. So war es bei den Socialdemokraten, so bei den Antisemiten. Die bloße Thatsache, daß eine bestimmte Anschauung im Reichstage vertreten wird, verleiht derselben ein großes moralisches Gewicht. Und nun war zum ersten Mal die ganze liberale Welt- und Wirthschaftsanschauung einer scharfen Kritik unterzogen und für die sociale Noth verantwortlich gemacht worden, zum ersten Mal waren von der Tribüne des Reichstags dem Volke und der Regierung die Grundzüge einer christlichen corporativen Wirthschaftsordnung entwickelt worden, und weite Schichten der Bevölkerung erhielten zum ersten Mal Kenntniß von dem Dasein einer solchen. Und die Zeit drängte zu ernstem Nachdenken, zur Einkehr und Besinnung auf sich: 11. Mai 1878 Attentat Hödels, 2. Juni Attentat Nobilings, 11. Juni Auflösung des Reichstags. Bei den Neuwahlen verloren die Nationalliberalen 29, die Fortschrittspartei 8 Mitglieder, das Centrum wurde die stärkste Fraktion des Reichstags mit 93 Mitgliedern und 10 Hospitanten. Auch im Präsidium des Reichstags mußten die Nationalliberalen zurücktreten: bisher hatten sie stets die 1. und 2. Präsidentenstelle besetzt, jetzt wurde erster Präsident der Conservative von Seydewitz, zweiter Freiherr von Franckenstein, der Edelstein unter dem bayerischen Adel. Am 1. Juli 1879 folgte die Entlassung des Cultusministers von Falk, in demselben Monat die Annäherung der Regierung an die Centrumsfraktion in wirthschaftlichen Fragen, der Bruch mit der Freihandelspolitik.

Am 17. November 1881 richtete dann Kaiser Wilhelm I. die berühmte Allerhöchste Botschaft an den Reichstag, worin die Regierung die Forderung einer Socialreform zu der ihrigen macht. Das Wort „christlich", an dem die Abg. Rickert und Dr. Hirsch 1877 beim Antrag Galen so sehr Anstoß nahmen, findet sich in derselben, wie auch der Appell an die „corporativen Genossenschaften": „Auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten

Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge als ihnen bisher hat zu Theil werden können. Für diese Fürsorge, die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde."

Diese Botschaft führt in der parlamentarischen Sprache den Namen „die große," und in der That, das ist sie, eine große Botschaft und neben den Kriegsthaten Kaiser Wilhelms wird diese Heldenthat des Friedens stets ein herrliches Ruhmesblatt deutscher Geschichte bilden. Die Ergebnisse dieser kaiserlichen Initiative sind das Reichsgesetz vom 15. Juni 1883, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter mit seinen späteren Ergänzungen und Ausdehnungen, das gewerbliche Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 und das Reichsgesetz vom 22 Juni 1889 über Invaliditäts- und Altersversicherung.

Ueber die Gesetze hat man sich vielfach abfällig geäußert, sie mögen auch verbesserungsbedürftig sein, namentlich in Hinsicht auf die Verwaltungskosten, aber großartig sind sie doch. Sie schufen eine staunenswerthe Organisation.

Es bestanden im Jahre 1890 in Deutschland 20,568 Krankenkassen mit 6,342,828 Mitgliedern, dazu die Knappschaftskassen mit 437,321 Mitgliedern; die Einnahmen betrugen in demselben Jahre 114,558,315 Mark, die Ausgaben 107,850,607 Mark.

Die Zahl der Erkrankungen betrug 2,4 Millionen mit 39,2 Millionen Krankheitstagen.

Für die Unfallversicherung bestanden im Jahre 1890:

I. 13 Versicherungsanstalten der Baugewerksberufsgenossenschaften mit 10,000 Versicherten,

II. 316 Staatsbetriebe für 604,000 Versicherte,

III. 64 gewerbliche und 48 land- und forstwissenschaftliche Berufsgenossenschaften mit 13 Millionen Versicherten.

An Entschädigungen wurden gezahlt von

Gruppe I 240,000 Mark
„ II 2 Millionen Mark
„ III 18 Millionen Mark.

Die 1890 getödteten Personen hinterließen 3,687 Wittwen und 7,348 Kinder.

Diese Zahlen reden doch eine deutliche Sprache und zeugen von der weitgreifenden Bedeutung dieser Gesetzgebung.

Indem wir so voll und ganz unsere Bewunderung für diese Organisation ausdrücken, welche die Kassengesetze schufen, können wir auch nicht unterlassen, auf einige Gefahren aufmerksam zu machen.

Da die Kranken- und Unfallversicherungskassen für die Dauer der Krankheit und Arbeitsverhinderung Entschädigungen zahlen müssen, so suchen sie naturnothwendig auch den Verlauf und die Dauer der Krankheit möglichst zu kontrolieren und zu beeinflussen. Am vollkommensten ist dies zu erreichen im Spital. Es zeigen daher alle Kassen eine Vorliebe für Behandlung im Hospital. Nun wissen wir wohl, daß es sehr viele Fälle giebt, wo dem Kranken einzig und allein im Lazareth die nöthige Pflege und richtige Behandlung zu Theil werden kann, auch hat die christliche Nächstenliebe zu allen Zeiten gerade in Stiftung von Spitälern vorzüglich sich bethätigt, und doch müßten wir es bedauern, wenn durch die Krankenkassengesetzgebung gerade für die Arbeiterklasse die Spitalpflege einseitig bevorzugt, die Familienpflege mißachtet würde. In der Krankenpflege liegt ein sittliches Kräftigungsmittel der Familie von unschätzbarem Werthe. Jahrelang sind schon Familienmitglieder kalt, fremd und verständnißlos nebeneinander hergegangen und erst am Krankenbett fanden sie sich wieder und öffneten sich ihre Herzen. Unsere moderne Wohlthätigkeit ist vielfach nicht ohne zersetzenden Einfluß; sie hilft dem Individuum und lockert die Familie. Übrigens ist die Krankenkassengesetzgebung diejenige, der man am ungetheiltesten zustimmen kann. Krank wird so ziemlich Jeder einmal.

Anders liegt die Sache bei der Alters- und Invaliditätsversicherung. Hier unterliegen Hunderttausende einem Zwang, der nur Einzelnen zu Gute kommt. Freilich entgegnet man da: „Alle für Einen, Einer für Alle". Ganz recht, aber dieses Sprichwort ist entstanden auf dem Boden der Freiwilligkeit, nicht der Zwangsverbindung. Und vor dem Schlagwort von der ausgleichenden Gerechtigkeit des Staates sollte man sich auch hüten, es erinnert allzusehr

an die dem hl. Krispin angedichtete Wohlthätigkeit. Bedenklich ist weiter die Höhe der Verwaltungskosten. Die Baugewerksberufsgenossenschaft zahlte 1890 nur 240,000 Mark Entschädigung gegenüber 280,000 Mark Verwaltungskosten. Es ist nun vorgeschlagen worden, sämmtliche Zahlungspflichten einfach dem Staat zu übertragen und die nöthigen Summen durch eine allgemeine Reichssteuer zu beschaffen. Die Verwaltungskosten würden dadurch allerdings bedeutend vereinfacht, dem Staatssocialismus wären wir aber auch ein gut Stück näher.

Die ganze Versicherungsgesetzgebung trägt deutlich die Züge ihres Schöpfers, des Fürsten Bismarck: Kühne Organisation, rechtliche Sicherstellung, rücksichtsloses Eingreifen, mangelndes Verständniß für ethische Kräfte. Es ist beachtenswerth, daß Fürst Bismarck zwar die Versicherungsgesetze schuf, gegen die eigentliche Arbeiterschutzgesetzgebung aber sich stets ablehnend verhielt: er gedachte die Arbeiterfrage mit Geld zu lösen, er überschätzt die mechanischen Machtmittel des Staates und unterschätzt die sittlichen Kräfte der Menschennatur, das ist der Schlüssel seines Wirkens auf politischem wie auf socialem Gebiet.

Als im Jahre 1882 die Centrumsfraktion durch den Freiherrn v. Hertling an die Regierung die Interpellation richtete, ob dieselbe die bestehende Fabrikgesetzgebung dahin umändern wolle, daß Sonntagsarbeit thunlichst beseitigt, Frauenarbeit eingeschränkt, zu große Ausdehnung der Arbeitszeit verhindert werde, da antwortete Fürst Bismarck im Allgemeinen höflich entgegenkommend, im Einzelnen aber entschieden ablehnend.

Das Centrum ließ sich dadurch nicht irre machen. Gleich nach Eröffnung der Session 1884/85 stellten die Abgeordneten Frhr. v. Hertling, Frhr. v. Schorlemer-Alst und Dr. Lieber den Antrag auf Vorlegung eines Arbeiterschutzgesetzentwurfes, in welchem

1) Die Arbeit an Sonn- und Feiertagen vorbehaltlich einzelner genau zu bestimmender Ausnahmen verboten,

2) die Kinder- und Frauenarbeit eingeschränkt,

3) die Maximalarbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter geregelt werde.

Wohl wesentlich durch das Vorgehen des Centrums bestimmt, reichten auch die conservativen Abg. Lohren und Kropatscheck selbstständige Anträge ein, wozu noch später der Antrag Grillenberger kam.

Die Reichstagskommission, welcher alle diese Anträge überwiesen wurden, erledigte zunächst den die Sonntagsruhe betreffenden Antrag. Auf ihre Berichterstattung im Plenum des Reichstags am 9. Mai 1885 bezeichnete der Reichskanzler den Vorschlag der Kommission „als einen Rahmen, in den man jedes beliebige Bild fassen könne", und forderte die Freunde des Beschlusses auf, innerhalb 8 Tagen noch einen Gesetzentwurf vorzulegen, der das verwirklichte, was sie von der Regierung verlangten. Die Centrumsmitglieder kamen dieser Aufforderung durch Formulierung bestimmter Anträge pünktlich nach, die indessen, zum Theil in Folge der ablehnenden Haltung des Regierungskommissars, keine Erledigung fanden. Die mühsamen Arbeiten der Kommission führten auch bei wiederholter Einbringung der Anträge Lieber-Hitze zu keinem positiven Resultat, und dann erfolgte die Auflösung des Reichstags. Noch im Jahre 1887 legte das Centrum abermals dem Reichstag sein Arbeiterschutzgesetz vor, es verlangte wieder Verbot der Sonntagsarbeit, Einschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken, Einführung einer Maximalarbeitszeit. Bei den Berathungen zeigte es sich, daß die Idee des Arbeiterschutzes in siegreichem Vordringen begriffen war, und man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß auch die Regierung auf die Dauer sich diesen Forderungen nicht verschließen könne.

Da richtete am 4. Februar 1890 Kaiser Wilhelm II. an den Reichskanzler Fürsten Bismarck und an den Minister der öffentlichen Arbeiten jene denkwürdigen Erlasse, worin er die feste Absicht kund gibt, gleich seinem in Gott ruhenden Großvater der Fürsorge für den wirthschaftlich schwächeren Theil des Volkes im Geiste christlicher Sittenlehre sich annehmen zu wollen.[1])

Der Reichskanzler wurde angewiesen mit den Vertretern der übrigen Industriestaaten eine Conferenz zur Feststellung einer internationalen Arbeiterschutz-Gesetzgebung zu veranstalten. Zu gleichem Zwecke wurde der durch hervorragende Industrielle, Abgeordnete und Geistliche verstärkte Preußische Staatsrath berufen. Den Staatsrath eröffnete Kaiser Wilhelm II. am 14. Februar persönlich und bezeichnete als Gegenstände der Berathungen: Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, die Einschränkung der Kinderarbeit mit

[1]) Vergl. Frankfurter Broschüre XI 6 und 7: Die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890; von Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach.

Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwicklungsgesetze; die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frau im Haushalt des Arbeiters; andere mit dem täglichen Leben des Arbeiters zusammenhängende Gegenstände wie Arbeitslohn, Arbeitszeit, Sonntagsruhe.

Es sind genau dieselben Punkte, die 21 Jahre früher Bischof Ketteler in seinem Programm aufgestellt hatte.

Am 8. März 1890 schrieb nun Se. Majestät der Kaiser folgenden Brief an Se. Heiligkeit den Papst Leo XIII:

Sehr erhabener Pontifex!

Die edlen Kundgebungen, durch welche Ew. Heiligkeit stets Ihren Einfluß zu Gunsten der Armen und Verlassenen geltend gemacht haben, geben Mir die Hoffnung, daß die internationale Conferenz, welche auf Meine Veranlassung hin am 15. d. M. in Berlin zusammentreten wird, das Interesse Ew. Heiligkeit auf sich ziehen wird, und daß Ew. Heiligkeit mit Sympathie dem Gang der Erörterungen, welche die Verbesserung der Lage der Arbeiter zum Ziel haben, folgen werden. Von diesem Gesichtspunkte aus erachte Ich es als Meine Pflicht, Ew. Heiligkeit das Programm zugehen zu lassen, welches als Grundlage für die Arbeiten der Conferenz dienen soll, deren Erfolg in besonderer Weise erleichtert würde, wenn Ew. Heiligkeit dem humanitären Werk, das Ich verfolge, Ihre Unterstützung leihen wollten. Ich habe daher den Fürstbischof von Breslau, welchen ich von den Absichten Ew. Heiligkeit durchdrungen weiß, eingeladen, als Mein Delegierter an der Conferenz Theil zu nehmen. Ich ergreife gern diese Gelegenheit, um Ew. Heiligkeit die Versicherung Meiner Achtung und Meiner persönlichen Ergebenheit zu erneuern.

(gez.) Wilhelm.

gegengez. v. Bismarck.

Die kaiserliche Anerkennung, die hier dem socialen Wirken des Papstes zu Theil wird, gilt indirekt auch dem Freiherrn von Ketteler. Als Papst Leo XIII. die socialpolitischen Schriften Kettelers in französischer Ausgabe kennen gelernt hatte, gestand er selber: „Das ist mein großer Vorgänger."

In der vom 15.—29. März 1890 in Berlin tagenden Arbeiterschutzkonferenz kam zwar eine internationale Regelung der Frage nicht zu Stande, immerhin aber wurde innerhalb bestimmter Grundlinien eine Einigung erzielt. Am wenigsten Anklang fand die Idee

einer Arbeiterschutzgesetzgebung bei den romanischen Staaten. Selbst die Sonntagsruhe bezeichnete der belgische Staatsminister Viktor Jakobs als gesetzlich undurchführbar, denn nach § 15 der belgischen Verfassung könne Niemand gezwungen werden, die Ruhetage irgend eines Cultus zu feiern. Überhaupt können die belgischen und luxemburgischen Vertreter ein Recht der Regierungen, die Arbeiten Erwachsener zu regeln, nicht anerkennen. Ein recht lehrreiches Beispiel, wie constitutionelle Freiheit so leicht zum unwürdigsten Zwange wird!

So ließ denn die deutsche Regierung ein Arbeiterschutzgesetz für Deutschland ausarbeiten und dasselbe dem Reichstag zugehen.

Bei Eröffnung des deutschen Reichstags am 6. Mai 1890 bezeichnete die Thronrede als die wichtigste Aufgabe des neuen Reichstages den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung und sprach die Hoffnung aus, daß die bei der internationalen Conferenz ausgesprochenen Grundsätze fortwirken möchten als eine Saat, die mit Gottes Hilfe zum Segen der Arbeiter aller Länder aufgehen und auch für die Beziehungen der Völker untereinander nicht ohne einigende Frucht sein werde. Zwei Drittel der kaiserlichen Thronrede waren der Arbeiterschutzgesetzgebung gewidmet.

Nach Berathung eines Gesetzentwurfes über die Gewerbegerichte, wobei Abg. Bachem ehrend des Antrags des Grafen Galen von Jahr 1877 gedachte, folgte vom 17. Mai 1890 ab die erste Berathung des Arbeiterschutzgesetzes oder wie es offiziell hieß „des Entwurfes eines Gesetzes betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung von 1869."

Abg. Schrader von der freisinnigen Volkspartei charakterisierte kurz die völlig veränderte Stellung der Regierung und der Parteien zur Frage des Arbeiterschutzes. Auf einen geschichtlichen Rückblick verzichtete er wohlweislich. Derselbe wäre ja in der That nicht gerade schmeichelhaft für die Forschrittspartei ausgefallen.

„M. H., die Vorlage, in deren Berathung wir heute eintreten, ist das erste wichtige Ergebniß der großen Veränderungen, welche sich in Bezug auf die Stellung der hohen verbündeten Regierungen zu der Arbeiterfrage in der letzten Zeit ergeben haben. Es kann mir nicht daran liegen, jetzt in eine rückblickende Kritik der früheren Socialpolitik einzutreten. Ich halte sie für eine niemals wiederkehrende und ich will das am meisten dadurch zu

erkennen geben, daß ich mich überhaupt nicht mit der früheren Richtung beschäftige. Ich meine aber auch, daß gerade jetzt, wo wir in neue Bahnen eintreten, es erwünscht ist, daß wir alle Erinnerungen an frühere etwaige unangenehme Begegnungen verlassen, daß wir jetzt versuchen auf dem neuen Wege vereint zu gehen, und die Vorschläge, welche ja, wie ich von vorneherein sage, uns in sehr vieler Beziehung sympathisch sind, möglichst zweckmäßig und möglichst übereinstimmend zu stellen. So wird meine Haltung bei demjenigen sein, was ich vorzutragen habe. Was früher gewesen ist, will ich nicht weiter berücksichtigen, ich spreche nur über dasjenige, was mir jetzt vorliegt, und über dasjenige, was künftig kommen sollte."

Die Rede klingt wie Bitte um Indemnität für das frühere Verhalten der Fortschrittspartei gegenüber der Frage des Arbeiterschutzes. Der conservative Abg. Hartmann gab der Wahrheit die Ehre und bekannte offen, daß es stets das Centrum war, das auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes vorwärts drängte.

Es hätte nun für das Centrum nahe gelegen, mit einer gewissen Schadenfreude triumphirend darauf hinzuweisen, daß die Regierungen und die Parteien, durch die drohende Macht der Verhältnisse jetzt, wo es vielleicht zu spät, gezwungen, auf die Vorschläge des Centrums zurückgriffen, die sie früher, als es noch Zeit war, mit Hohn und Spott zurückwiesen. Und jede andere Partei hätte es gethan. Anders das Centrum! Es zeigte, daß es auch als Partei, als Körperschaft durchdrungen ist von dem Geist, der seine Angehörigen im einzelnen so adelt, vom Geist des Christenthums, der da zu verzeihen weiß und in selbstloser Weise frühere Kränkungen zu vergessen versteht. Kein wildes Aufjauchzen, keine triumphierende Schadenfreude, nur frohes Danken und stilles Hoffen! Mit Bewunderung wird man unwillkürlich ergriffen für die sittliche Charaktergröße, die sich in der edlen Einfachheit und noblen Zurückhaltung kundgiebt, mit der nun wieder Graf Galen auftrat und, an seinen, vor 13 Jahren gestellten Antrag und die ihm widerfahrene Behandlung anknüpfend, seiner Freude über die Vorlage und den hiermit eingetretenen Systemwechsel Ausdruck verleiht:

„Ich will mich darauf beschränken, prinzipiell die Anschauungen meiner politischen Freunde und die meinige darzulegen. Der Gegenstand, der uns bei dieser Vorlage beschäftigt, ist ja nicht neu. Es

sind 13 Jahre vergangen, seitdem wir uns fast in jeder Session mit demselben beschäftigt haben. Deshalb glaube ich auch nicht, daß im Reichstag irgend einer noch zweifelhaft sein kann über die Gesichtspunkte, welche die Centrumsfraktion in Bezug auf die socialen Fragen beherrschen. Es war im April 1877, als ich die Ehre hatte, den diesbezüglichen Antrag des Centrums in diesem hohen Hause zu vertreten. Bei dieser Gelegenheit erlaubte ich mir, das socialpolitisch Programm der Centrumspartei zu entwickeln und auf Grund dieses Programmes die Schutzgesetze, wie sie als Consequenz aus demselben hervorgehen, darzulegen. Wir sehen nämlich die Schutzgesetzgebung als einen Theil der großen socialen Frage an und können sie nicht aus dem ganzen Gefüge herausweisen.[1]) Deshalb forderten wir auch damals die verbündeten Regierungen auf, zu brechen oder doch einzudämmen den Grundsatz des laisser faire, laisser aller. Wir forderten sie auf, die uneingeschränkte Gewerbefreiheit ebenso wie die uneingeschränkte Freizügigkeit einzuschränken,[2]) da nämlich ohne diese die Schutzgesetzgebung nicht wirksam sein kann. Wir wiesen darauf hin, daß der Zeitgeist, möchte ich sagen, oder der von Gott und seinen Geboten abgelöste menschliche Egoismus sich dieser Freiheiten bemächtigt hat und dadurch die christlich-sociale Ordnung in ihren Fundamenten bedroht wird.

M. H., wie unser damaliger Antrag aufgenommen worden ist von Seiten der verbündeten Regierungen und von Seiten der Majorität dieses Reichstags, ist Ihnen noch wohl allen bekannt. Trotzdem ließ sich das Centrum nicht irre machen, festzuhalten an diesem Programm und immer wieder seine Forderungen zu stellen. So wurden von Jahr zu Jahr diese Anträge meiner politischen Freunde gestellt, welche unter dem Namen Dr. Lieber und Hitze bekannt sind, da wir der Ueberzeugung waren, daß die innere Kraft, welche in denselben lag, schließlich zum Durchbruch kommen mußte, wie sich ja auch gezeigt hat, daß sie mit immer größerer Majorität im Reichstag angenommen wurden.

Die Stellung der verbündeten Regierungen diesen Anträgen gegenüber blieb dagegen immer dieselbe, wie wir das ja noch vor zwei Jahren erlebt haben, eine immerfort ablehnende. Durch das that-

[1]) Vergl. v. Ketteler: Die Arbeiterfrage und das Christenthum S. 5.
[2]) Ebenda S. 20.

kräftige Eingreifen Seiner Majestät des Kaisers ist jedoch in der Auffassung der socialen Frage von Seiten der verbündeten Regierungen eine Wendung eingetreten und diese Wendung äußert sich deutlich in der Vorlage der Regierung, die jetzt zur Diskussion steht. Meine politischen Freunde und ich begrüßen diese Vorlage mit großer Freude und glauben in derselben zu erkennen, daß das Princip, das bis jetzt herrschend gewesen, durchbrochen ist."

Dann legte der Redner nochmals die socialen Prinzipien des Centrums und die hieraus sich ergebenden Forderungen dar und schloß mit den bedeutungsvollen Worten:

„Deshalb, m. H., ist der Schutz, den diese Gesetzgebung ausüben will, uns allen sehr willkommen, und wir wollen gerne an seiner weiteren Ausbildung mitarbeiten. Wir sagen aber vorher mit großer Bestimmtheit: bevor die Kirche nicht wieder ihre volle Freiheit und die Schule ihre von Gott gewollte Stellung zur Kirche und Familie wieder erhält, wird all unser Arbeiten hier vergeblich sein."

Nachdem der Gesetzentwurf einer Kommission zu eingehender Durchberathung überwiesen worden war, bei welchen Berathungen man diesmal dem Centrum einen hervorragenden Einfluß eingeräumt hatte, gelangte er am 12. Februar 1891 zur zweiten Lesung im Reichstag. Eingangs der Debatte betonte der Centrumsabgeordnete Hitze als Kommissionsreferent, daß kaum je ein Gesetzentwurf von solcher Tragweite so von der Zustimmung fast aller Parteien getragen sei wie der vorliegende. Der Geist freudiger Mitarbeit, der sich in der Kommissionsabstimmung kundgegeben habe — mit allen gegen 2 socialdemokratische Stimmen war die Annahme des Gesetzes erfolgt — möge auch die Berathung im Plenum leiten, damit das Gesetz recht bald zum Segen des Vaterlandes in Wirksamkeit treten könne.

Abg. Orterer erklärte, daß das Centrum in Bezug auf Sonntagsruhe, Schutz der Arbeiterfrauen u. a. zwar weitergehende Wünsche hätte, auf deren Durchführung aber nicht bestehen wolle, wenn dadurch das Zustandekommen des Gesetzes als Ganzes gefährdet werde, denn dasselbe bedeute einen wesentlichen Fortschritt in unserer ganzen socialen Gesetzgebung und es kämen Ideen in demselben zum Ausdruck, die in der früheren Gesetzgebung keinen Eingang gefunden hätten.

In schroffem Gegensatz hierzu formulirte Bebel den ablehnenden Standpunkt der Socialdemokratie. In seinen einzelnen Theilen bedeute das Gesetz zwar einen wesentlichen Fortschritt gegen den bisherigen Zustand, in seiner Gesammtheit aber sei es für die Socialdemokratie unannehmbar.

Die Berathungen gingen sehr in's Einzelne und nahmen viel Zeit in Anspruch. Ueber Sonntagsruhe und ihre Ausnahmen wurde vom 12. bis 26. Februar mit einer Gründlichkeit berathen, bei der nur das hohe sittliche Interesse, das sie beansprucht, vor Ermüdung schützen kann. Der Abg. Böttcher hatte nicht Unrecht, als er in der 69. Sitzung bemerkte: „Was thun wir denn seit 3 Tagen hier anders, als daß wir Gesetze für Ausnahmen machen." Die Abgeordneten der linken Seite wetteiferten geradezu, alle möglichen und unmöglichen Fälle zu ersinnen, wofür sie Ausnahmen von der Sonntagsruhe gesetzlich festgelegt wissen wollten, so daß Bebel mit der derben Ironie höhnen konnte, die Sonntagsruhe mit den gewünschten Ausnahmen mache den Eindruck einer Fahne, die von allen Seiten durchschossen und durchlöchert sei, noch ehe sie überhaupt einen Kampf und Sturm ausgehalten habe; und voll Sarkasmus meinte Singer, man könne dem ein Prämie zahlen, der noch ein Gewerbe finde, was nicht bereits Ausnahmebestimmungen von der Sonntagsruhe habe.

Aus dem weiteren Verlauf der Verhandlungen möchte ich nur zwei Punkte hervorheben, die auch heute noch ein aktuelles Interesse haben und uns anderseits wieder direkt auf Bischof Ketteler zurückzuführen.

„Daß man dem Arbeiter die christliche Familie, dem Arbeiterkinde das christliche Vater- und Mutterherz rette", hatte Bischof Ketteler wiederholt als „die erste und wichtigste Aufgabe zur Lösung der Arbeiterfrage" bezeichnet. Bei den Berathungen über das Arbeiterschutzgesetz stellte das Centrum überall diesen Gedanken in den Vordergrund und hatte die Freude zu sehen, daß selbst bei den Freikonservativen und Liberalen die Noth der Zeit ein gewisses Verständiß hierfür heranreifen ließ.

Abg. Winterer wünschte im Interesse der Stärkung der elterlichen Autorität, daß der Arbeitgeber bei Entlassung jugendlicher Arbeiter verpflichtet sei, den Eltern hiervon Kenntniß zu geben und begründete dies in folgender meisterhafter Weise: „Nach unserer Ansicht gehört zum Arbeiterschutz in erster Linie auch der

Schutz der Arbeiterfamilie. Nach unserer festen Ueberzeugung ist eine richtige soziale Reform nicht möglich, wenn die Zustände der Arbeiterfamilien nicht besser werden. Von diesem Standpunkte aus, m. H., müssen wir es als Pflicht erachten, jede Maßregel zu unterstützen, welche uns als geeignet erscheint, dem Verfall der Arbeiterfamilien in industriellen Großstädten entgegenzuwirken.

„Die Industrie hat bis jetzt der elterlichen Autorität gar nicht oder sehr wenig Rechnung getragen; sie hat den jugendlichen Arbeiter behandelt, als wenn er einen Vater nicht hätte, als wenn für ihn eine väterliche Autorität nicht bestände; sie hat ihn angenommen, ohne den Vater zu befragen, sie zahlt ihn aus, ohne sich um den Vater zu bekümmern, und sie entläßt ihn endlich, ohne den Vater nur zu kennen. Die Industrie hat dem jugendlichen Arbeiter viel zu früh eine ökonomische Selbstständigkeit gegeben, die er nicht im Stande ist zu tragen.

„Nun scheint es absolut geboten hierin Remedur zu schaffen und Remedur kann nur eintreten, wenn in der Fabrikordnung der väterlichen Autorität wieder Rechnung getragen wird. Aus diesem Gedanken heraus ist unser Antrag entstanden: Bei Kündigung jugendlicher Arbeiter Anzeige an den Vater."

Auch Abg. Freiherr von Stumm erklärte sich mit der Tendenz des Antrags einverstanden, und bemerkte, daß „eine Hauptschwierigkeit in unseren Arbeitsverhältnissen in der Zuchtlosigkeit der jungen Leute, in dem Verlorengehen der Autorität der Eltern und auch noch anderer Faktoren zu suchen sei."

Ebenso ersuchte der freisinnige Abg. Hirsch, immer im Auge zu behalten, „daß unser höchstes Ziel sein müsse die Wiedergesundung und Befestigung des Familienlebens."

Mit der Stärkung der elterlichen Autorität hängt enge zusammen die Stellung der Schule. Es ist ein hartes Wort, aber man muß es aussprechen: auch die Schule kann zersetzend auf die Familie wirken, indem sie allzugern die Rechte und Pflichten derselben sich selbst überträgt, unterstützt und gedrängt vielfach durch die Familie selbst, die sich allzuwillig ihrer Aufgaben entheben läßt. Hiermit Hand in Hand geht vielfach eine ganz übertriebene einseitige Werthschätzung der Schule und ihrer Wirksamkeit. Scharf hatte Bischof Ketteler wiederholt den Bildungsschwindel gebrand-

markt, der in den fortschrittlichen Arbeiterbildungsvereinen getrieben wurde[1]) und namentlich auf die hiermit verbundene Gefahr der Sonntagsschändung hingewiesen. „Selbst der Sonntag, wo die Kirche allein noch im Namen Christi zum Herzen des Arbeiterstandes sprechen kann, wird dem Christenthum entrissen werden, um auch ihn für die Zwecke des Arbeiterbildungsvereines auszubeuten. Dafür spricht jenes merkwürdige Interesse, das schon jetzt eine Partei an jeder Sabbathschändung nimmt."[2])

Auch bei Berathung der Arbeiterschutznovelle im Reichstag holte die deutsch-freisinnige Partei, unterstützt von den Socialdemokraten, ihr altes Fortschrittsthema wieder hervor und suchte gewissermaßen die ganze sociale Frage als eine Bildungsfrage hinzustellen, die durch obligatorische Fortbildungs- und Haushaltungsschulen zu lösen wäre, wofür natürlich der Sonntag die nöthige Zeit zu bieten hätte.

Diesem anmaßlichen Bildungsdrängen trat Hofprediger Stöcker in ebenso muthiger und offener, wie geschickter und gewandter Weise entgegen und wir können uns nicht versagen, wenigstens einige Stellen seiner Rede hier wiederzugeben; man kann sie gelegentlich ganz gut brauchen.

„Was die weiblichen Haushaltungsschulen betrifft, so kann ich mich nicht auf den Standpunkt des Herrn Bebel stellen. Man soll nicht einführen, was nicht nöthig ist. Wenn ein Mädchen eine tüchtige Mutter hat, von der sie im Haushalt unterwiesen wird — und Gott sei Dank ist das noch in vielen Tausenden von Haushaltungen der Fall — dann soll man das Mädchen nicht vom Hause fortnehmen und in Schulen zwingen, von denen es noch fraglich ist, ob man überhaupt sehr viel darin lernt. Jede Zeit hat ihre Schoßkinder und mit einem Male ist die Haushaltungsschule ein solches Schoßkind geworden. Ich kann mir einen großen und dauernden Segen nur von solchen Haushaltungsschulen versprechen, die mit den Fabriken verbunden sind.

„Ich stimme mit Herrn Bebel vollständig überein, wenn er unsere Zeit so charakterisiert: in den Dingen des Wissens giebt es kein Rückwärts, sondern nur ein Vorwärts. Aber ich fasse doch den Gegensatz, den er aufstellt, anders auf. Das bloße Wissen oder Nichtwissen macht es noch nicht; man kann bei weniger Wissen

[1]) Arbeiterfrage und Christenthum S. 44. flg. [2]) Ebenda S. 49.

gebildeter sein und bei viel mehr Wissen weniger gebildet. Man darf die Bedeutung der Erziehung bei dem Wissen nicht außer Acht lassen. Man soll überhaupt nicht meinen, wenn man Schuleinrichtungen bespricht, als sei die Schule die einzig mögliche Art, Menschen weiter zu bilden. Unter diesem Irrthum leiden wir heutzutage, ich möchte das ausdrücklich betonen. Das Familienleben bildet doch auch, ebenso das Haus des Meisters, auch das Leben; ich halte es für ganz falsch zu meinen, nur die Fortbildungsschule bilde weiter.

„Für sehr wichtig halte ich die Frage der Stellung der Fortbildungsschule zum Sonntag. Ich halte den Zustand, wie er bereits früher bestand und zum Theil noch besteht, für unerträglich. Wir müssen dahin kommen, daß während des Gottesdienstes Fortbildungsunterricht nicht gegeben wird. Denn wir stehen vor schweren inneren Gefahren, und meines Erachtens ist die größte Gefahr nicht die, daß wir es hier mit Unwissenheit zu thun haben, sondern daß wir es vielfach mit einem Wissen zu thun haben das von jeder sittlich-religösen Grundlage losgelöst ist. Da liegt die Gefahr; und die Aufgabe ein echtes Wissen verbunden mit sittlich-religiöser Grundlage wiederzuschaffen, ist für uns das Allernothwendigste. Wenn man aber in die Zeit des Gottesdienstes hinein den Schulunterricht legt, so heißt das: Wissen ist mehr als Religion; das ist ein Grundsatz, der unsere Gesellschaft innerlich todtmachen kann. (Sehr richtig! rechts.) Niemals hätte man dazu kommen sollen, Fortbildungsunterricht auf den Sonntag Vormittag zu verlegen, so daß Kinder von 8—12 Uhr, also 4 Stunden hindurch, während ihre Mitchristen in die Kirche gehen, dasitzen müssen und lernen. Bedenken Sie das nur — ich möchte das auch dem Herrn Abg. Gutfleisch gegenüber bemerken — wenn die Kinder konfirmirt werden, dann stehen sie vor dem Altar und geben das feierliche Gelübde, daß sie der Ordnung der Kirche folgen und den Gottesdienst besuchen wollen; und am anderen Sonntage sitzen sie in der Fortbildungsschule, wohl gar in der obligatorischen, und sind nicht im Stande Wort zu halten. Wenn sie diesen Zwiespalt in das Herz des Kindes hineintragen — wie wollen sie erreichen, daß aus dem Kinde ein Charakter wird, der das Christenthum fest in sich trägt. Das ist unmöglich. Es ist auch nicht genügend, den obligatorischen Charakter so weit abzuschwächen, daß die Kinder nicht gezwungen

werden dürfen, in die Fortbildungsschulen zu gehen. Nein, die Fortbildungsschulen dürfen während des Gottesdienstes nicht gehalten werden. Wir stehen hier vor einem folgenschweren, gerade für unsere Zeit äußerst wichtigen Prinzip. Es ist die Frage, soll die Kirche oder soll die Schule am Sonntag den Vorrang haben? Soll die christliche Ausbildung mehr gelten als das abstrakte Prinzip des Wissens. Die Schule hat sechs Tage, und die Kirche hat nur einen Tag. Lassen Sie der Schule die sechs Tage und lassen Sie der Kirche in einer Zeit, die an Gottlosigkeit zu Grunde zugehen droht, diesen einen Tag, wenigstens die Stunden des Hauptgottesdienstes." (Bravo rechts!)

Des weiteren auf die Verhandlungen einzugehen dürfte ermüdend wirken; das Ergebniß derselben war, daß am 1. Juni 1891 die Arbeiterschutznovelle als Gesetz veröffentlicht werden konnte.[1])

Einige Bestimmungen mögen zur allgemeinen Charakterisirung hier Platz finden.

1. Sonntagsruhe.

Verboten ist die Beschäftigung von Arbeitern an Sonn- und Feiertagen in Berg- und Hüttenwerken, Salinen, Brüchen und Gruben, Fabriken, Werkstätten, Bau- und Zimmerhöfen, Ziegeleien und Bauten. Im Handelsgewerbe wird die Sonntagsbeschäftigung auf 5 Stunden beschränkt. Die Stunden, während welcher diese stattfinden darf, werden unter Berücksichtigung des öffentlichen Gottesdienstes festgestellt und zwar nach Bedarf für verschiedene Handelszweige verschiedenartig. Am 1. Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage müssen die Verkaufsläden ganz geschlossen bleiben.

Hausiergewerbe ist an Sonn- und Feiertagen ganz verboten, soweit nicht die untere Verwaltungsbehörde Ausnahmen zuläßt.

Das Verbot der Sonntagsarbeit ruht in Fällen der Noth, sowie bei einer Reihe im Gesetze näher verzeichneter unaufschiebarer Arbeiten. In Gewerben, deren Ausübung an Sonn- und Festtagen zu Befriedigung täglicher oder gerade an diesen Tagen besonders hervortretender Bedürfnisse erforderlich erscheint, z. B. für das der Barbiere und Photographen, kann die höhere Verwaltungsbehörde

[1]) Zur raschen Orientierung über ihren Inhalt dient: Hitze, Normalarbeitsordnung nebst Arbeiterschutzgesetz. Köln, J. P. Bachem.

Einen übersichtlichen Auszug enthält: A. Kahl, die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung, Freiburg, Herder.

ausnahmsweise Sonntagsarbeit erlauben. Zur Vermeidung eines unverhältnißmäßigen Schadens kann die untere Verwaltungsbehörde Sonntagsarbeit erlauben.

Das Gastwirthschafts- und Verkehrsgewerbe, musikalische, theatralische und sonstige Vorstellungen werden durch die Vorschriften über Sonntagsruhe nicht berührt.

2. Schutz der elterlichen Autorität.

Die Einführung eines Arbeiterbuches für minderjährige Arbeiter unter 21 Jahren soll die Mitwirkung des Vaters oder Vormundes mehr als seither gewährleisten. An diese wird das Arbeitsbuch abgeliefert bis zum 16. Jahr und auf Verlangen bis zur Volljährigkeit des Arbeiters. Da minderjährige Personen ohne Arbeitsbuch nicht in Arbeit genommen werden dürfen, so bedürfen sie vor Eintritt in ein neues Arbeitsverhältniß der Zustimmung des Vaters oder Vormundes.

Ferner kann statutarisch festgesetzt werden, daß der Lohn jugendlicher Arbeiter deren Eltern oder Vormündern auszuhändigen ist, oder daß denselben seitens der Arbeitgeber über die an die Kinder oder Mündel gezahlten Lohnbeträge Mittheilung geschehen muß.

Die Arbeitgeber sollen überhaupt das Werk der Erziehung unterstützen, weshalb auch erziehliche Maßregeln im Rahmen der Arbeitsordnung vorgeschrieben werden können.

3. Schutz von Gesundheit, Leben und Sittlichkeit.

Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, a) die Arbeitsräume, Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Geräthschaften so einzurichten und den Betrieb so zu regeln, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit möglichst geschützt sind. Insbesondere ist für genügendes Licht, ausreichenden Luftraum und Luftwechsel, Beseitigung des entstehenden Staubes, der Abfälle, der sich entwickelnden Gase und Dünste zu sorgen,

b) diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche nöthig sind, um Anstand und gute Sitte aufrecht zu erhalten.

Insbesondere muß bei der Arbeit die Trennung der Geschlechter durchgeführt werden, sofern nicht die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes durch die Einrichtung des Betriebes ohnehin gesichert ist.

In Anlagen, deren Betrieb es mit sich bringt, daß die Arbeiter sich umkleiden und nach der Arbeit sich reinigen, müssen aus-

reichende nach Geschlechtern getrennte Ankleide- und Waschräume vorhanden sein.

Die Bedürfnißanstalten müssen ausreichend vorhanden, den Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechend und derart sein, daß ihre Benutzung ohne Verletzung von Sitte und Anstand erfolgen kann.

4. Fabrikarbeitsordnung.

Jede Fabrik hat eine Arbeitsordnung aufzustellen, welche Bestimmungen enthält über Anfang und Ende der Arbeitszeit und der Pausen, Zeit und Art der Lohnabrechnung, Kündigung, Entlassung, Austritt, sowie Höhe der Geldstrafen und über die vorgeschriebene Verwendung derselben zu Gunsten der Fabrikarbeiter. Vor Erlaß der Arbeitsordnung ist den großjährigen Arbeitern, oder falls ein ständiger Arbeiterausschuß vorhanden, diesem Gelegenheit zu geben, sich über jene zu äußern.

5. Besondere Schutzmaßregeln zu Gunsten der jugendlichen Arbeiter und der Frauen.

Kinder unter 13 Jahren dürfen in Fabriken nicht beschäftigt werden, Kinder über 13 Jahre nur dann, wenn sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind.

Junge Leute zwischen 14 und 16 Jahren dürfen in Fabriken nicht länger als 10 Stunden täglich beschäftigt werden.

An Sonn- und Festtagen, sowie während der von dem ordentlichen Seelsorger für den Katechumenen- und Confirmanden-, Beicht- und Communionunterricht bestimmten Stunden dürfen jugendliche Arbeiter nicht beschäftigt werden.

Arbeiterinnen dürfen in Fabriken nicht während der Nachtzeit, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen nicht über $^1/_2$6 Uhr Nachmittags beschäftigt werden.

Die Beschäftigung von Arbeiterinnen über 16 Jahre darf die Dauer von 11 Stunden, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen von 10 Stunden nicht überschreiten.

Verwendung von Arbeiterinnen in unterirdischen Betrieben ist verboten.

6. Fabrikinspektoren.

Zur Handhabung und Durchführung dieser Schutzbestimmungen werden Fabrik- und Gewerbeinspektoren ernannt. Dieselben haben das Recht, jederzeit die gewerblichen Betriebe ihres Bezirkes zu revidieren. Alljährlich haben sie über ihre amtliche Thätigkeit

Bericht zu erstatten. Die Arbeitgeber sind verpflichtet, ihnen oder der Polizeibehörde die gesetzlich vorgeschriebenen Mittheilungen zu machen.

Nicht allen Wünschen entspricht ja das Gesetz, namentlich zum Schutz der Frauen und Kinder wären weitergehende Bestimmungen erwünscht. Doch seien wir gerecht! Man darf nicht einzig das Ideal, man muß auch die Schwierigkeit seiner Verwirklichung in's Auge fassen, und wie großen Hemmnissen begegnet die Regierung nicht schon bei der bloßen Durchführung der Sonntagsruhe! Man muß nicht bloß vorwärts, sondern auch rückwärts, auf den früheren Zustand sehen, und freudig wird man dann zugestehen, daß das Gesetz einen ungeheuren Fortschritt gegen früher bedeutet.

Mit Stolz können die Katholiken auf die Geschichte dieses Gesetzes zurückblicken. Sie legt beredtes Zeugniß ab von ihrer Vaterlandsliebe, wie von der staatsmännischen Begabung ihrer parlamentarischen Vertretung. Mit Hohn und Spott wurden sie überhäuft, als Graf Galen 1877 den ersten Arbeiterschutzgesetzantrag einreichte, aber das konnte sie nicht abhalten, immer und immer wieder zu kämpfen und zu streiten für das, was sie zum Wohl des deutschen Volkes für nöthig erachteten, bis sie endlich wenigstens einen theilweisen Sieg errangen zum Ruhm und Segen unseres deutschen Vaterlandes.

Gern spricht man dem Katholicismus staatsmännische Befähigung ab. Die zwei Jahrzehnte deutscher Reichsgeschichte lehren anders. In allen wichtigen Fragen der inneren Politik hat die Entwicklung den Katholiken stets Recht, ihren Gegnern immer Unrecht gegeben.

Die Katholiken haben die Dinge stets kommen gesehen, ihre Gegner hinkten ihnen nach.

Recht haben die Katholiken gehabt in der Verurtheilung des Kulturkampfes, Recht in der Beurtheilung der Arbeiterfrage, Recht werden sie demnach auch haben in ihren übrigen Forderungen.

Unvergeßlich aber ist mit diesem Ruhmesblatt deutscher Geschichte sachlich wie durch den Namen seines Neffen, des Grafen Galen, verknüpft der Name des Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler.

III.

Bischof Wilhelm Emmanuel, Freiherr von Ketteler
und
das deutsche Volk.

> In diesem Kampfe stehen wir so recht eigentlich auf heimathlichem Boden; denn Haß gegen Despotismus und Absolutismus und Liebe zur persönlichen Freiheit ist das beste Erbtheil des germanischen Volksstammes. v. Ketteler.

Wenn wir die großartige sociale Thätigkeit Bischof Kettelers zu verstehen und zu würdigen versuchen, so werden wir das Geheimniß seiner Wirksamkeit zunächst finden in seiner bischöflichen Würde und in seiner Liebe zur Arbeit und zum Arbeiterstande. Als Bischof der katholischen Kirche, in der, selbst von bloß menschlichem Standpunkt aus, die Weisheit und Erfahrung fast zweier Jahrtausende niedergelegt ist, war er besonders befähigt, die Irrthümer seiner Zeit zu durchschauen; zugleich lenkt die Kirche, gleich ihrem Stifter, den Blick ihrer Diener besonders auf die Armen und Dürftigen. Selbst aber unermüdlich thätig und ein Mann rastloser Arbeit konnte er denen seine Sympathie nicht versagen, die er im Schweiße ihres Angesichts um ihr tägliches Brot ringen sah, und gerade im Arbeiterstand trat die zersetzende Wirkung der Zeitirrthümer am schärfsten zu Tag.[1])

Und doch ist diese Würdigung nicht genügend, nicht allumfassend, es tritt ein weiteres Element hinzu, und wir haben allen Grund, dies besonders hervorzuheben. Bischof Ketteler schrieb als Bischof für die Christen, als Arbeiterfreund für die Arbeiter, aber auch als Deutscher für Deutsche; und gerade in letzterem finden wir den passendsten Standpunkt zu einer einheitlichen Würdigung seiner Thätigkeit.

Alle socialen Schriften Kettelers sind durchweht vom frischen Hauch einer warmen, ächten Liebe zu seinem Volke und darum will er dem deutschen Volke erhalten wissen — seine nationalen Güter, die geistigen, wie die materiellen.

Als höchstes Gut schätzten die Deutschen von Alters her die

[1]) Vergl. Liesen: Bischof W. E. v. Ketteler und die sociale Frage. Kap. 1. Der Grund-Zug in Kettelers Charakter.

„Freiheit und Selbstständigkeit." Nun lebt der Mensch und vor allem der Deutsche, nicht bloß als Einzelwesen sondern auch das Glied der verschiedenen socialen Verbände: Familie, Gemeinde, Erwerbs- und Standesgenossenschaft, Volk, Kirche. In diesen Verbänden hat der Deutsche von jeher Schutz für seine Freiheit und Selbstständigkeit gesucht und gefunden, in sie ist er hineingewachsen und hineingelebt. Drum tritt Bischof Ketteler mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung und der ganzen Festigkeit seines Willens ein für die Freiheit der Person und die Erhaltung und Sicherung der oben genannten Verbände.

Darum verlangt er für die Familie: Erhaltung der christlichen Ehe, die allein dem Familienbund die Bürgschaft der Festigkeit und Dauer verleiht, und damit das Leben der Familie auch wirklich ein Familienleben sein könne: Verbot der Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken.

Darum verlangt Ketteler für die Gemeinde: eine Gemeindeordnung, die deren Selbstständigkeit auch wirklich wahrt und von dem Gedanken geleitet ist, daß die Gemeinde nicht bloß der unterste Verwaltungsbezirk für die Staatsbehörde, sondern ein durch Geschichte, Blutsverwandtschaft, Heimathliebe und die mannigfachsten Interessen zusammengewachsenes, organisches, in der Natur der Dinge selbst begründetes lebendiges Ganze ist. Daher fordert er eine Reorganisation des Handwerker-, Arbeiter- und Bauernstandes und Vertretung dieser Stände als solcher mit großen Körperschaften in einem deutschen Oberhaus. Wie im deutschen Reichstag das Individuum, so sollen in einem deutschen Oberhaus die Stände und Berufsgenossenschaften ihre Vertretung haben.

Das deutsche Volk braucht deutsche Verfassungsformen auf allen Gebieten, nicht nur in der Reichs- und Landesverfassung, sondern auch in der ganzen gesellschaftlichen Gliederung für alle seine Bedürfnisse. Darum Ausbau der Reichsverfassung — neben dem Reichstag a) durch ein Oberhaus, in welchem die socialen Verbände ihre Vertretung haben, b) durch ein Reichsgericht als unantastbares Bollwerk des gesammten deutschen Rechtszustandes. Anerkennung der Selbstständigkeit der zum Reich gehörigen Einzelländer unter Wahrung der nothwendigen Einheit des Reiches. Zum Schutz des deutschen Volkes nach Außen — festes nationales Bündniß mit Oesterreich, dem deutschen Ost-Reiche.

Darum erheischt die Kirche, ganz auf dem Boden germanischer Freiheit fußend, die selbstständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten und den Besitz ihrer für Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Stiftungen.

In diese socialen Verbände ist der Mensch hineingestellt mit seinem Eintritt in's Leben, in sie soll er hineinwachsen mit immer vertiefterem Interesse. Hieraus ergiebt sich die Stellung der Schule. Sie ist ein wesentliches, wenn auch nicht das einzige Mittel, die heranwachsende Jugend der bestehenden Gesellschaft anzureihen; da die Gesellschaft sich aber in organische Verbände gliedert, so haben diese Verbände auch ein Recht auf die Erziehung der Jugend. Im Irrthum sind diejenigen, welche dem Staat jegliches Recht auf die Erziehung absprechen, ihm gebührt vor Allem ein Aufsichtsrecht über alle Schulen; im Irrthum sind aber auch die, welche dem Staat das alleinige Recht der Erziehung beilegen, denn sie enteignen die übrigen Verbände ihrer Befugnisse. Familie, Gemeinde, Gewerbe, Staat und Kirche haben die heranwachsende Generation sich einzugliedern, demnach auch ein Recht auf die Schule.

Der zweite hervorragende Charakterzug unseres deutschen Volkes ist die Treue, sie ist ein kostbares Besitzthum unseres Volkes, und man muß sie ihm schützen und bewahren. Nun offenbart sich die Treue unseres Volkes nach verschiedenen Richtungen hin. Sie offenbart sich als religiöse Treue in dem Festhalten an der christlichen Religion, mit der unsere Vorfahren am Eingang ihrer Geschichte einen ewigen Bund schlossen. Der Geist des Christenthums ist im deutschen Volke zum eigentlichen Volksgeist geworden, das Christenthum war ihm nicht bloß Lehre sondern Leben, durch das ganze Mittelalter hindurch zeigt sich die Freude unseres Volkes an der christlichen Kirche, an deren innerer und äußerer Herrlichkeit. Indem wir also christlichen Glauben und christliche Sitte vertheidigen, stehen wir auf ureigenem, heimathlichem Boden deutschen Volksthums.

Die deutsche Treue offenbart sich weiter im Festhalten an deutscher Art und Sitte gegenüber mechanischer Gleichmacherei und einheitlicher Bildungsschablone und im Festhalten am guten alten deutschen Recht gegenüber dem absolutistischen, die Selbstständigkeit der Person wie der Corporation gleichmäßig bedrohenden heidnischen Recht des alten Römerthums und modernen Cäsarenthums.

Auch der berechtigte Partikularismus des Volkes und seine

Abneigung gegen Centralisation, das Festhalten der einzelnen Volksstämme an den alten Fürstenhäusern, das durch Religion und Geschichte und vielhundertjährige Wechselwirkung sich knüpfende Band der Liebe und Treue zwischen Fürst und Volk ist eine herrliche Manifestation deutscher Treue.

Alle diese Richtungen deutscher Volkstreue, die Anhänglichkeit an die Kirche, an Volksart und Volkssitte und an deutsches Recht, die Liebe zum Heimathland und angestammten Herrscherhaus sind auch socialpolitisch zu achten und zu ehren, zu hegen und zu pflegen.

Das dritte hohe geistige Gut unseres Volkes ist seine Sittlichkeit.

Zweierlei kann der römische Geschichtschreiber Tacitus nicht genug an unserm Volk bewundern: die Treue an den Herzog und das gegebene Wort und die Heiligkeit der Ehe. Auch aus den Tagebüchern Cäsars leuchten uns dieselben Tugenden unserer Vorfahren entgegen, und durch all die Jahrhunderte deutscher Sitte und christlichen Volkslebens tönt in mächtigen Akkorden das hohe Lied von deutscher Treue und deutscher Ehrbarkeit. In seiner Sittlichkeit wurzelt die Kraft unseres Volkes.

Als erbittertsten und gefährlichsten Feind all dieser Güter unseres Volkes erkennt nun Bischof Ketteler diejenige Weltanschauung und Zeitströmung, die sich mit Vorliebe als die nationale und fortschreitende bezeichnet: den Liberalismus. Der Liberalismus untergräbt gleichmäßig die deutsche Freiheit, Treue und Sittlichkeit.

An Stelle des Wesens der Freiheit setzt er die bloße Form derselben, statt deutscher Selbstständigkeit giebt er französische Gleichmacherei, statt organischen Lebens mechanische Einförmigkeit, statt Lebensformen Daseinsschablonen, er ist, wie sein Name, durch und durch undeutsch und kann nirgends seinen Ursprung verleugnen: die französische Revolution von 1789 mit ihrer scheinheiligen égalité und liberté und sein Ideal, den Einheitsabsolutismus des imperium Romanum. Wie er die germanische Freiheit untergräbt, so verhöhnt er auch die deutsche Treue. An ihre Stelle setzt er die Anerkennung des Erfolges, den französischen Opportunismus, das bloße Nützlichkeitsprinzip an Stelle rechtlicher Stetigkeit. Stets spannt er sich vor den Wagen des glücklichen Siegers, nur eins ist ihm legitim und ehrwürdig, die Macht der Thatsachen, der äußere, momentane Erfolg.

Auch das dritte Gut unseres Volkes, die christliche Sitte und

Ehrbarkeit untergräbt der radikale Liberalismus; er überantwortet sie dem Hohne orientalischer Lüsternheit und dem Cynismus welscher Corruption und zersetzt langsam aber sicher durch seine Bücher- und Zeitungsliteratur das deutsche Volk mit dem Geiste fremder Frivolität.

Schon hat er große Erfolge zu verzeichnen, Treue und Sittlichkeit vielfach erschüttert, die socialen Verbände fast sämmtlich aufgelöst, das Familienband gelockert durch die Civilehe, den Gemeindeverband durchlöchert durch absolute Freizügigkeit, die Gewerbeverbände zerstört durch Vernichtung statt Verbesserung der Innungen und durch schrankenlose Gewerbefreiheit, das Volksbewußtsein untergraben durch seine internationale Geld- und Handelspolitik. Nur Ein Verband steht noch fest, nur Einer leistet ihm noch Widerstand und darum richtet er gegen ihn mit aller Macht seine Sturmböcke und Zerstörungswaffen: der Verband der Kirche. Von dieser Seite aus fällt auf das Wesen des Kulturkampfes ein ganz überraschendes Licht, er ist kein bloß konfessioneller, auch kein politischer sondern ein wesentlich socialer Kampf gewesen; auch erhellt hieraus in wahrhaft großartiger Weise die Bedeutung der Kirche für die persönliche und korporative Freiheit.

Das ganze Verfahren des Liberalismus erinnert an die bekannte Erzählung von dem Manne, der seinen sieben Söhnen einen Bündel mit Stäben giebt und sie auffordert, dieselben zu zerbrechen. Keiner vermag es. „Und doch", erklärt der Vater, „ist nichts leichter." Er löst das Band, macht die Stäbe frei und zerbricht sie einzeln mit Leichtigkeit. So löst der Fortschritts-Liberalismus die Gesellschaft in lauter Einzelwesen auf, um das wehrlos und schutzlos gemachte Individuum dem Staatsabsolutismus preis zu geben und zwar unter dem lockenden Schein der Freiheit und auf dem gesetzmäßigen Wege des allgemeinen Wahlrechtes — auch hierin recht eigentlich der Vater des Socialismus.

Dies die Grundgedanken, die in leichtfließender, durch ihre Klarheit und Ueberzeugungskraft wahrhaft hinreißender Sprache niedergelegt, in den socialen Schriften Kettelers uns immer wieder begegnen und deren Urquell seine aufrichtige hingebende Liebe zum christlichen Volk und dem deutschen Vaterland ist. Sie sind die Richtlinien für eine deutsche Socialreform und Erneuerung des Volksgeistes in christlichem Sinne und als solche jetzt geistiges Ei-

genthum, bewußt oder unbewußt, vieler Tausende, die ihr Vaterland wahrhaft lieben.

Von den politischen Parteien hat das Centrum von Anfang an voll und ganz das socialpolitische Programm Kettelers adoptirt und auf dasselbe bei jeder Reichstagswahl eine Million Stimmen und mehr vereint. Bischof Ketteler hatte sich ja zunächst an die Katholiken gewandt, weil er von ihnen noch am ehesten Verständniß für eine Socialreform voraussetzen durfte; dabei hatte er aber stets betont, daß sein Programm kein speziell katholisches, sondern auch für gläubige Protestanten annehmbar sei, ja, daß er von der Noth der Zukunft eine Einigung aller christlich und rechtlich denkenden Männer Deutschlands auf Grundlage dieses Programms erwarte. Nun machte der Kulturkampf dieser Hoffnung zunächst ein Ende. Bei der durch denselben gesteigerten und so recht zum Bewußtsein gebrachten confessionellen Zerrissenheit unseres Volkes war nicht zu erwarten, daß Schriften und Gedanken eines katholischen Bischofs als solche von der protestantischen Bevölkerung einfach adoptirt würden. Wir müssen zufrieden sein und es als großen Erfolg bezeichnen, daß dieselben Ideen von Protestanten in protestantischer Fassung populärisirt und verbreitet wurden. Das ist geschehen, und daß es geschehen ist, ist das unbestreitbare Verdienst des Hofpredigers Stöcker und des Berliner „Reichsboten". Er hat das Verständniß für das Wesen und die Nothwendigkeit einer christlichen Socialreform, wofür wir Katholiken durch unsern großen Bischof schon längst gewonnen waren, auch weiteren Kreisen der protestantischen Bevölkerung erschlossen. Daß er dies nicht in jener ruhigen edlen, aller Verletzung anderer Confessionen sich enthaltenden Weise Kettelers gethan, findet seine Erklärung mehr noch, wie in seinem persönlichen Naturell, in der aggressiven Art des Protestantismus und dem Druck der Verhältnisse, den er zu überwinden hatte.

Es verdient in der That ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, daß, während in den socialpolitischen Schriften Kettelers das Wort Jude, außer in alttestamentlichem Sinne, sich überhaupt nicht findet, auf protestantischem Boden die Socialreform sofort eine scharf antisemitische Spitze erhielt. Im weiteren Verlauf hat sich dieser Antisemitismus zu einer selbstständigen und nicht zu unterschätzenden Macht entwickelt. Auch wo sein ursprünglich christlich-socialer Charakter abgestreift ist, entbehrt er nicht eines gewissen religiösen Schwunges. Man muß es gesehen haben, wie z. B.

Böckel in Oberhessen und in den protestantischen Dörfern des Odenwaldes begrüßt wird — nicht wie ein politischer Agitator, sondern wie ein Erlöser und Prophet. Ehrenreiter, weißgekleidete Jungfrauen, Guirlanden tragend, holen ihn ab, und hätte man den Zugang zu den Kirchthürmen, so würde stundenweit im Umkreis Freudengeläute seine Ankunft verkünden. So wird in katholischen Gegenden nur der Bischof empfangen. Zu einer Zeiterscheinung, die einen solchen Zauber auf die Gemüther ausübt, müssen wir Stellung nehmen.

Wie schon oben bemerkt, finde ich in den socialpolitischen Schriften Kettelers nicht einmal das Wort Jude oder jüdisch in Bezug auf eine christliche Socialreform und nur ein einziges Mal eine Anspielung auf dieselben. Und hiermit hat der Bischof die Frage nach der Stellung der Katholiken zum Antisemitismus in nuce schon beantwortet, noch ehe es einen solchen gab, und uns eine klare Richtschnur gegeben: Nicht ostentative Feindseligkeit gegen das Judenthum, sondern positive Förderung des Christenthums! Das ist in der That der beste und für uns Katholiken einzig mögliche Antisemitismus.

Jene Anspielung aber lautet: „Wenn man so viele Blätter liest, die nur von Mittheilung der Laster leben und dadurch unterhalten, kann man des Gedankens sich kaum erwehren, daß ein großer Theil der Mitarbeiter nicht von deutschem Blute abstammt, sondern mit fremder Unsittlichkeit unser Volk verdirbt." Und hier ist wiederum mit prägnanter Kürze das Hauptübel der Judengefahr bezeichnet: Die Vergiftung unseres Volkscharakters mit orientalischer Lüsternheit durch die jüdische Presse, und auch hier ist der beste Schutz die positive Förderung der katholischen Literatur. Im übrigen genügen für uns Katholiken Organisationen der Vertheidigung und die besitzen wir. Gegen etwaige Ausbeutung und gegen den Wucher schützen wir den Handwerkerstand durch Lehrlings-, Gesellen-, Meistervereine und Innungen mit Sparkassen, die Kaufleute durch die kaufmännischen Vereine mit ihren Stellenvermittlungsbureaux, den Bauernstand durch die Bauernvereine mit ihren Raiffeisenkassen und gemeinsamen Bezugsgruppen, die katholischen Beamten — nun deren giebt es ja in Bälde, scheint es fast, keine mehr!

Insoweit der Antisemitismus die Cultusfreiheit der jüdischen Religion antastet (Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag u. a.) müssen wir ihm sogar entgegentreten. Hier stehen die Antisemiten

ganz und gar auf dem Boden des Liberalismus und Protestantismus, die dem Staate die Verfügung über Cultus einräumen und jede Abweichung von der Staatsreligion perhorrescieren. Nicht der gesetzes- und sabbathtreue, sondern der Reformjude ist unser Feind, solche, die selbst abtrünnig dem Glauben und den Gebräuchen ihrer Vorfahren, auch dem christlichen Volke den Glauben seiner Väter rauben möchten.

Freilich hat der Antisemitismus auch sein Gutes. Die Betonung der staatserhaltenden Kraft des Bürger- und Bauernstandes, das Hervorheben deutscher Rechtsanschauungen gegenüber den römischen Rechtsbegriffen, das Eintreten für das Recht des Volkes auf christliche Schulen sind Gedanken, die durch den Antisemitismus auch in Gegenden und Bevölkerungsschichten getragen werden, wohin unser Einfluß nicht reicht. Daß derartige grundconservative Ideen dem protestantischen Volke nur mit antisemitischer Würze mundgerecht gemacht werden, ist bedauerlich, aber unsere Schuld wahrlich nicht.

Die Antisemiten haben bei den letzten Reichstagswahlen unerwartete Erfolge davon getragen. Sie haben 12 Abgeordnete und über 400,000 Stimmen mehr, die Socialdemokraten bloß 8 Abgeordnete mit 300,000 Stimmen mehr erhalten.

Solche Erfolge legen eine hohe Verantwortung auf und die Antisemiten stehen nun vor einem wichtigen Wendepunkt. Begnügen sie sich, an vorhandene Mißstände anknüpfend, in einseitig negativer Kritik die Leidenschaften aufzuregen, so werden sie wohl noch spontane Erfolge erzielen, im übrigen aber das werden, als was der „Vorwärts" sie bezeichnete, eine Vorfrucht der Socialdemokratie, der Socialismus der Dummen. Es liegt aber noch ein anderer Weg vor ihnen. Junger Wein will gähren, und die Jugend hat ihre Flegeljahre. Gelingt es den Antisemiten, diese zu überwinden und ihre negative Kritik durch ein positives Wirken zu ersetzen — und Abg. Böckel hat durch seine Organisation der mitteldeutschen Bauernvereine bedeutsamen Anfang hierzu gemacht — lassen sie den einseitigen Kampf gegen das Judenthum zurücktreten hinter der positiven Mitarbeit für das Christenthum, werden sie aus einer antisemitischen Partei eine christliche Socialpartei, so wäre hiermit die Grundlage zu einer Partei geschaffen, die, unabhängiger von Oben und mehr im Volke wurzelnd wie die conservative Hofpartei, für die Protestanten das werden könnte, was das Centrum für die Katholiken. Die Hoffnung hierauf ist freilich gering, die Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen.

Neben dem Antisemitismus zeitigten die letzten Wahlen den Bund der Landwirthe und den bayerischen Bauernbund. Letzterer, der uns besonders interessiert, ist in eine gewisse Gegnerschaft gegen das Centrum gerathen, und im Zusammenhang hiermit wurde von berufener Seite die Fortexistenz und Existenzberechtigung der alten Parteien überhaupt in Frage gezogen. Was hieran Wahres und Falsches und an dem Auftauchen der verschiedenen Interessenparteien, wie Bund der Landwirthe, Bauernbund, Mittelstandspartei, Handwerkerpartei, und wie sie sonst noch heißen oder in Zukunft heißen werden, Berechtigtes und Unberechtigtes ist, auch darüber hat Bischof Ketteler schon in klarer, wahrhaft prophetischer Weise sich geäußert. Ein vernichtendes Urtheil spricht er über die Thätigkeit der rein politischen namentlich der liberalen Parteien. „Die eigentlichen politischen Fragen haben vielfach nur für einen kleinen Theil des Volkes ihre wahre Bedeutung, nämlich für den Arbeiterstand der Feder, für den Theil, der am meisten redet und schreibt, und deshalb auch die Rednerbühne und Presse beherrscht; und darunter ist es wieder nur eine gewisse Partei, die diese Fragen zu einem ausschließlichen Parteiinteresse und zu ihrem persönlichen Nutzen auszubeuten strebt. . . . . Alles aber was in den Kammerverhandlungen und Zeitungsberichten mit endloser Weitläufigkeit verhandelt wird, berührt kaum das Leben des eigentlichen Arbeiterstandes, der da im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen muß. Das, was diese Massen des Volkes, was diese Arbeiter und Arbeiterfamilien vom Morgen bis zum Abend denken, sagen und empfinden, was sie und ihr Leben wahrhaft angeht und ihre wesentlichen Lebensbedürfnisse verbessert und verschlechtert, wird in Wahrheit in allen politischen Tagesfragen kaum berührt. Das Volk wird von den politischen Parteien, namentlich von der herrschenden Partei des Liberalismus, wahrhaft hintergangen. Man sagt immer, alles dieses politische Gezänke geschehe aus reinster Liebe zum Volke, während die wahren Volksinteressen dadurch oft nur geschädigt werden. In diesem Sinne ist es denn auch leicht, ein Volksfreund zu sein. Es genügt ein gewisses eitles Treiben in den Kammern und eine gewisse Schreibseligkeit in „gesinnungstüchtigen" Blättern, um in wohlfeilster Weise sich diesen Namen zu verdienen. Viele gepriesene Namen der liberalen Partei verdanken diesem hohlen Schein ihren ganzen Ruhm auf deutscher Erde, während ihre Träger für das wahre Wohl des Volkes gar Nichts geleistet haben."[1])

[1]) Arbeiterfrage S.

Das Ideal wäre für Ketteler eine ständische Vertretung, wie sie im alten Reich war, aber, was freilich bei dem radikalen Bruch mit der Vergangenheit schwer ist, den veränderten Verhältnissen angepaßt. „Die vollkommenste Form der Vertretung war wohl, wenigstens ihrer Anlage und ihren Grundsätzen nach, die altgermanische in der Gliederung der Stände. . . Man hätte eine neue Form nach denselben Grundsätzen für die jetzigen staatlichen Verhältnisse mit Berücksichtigung aller wirklichen Berechtigungen machen sollen. Das hat man aber nicht gethan sondern den Boden der Geschichte und aller germanischen Institutionen verlassen, um nach neuem französischen Muster wie die Kleider,[1]) so auch die Gestalt unserer staatlichen Verfassung zurecht zu schneiden. Die Form aber und die Entwicklung, die diese erhalten hat, ist von einer wahren Stellvertretung des wirklichen Volkes vielfach so weit abgewichen, daß sie kaum noch ein kleines Theilchen davon an sich trägt."[2])

Das Volk besteht auch heute noch aus Bürgern, Bauern, Handwerkern, Arbeitern und den gelehrten Berufsarten. Diese Stände, zu Verbänden organisiert, sollten nach Ketteler eine Vertretung in einem Oberhaus erhalten, während der Reichstag aus Kopfzahlwahlen hervorgeht.

Wenn nun ein so hochbegabter, weitausschauender Politiker, wie Bischof Ketteler, schon vor zwei Jahrzehnten die reinpolitischen Parteien verurtheilt und einer Interessen- und Standesvertretung das Wort redet, so haben wir kein Recht, über die große Bewegung, die jetzt das deutsche Volk durchzittert und von den bestehenden Parteien sich abkehrend nach eigener ständischer Vertretung strebt, geringschätzig und abfällig zu urtheilen. Da wir kein Oberhaus besitzen, sucht der Bauern- und Handwerkerstand eben nach eigener Vertretung im Reichstag.

Aber warum gerade erst jetzt, jetzt wo die Macht des Liberalismus gebrochen und die conservativen Parteien und das Centrum insbesondere sich der Interessen des Bauern- und Handwerkerstandes in so hervorragender Weise annehmen?

Dies hängt mit der vollständig veränderten Staatsauffassung

[1]) Eine feinsinnige Bemerkung! In der That, mit der Auflösung der Stände durch französische Gleichmacherei wichen und weichen auch die Volkstrachten der französischen Mode. Schon die Sprache zeigt den Zusammenhang von Kleid und Gesinnung; denn Tracht von tragen leitet auf das geistige Sich-betragen.

[2]) Arbeiterfrage S. 89.

zusammen. Vor unseren Augen hat sich eine ungeheure Umwälzung vollzogen, und es wäre mehr wie wunderbar, wenn sie keine Rückwirkung auf die Parteiverhältnisse üben sollte: Der politische Staat hat sich verwandelt in einen Socialstaat. Früher begrenzte man die Aufgabe des Staates wesentlich im Rechtsschutz nach Innen und der Sicherheitsgewähr nach Außen, heute verlangt man vom Staate eine weitgehende Fürsorge für die einzelnen Stände und Berufsklassen, und der Staat selbst setzt sich und der Volksvertretung die Aufgabe, die Interessen der einzelnen Bevölkerungsschichten abzuwägen und abzugrenzen. Da ist es doch selbstverständlich und in der Natur der Dinge liegend, daß die einzelnen Interessenkreise auch nach eigener Vertretung im gesetzgebenden Körper streben, um dort ihre Interessen wirksam vertreten zu können.

Freilich gebietet der Eid, den die Reichstagsabgeordneten zu leisten haben, denselben das Interesse des gesammten Volkes, und nicht etwa Sonderinteressen zu vertreten. Aber dieser Eid stammt eben aus dem Anfang der 70er Jahre, wo die frühere, manchesterliche Staatsauffassung herrschte, und die Eidesleistung ist einem gewissenhaften Abgeordneten eben nur durch die Ueberzeugung möglich, mit dem Interesse seiner Partei und seiner Wähler zugleich dem Interesse der Gesammtheit zu dienen. Daß aber die einzelnen Parteien nur dem Gesammtvaterlande dienen, ist Fiktion und in Wirklichkeit gar nicht möglich, da die Interessen einzelner Landestheile und Bevölkerungsklassen verschiedene und auch widerstreitende sind. In der That haben auch alle Parteien, den veränderten Zeitverhältnissen sich anschmiegend, zugleich zu Vertretern bestimmter Ständegruppen sich ausgebildet.

Die Socialdemokratie macht hieraus gar keinen Hehl und bezeichnet sich, mit der officiellen Eidesfiktion brechend, offen als specifische Arbeiterpartei und hierauf beruht ein großer Theil ihres Erfolges. Die Conservativen vertreten den Großgrundbesitz, das Centrum wahrt die Interessen der Katholiken und des kleinen Bürger-, Handwerker- und Bauernstandes, welch letztere ja zugleich die Bevölkerungsschichten bilden, die in ihrer Gesammtheit noch am meisten vom Christenthum durchdrungen sind. Das sich vorbereitende Ausscheiden eines Theils des Adels aus dem Centrum findet hiermit eine einfache Erklärung. Es ist derjenige Theil, der das religiöse Interesse der Katholiken durch die Regierung genügend gewährleistet findet, die Vertretung seines Standesinteresses aber

besser bei den Conservativen wie beim Centrum gewahrt sieht. Die Nationalliberalen schützen die Interessen der Großindustrie und der Bureaukratie; sogar die Freisinnigen, die an der alten Staatsauffassung noch festhalten und daher auch von der Bildfläche verschwinden, verdanken, wo sie noch gewählt werden, ihre Existenz nur der Concession an die Zeitrichtung, indem auch sie zu einer socialen Partei sich umgestaltet haben, zur Vertreterin des Handels- und Börsengeschäfts. Alle aber, mit Ausnahme der Socialdemokraten, halten an der Fiktion fest, das Gesammtinteresse zu vertreten. Für solche Fiktionen fehlt dem gewöhnlichen Manne das Verständniß, daher der Erfolg des bayerischen Bauernbundes, der diese Fiktion verschmähend sich offen und einfach als Interessenpartei, als Vertreter des Bauernstandes gab. Daß der Abgeordneten-Eid und die thatsächlichen Verhältnisse nicht mehr recht harmonieren, scheint man, wenn auch dunkel, zu fühlen: man weist dermalen so oft auf diesen Eid hin. Bei dem Eintritt der Socialdemokraten in die bayerische Kammer, Ende September, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt, und die hessischen Nationalliberalen versprachen in ihrem officiellen Wahlaufruf ausdrücklich, gemäß dem Abgeordneten-Eid das Interesse der Gesammtbevölkerung vertreten zu wollen. Und die Antwort hierauf seitens der Gesammtbevölkerung war die Niederlage der Nationalliberalen und der Sieg der ständischen Interessenvertretung. In die hessische Kammer werden einziehen die Kandidaten des antisemitischen mitteldeutschen und der Führer des konservativen hessischen Bauernvereins. Die Zukunft wird noch mehr solcher Interessengruppen und Standesvertretungen zeitigen. An und für sich berechtigt, birgt diese Erscheinung doch eine schwere Gefahr.

Der frühere Liberalismus vertrat, wie Bischof Ketteler so plastisch ausführte, bloße Theorieen, praktische Bedürfnisse des Volkes nicht beachtend, seine Stärke war Schönrednerei. Für die Zukunft besteht die Gefahr, die materiellen Interessen einseitig in den Vordergrund zu schieben, die sittlichen Ideen vollständig vernachlässigend, bloße Handelsgeschäfte treibend. Statt der Redner erhielten wir Geschäftsleute. Hier ist ein Mittelweg nöthig, und den finde ich beim Centrum, und damit allein ist schon die Nothwendigkeit seiner Erhaltung zu Genüge dargethan. Die kleineren Interessengruppen müssen sich darüber klar werden, daß ihre Existenz aus dem Gegensatz zum Liberalismus hervorgegangen und ihr Fortbestand nur in Unterordnung unter ein höheres Prinzip d. i. die

christliche Weltanschauung möglich ist, soll nicht der Reichstag zum Schauplatz wildester und einseitigster, weil rein materieller Interessenkämpfe werden.

All diese kleineren Gruppen müssen nach einem Mittelpunkt gravitieren, in dem die materiellen und sittlichen Interessen gleichmäßig vertreten sind und der Widerstreit der einzelnen in der Einheit seine Lösung findet. Dieser Mittelpunkt kann nur die Partei sein, die nicht nur sachlich, sondern schon durch den bloßen Namen als Mittelpunktspartei gekennzeichnet ist, das Centrum. In seinem Programm hat das Centrum auch: Selbstständigkeit der Einzelstaaten unter Wahrung der Reichsoberheit. Hierin liegt zugleich die Formel für das Verhältniß der einzelnen conservativen (im guten alten Sinn!) Parteien, auch derjenigen kleinen Gruppen, die sich vielleicht vom Centrum lossplittern: Wenn nicht Einheitspartei, dann Bundespartei! Diese Umwandlung wird sich vollziehen, genau in dem Maße, wie die Forderungen der Katholiken erfüllt und statt des falschen Liberalismus wahre Gerechtigkeit Grundlage des Reiches wird, in eben diesem Maße und nur unter dieser Bedingung.

Bischof Ketteler hat für diesen Fall sogar das Verschwinden des Centrums in Aussicht gestellt: „Eine katholische Partei ist deßwegen auch nur vorübergehend nöthig. Sind erst die Prinzipien wahrer Gerechtigkeit, welche wir vertreten, Grundprinzipien des Deutschen Reiches geworden; ist der Liberalismus mit seinen ungerechten gewaltthätigen Bestrebungen gründlich überwunden, dann wird von selbst die katholische Partei als solche aufhören." Nun, bis dahin wird freilich noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen!

Es ist in der That geradezu erstaunlich, wie fast alle Strömungen der Gegenwart, alle inneren Fragen des Deutschen Reiches in den Schriften Kettelers schon vor zwei Jahrzehnten ihre Erklärung und Beurtheilung gefunden; was dort als künftig kommend besprochen wird, sehen wir in der Gegenwart sich vollziehen, was dort wie im Keime liegt, sehen wir jetzt ausgewachsen. Will man über irgend eine schwebende Frage Auskunft, bei Ketteler wird man sie finden.[1])

[1]) Zum Exempel: Was ist's mit den stetig wiederkehrenden Militärvorlagen? Ketteler: Die Katholiken im deutschen Reiche S. 32, S. 78! Deutschland nach dem Kriege von 1866 S. 27 unten, S. 47! Wie ist's mit der Stellung von Huene's gelegentlich der letzten Militärvorlage? Deutschland u. s. w. S. 93!

Und hiermit zusammenhängend: Was ist von der gegenwärtig so

Die ganze innere Entwicklung Deutschlands seit Gründung des Deutschen Reiches ist ein einziger großer lebendiger Kommentar zu den Schriften Kettelers. Wer sie kennt, kennt Gegenwart und Zukunft.

Auch die Publicistik ist von Ketteler mehr beeinflußt, als man sich selber zugesteht. Daß die ganze katholische socialpolitische Publicistik ein Ausbau und Weiterbau auf Ketteler'scher Grundlage ist, ist selbstverständlich und gereicht ihr zur Ehre. Die glänzende Reihe kath. Sozialpolitiker knüpft durch den verstorbenen Domkapitular Moufang in Mainz direkt an Bischof Ketteler an, und wie trat der Name Kettelers in den Vordergrund auf der letzten Würzburger Katholikenversammlung, der durch Papst Leo die Behandlung der socialen Frage besonders anempfohlen war! Aber auch außerhalb dieser Linie sind in den letzten Jahren Werke erschienen, die sich vollständig in den geistigen Gedankengängen unseres großen Bischofs bewegen; das ist hocherfreulich, denn das bürgt für eine geistige Durchtränkung auch uns fernstehender Schichten mit den Gedanken christlicher Socialpolitik und wird vielen den Muth geben, auch offen hierfür einzutreten. Ist erst einmal von einflußreicher nichtkatholischer Seite der Bann gebrochen, so ist man erstaunt, bald überall dieselbe Tonart zu hören, denn nirgendswo huldigt man mehr dem Autoritätsglauben, als in den Kreisen, die ihn scheinbar verwerfen.

Vor kurzem erschien nun ein Buch, ein ganz merkwürdiges, dessen Gedanken, freilich ganz anderes eingekleidet und nicht in der ruhigen Sicherheit alterworbenen Besitzes geschrieben, sondern im Feuer jugendlicher Kampfesfreudigkeit hinausgeflammt, doch in ihrem innersten Kern sich mit denjenigen Kettelers berühren: Das Rembrandtbuch.[1]) Sehen wir von der bizarren aber für unser Lese-

starken Betonung der königlichen Autorität zu halten? Berechtigtes, Unberechtigtes? Ebenda: S. 201 flg. u. S. 91. Urtheil über Bismarck und seinen Sturz? Ebenda: S. 90. Wird der Bundesrath die Miquel'sche Steuerreform annehmen, auch wenn sie die Selbstständigkeit der Einzelstaaten schwächt? Die Katholiken im Deutschen Reiche S. 61! Was ist Berechtigtes an dem Urtheil Bismarcks über den Partikularismus in seiner jüngsten Ansprache an die Lippe-Detmolder? Die Katholiken S. 18, 19 flg!

Antrag Loë auf Organisation des Bauernstandes. Entwurf der Regierung behufs Organisation des Handwerkerstandes? Arbeiterfrage S. 137. Deutschland S. 110.

[1]) Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, Hirschfeld 1890; 41. Auflage 1892.

publikum — denn ernste Wahrheiten können ihm nur mit pikanter Würze geboten werden — wohlberechneten Einkleidung ab, so durchziehen das Buch etwa folgende Forderungen: Regeneration des deutschen Volkes durch Rückkehr zu sich selbst, das deutsche Volk muß sich wieder bewußt werden der Güter, die in ihm schlummern und deren es sich erfreute in den Jahrhunderten seiner schäumenden Lebensfrische. Diese Güter sind: die christliche Religion, Bibel und Heldensinn Luthers, Poesie und lebensvolle Kunst des katholischen Kultus,[1]) Volksthümlichkeit, Heimathliebe, gesunder Partikularismus,[2]) organische Gliederung,[3]) Königthum und Bauernstand,

[1]) „Der Protestant bekundet ein schrofferes und männlicheres Auftreten als es dem Katholicismus durchweg eigen ist, dieser verleugnet nicht einen gewissen weiblichen Charakterzug. Der Protestant betont mehr das enge Gewissen, der Katholik mehr das weite Herz, der rechte Mensch soll beides haben." S. 25.

„Man soll nicht Bilderstürmer sein. John Knox sagte einmal über ein Marienbild, es sei nur ein „bemaltes Brett", das ist nicht war; es ist ein Symbol des Großen, des Ewigen, des Menschlichen. Menschheit und Gottheit begegnen sich in ihm. Dies gilt von der sixtinischen Madonna so gut wie von jedem Marienbild im deutschen Bauernhause. Gerade im Marien- und Heiligenkultus liegt ein ausgesprochen germanischer Zug, — ein deutscher Erdengeruch — den Luther etwas zu rasch abgethan hat; vielleicht werden die Deutschen, wenn sie sich auf ihr Deutschthum besinnen, desselben wieder inne werden. Mehr als ein geschriebenes oder gesprochenes ist ein gemaltes oder gesungenes Ecce homo. Wenn daher die künftige deutsche Bildung, vor die Alternative „Bild oder Buchstabe" gestellt, sich für den ersteren Faktor entscheidet, so dürfte dem Katholicismus dabei eine wichtige Rolle zufallen. Denn er hat nicht mit der Vergangenheit gebrochen, er hat sich die alt- und urdeutsche „Bild"-gesinnung bewahrt, welche der Protestantismus verbannte." S. 328.

[2]) „Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen über ihre politische Zersetzung vielfach abhanden gekommen; sie nennen sich Württemberger aber nicht Schwaben, Hannoveraner aber nicht Niederdeutsche, damit ist ein Stück Volksseele verloren gegangen, das wiedererobert werden muß." S. 15.

„Ein Volk, das sich bewußtermaßen zur Einheit zusammenschließt wie das deutsche, hat es nur umsomehr nöthig, auch bewußtermaßen seine Vielheit zu betonen." S. 81.

[3]) „Die Deutschen sind aristokratischer, als sie meinen. Heer, Kirche, Beamtenthum sind bei ihnen, wie nothwendig, aristokratisch gegliedert. Jedes Dorf gliedert sich nach Honoratioren, Bauern, Taglöhnern, diese Ordnung wird streng inne gehalten. Es kommt darauf an, den deutschen Menschen nicht — wie gemäß dem bedauernswerthen preußischen Dreiklassensystem — nur nach seinem Geldwerthe sondern auch nach seinem sittlichen, geistigen, gesellschaftlichen, geschichtlichen, geographischen Werth einzuschätzen." — Ketteler,

Bauernherrlichkeit, Bauernfreiheit, Bauernfrömmigkeit, Bauerneinfalt und Bauerntreue, deutsche Selbstständigkeit[1]) und deutsches Recht[2]), Innerlichkeit und Individualität. In militärischen Dingen Preußen die Führung, in Kunst und Dichtung Süddeutschland, Preußen der Kopf, Süddeutschland das Herz; aber der Kopf darf das Herz nicht unterdrücken. Erbfeind unseres Volkes ist eine mechanische, nivellierende, uniformierende Weltauffassung; deren Schutztruppen das alles Heilige, Kindliche, Treue mit Spott und Hohn begeifernde Judenthum, das feile, egoistische, am Staub seiner Spezialwissenschaften klebende Professorenthum,[3]) ihre Hochburg das kalte, verstandesfertige, witzelnde Berlinerthum.

Bei der Fülle der blitzenden und ziemlich wirr durcheinander sprühenden Gedanken ist eine ins Detail gehende Analyse nicht möglich, aber schon in den angeführten wird der Leser alte Bekannte

Deutschland S. 107: „Wir fordern diese Selbstregierung und diese Theilnahme am öffentlichen Leben realisiert in germanischen Formen, in den naturnothwendigen Verbänden, in denen das ganze politisch-sociale Leben sich bewegt, nicht in dem bloßen Geldverbande, den der Census und die Vermögenstaxation begründet." — „Gleichheit ist Tod, Gliederung ist Leben. Eine noch so große Anzahl unter sich ganz gleichberechtigter Individuen ist niemals ein Volk" — Ketteler: Arbeiterfrage S. 35! — „nicht einmal ein Heer, sondern eine Herde. Die politische u. s. w."

„Gleichwerthigkeit aller heutigen Deutschen steht nur auf dem Papier, jeder praktische Politiker weiß dies; und glücklicherweise ist dies so; man hat die Natur nicht austreiben können. Ein Volk besteht aus Bürgern, Bauern, Künstlern, Edlen, Fürsten; es ist eine buntschattierte und zwar eine nach bestimmten Gesetzen buntschattierte Menge; beachtet man diese Gesetze nicht, so wird der Volkskörper krank und giebt man sie ganz auf, so stirbt er, er verfällt der Despotie oder Anarchie." S. 158.

[1]) „Die Holländer haben bisher in Staat, Kunst und Handel mehr geleistet als irgend ein anderer besonderer deutscher Stamm, und eben darum weil sie den Begriff der Freiheit in richtiger Weise verstanden: als eine Aufrechterhaltung der gesonderten Volksthümlichkeit, — Ketteler, Deutschland S. 105! — der volksthümlichen Persönlichkeit, der persönlichen Überzeugung. Es ist jene ächt deutsche Art von Liberalismus, wie sie unter anderen Verhältnissen auch Uhland, Lornsen, Dahlmann vertreten. Der Kampf ums alte Recht!" S. 149.

[2]) „Römisches Recht und lateinische Grammatik sind bildend, aber so wenig wie diese in der deutschen Sprache, darf jenes in der deutschen Sittlichkeit als maßgebend angesehen werden. Nach römischem Recht giebt es eine Verjährung, nach deutschem Rechtsgefühl aber nicht; „hundert Jahre Unrecht machen noch keine Stunde Recht", lautet ein deutscher Bauernspruch." S. 78.

[3]) „Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art von bethlehemitischem Kindermord." S. 101.

treffen, in ihrem positiven Gehalt echt Ketteler'sche Grundgedanken. Das Rembrandtbuch ist in seinem besten und bleibenden Bestandtheil eine Uebertragung Ketteler's durch einen Protestanten aus der Sprache des bischöflichen Arbeitszimmers in das kribbelnde und effektvolle Salondeutsch. Daher das Buch auch am meisten Verständniß auf katholischer Seite fand, wenn auch nicht die meisten Abnehmer, und die beste Recension wohl die der Historisch-politischen Blätter ist.[1])

Mitten aus dem Dunstkreise unserer Kultursphäre heraus hat das Buch sich gebildet und eingeschlagen wie ein Gewitter, die ganze Kulturbildung hat der Verfasser in sich aufgenommen, er kennt alle ihre Schwächen und steht mitten drin, umrauscht auch von all ihren Schmutzfluthen, und der natürliche Ausbruch des Unwillens, wozu der Adel seiner Seele ihn trieb — das ist sein Buch, sein Leben und Sehnen nach Rettung.

Ueber 40 Auflagen hat das Buch erlebt, viele Nachbildungen und Gegenschriften aufgeschäumt und dann — unverdient — das Schicksal aller Sensationswerke getheilt — verkostet, vergessen zu werden. Gewirkt aber hat es doch. Die Reichstagswahlen vom 15. Juni 1893 sind sein Werk. Das Charakteristische der Reichstagswahlen ist: Gesteigertes Selbstgefühl des Bauernstandes, Anschwellen der Antisemiten, Niederlage des Berliner Freisinns und des freisinnigen Professorenthums (Virchow!), souveränes Hinwegschreiten des Volkswillens über die öffentliche Meinung (Ahlwardt!) — das ist der Inhalt des Rembrandtbuches, die Reichstagswahlen seine Uebersetzung in die parlamentarischen Volkswillenssprache, verblüffend wie das Buch selbst!

In der Form vom Rembrandtsbuch völlig abweichend, im Inhalt auf enger begrenztem Gebiet sich nahe mit ihm berührend, an Geist- und Gedankenfülle ihm ebenbürtig, an Tiefe, philosophischer Durchdringung und wissenschaftlicher Begründung es weit überragend, ist im Jahre 1889 ein Werk erschienen, dessen Veröffentlichung für eins der wichtigsten und vom Liberalismus am erfolgreichsten beschlagnahmten Gebiete, dem der Prädagogik, als ein epochemachendes Ereigniß bezeichnet werden muß.

„Es wird die Zukunft wesentlich von der Behandlung der Kirchen- und Schulfrage abhängen," schrieb Ketteler in „Deutschland nach dem Kriege von 1866" und bei der Berathung der Ar-

[1]) 1890 S. 266 und 1891 S. 900.

beiterschutzgesetze 1890 gab Graf Galen die bereits oben angeführte Erklärung ab: „Wir sagen aber vorher mit ganzer Bestimmtheit: bevor die Kirche nicht wieder ihre volle Freiheit und die Schule wieder ihre von Gott gewollte Stellung zur Kirche und Familie erhält, wird all unser Arbeiten hier vergeblich sein.“ Die preußische Regierung selbst schien durch die Vorlage eines entsprechenden Schulgesetzes dieser Ansicht beizupflichten. Es war ein Ereigniß, man fühlte es überall, die große Geisterschlacht, die sich daran anknüpfte, bezeugt es, es war das Ringen zweier Weltanschauungen. Auf Seite der Gegner berief man sich auf Bildung und Wissenschaft; mit mehr Recht hätte es die Regierung gekonnt, denn unmittelbar vorher war das bedeutsamste pädagogische Werk des Jahrhunderts erschienen und enthielt eine glänzende Rechtfertigung des Entgegenkommens der Regierung gegenüber Familie und Kirche sowohl von rein didaktischem wie von gesellschaftlichem Standpunkt aus — „die Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung“ von Otto Willmann, Professor der Pädagogik an der Universität zu Prag.

„Festes nationales Bündniß mit Oesterreich, dem deutschen Ost-Reich“ hatte Ketteler früher verlangt. Es war als wollte das „deutsche Ost-Reich“ für seine edle Antheilnahme und sein mannhaftes Eintreten ihm nun den schuldigen Dank abstatten, indem durch einen seiner genialsten Professoren und zwar von der Universität aus, die ein Wahrzeichen der Verbrüderung sein sollte, die widerstrebende moderne Pädagogik in den Dienst der christlichen Volkserneuerung im Geiste Kettelers gestellt wurde. Ganz auf der Höhe wissenschaftlicher und philosophischer Forschung unternahm O. Willmann, ein Schüler Herbart's, es, die Herbart'sche Pädagogik mit dem positiven Gehalt der christlichen Heilswahrheiten zu erfüllen, zugleich lehrt er eine richtige Werthschätzung der Schule im Verhältniß zu den übrigen socialen Faktoren. Auch ihm wie Ketteler und dem Rembrandtdeutschen ist eine wohlgeordnete, lebenskräftige Gesellschaft in große Verbände gegliedert. Die Assimilation der heranwachsenden Generation an diese Verbände und die Ueberlieferung der Bildungselemente und des Culturinhaltes ist die Aufgabe der Schule. An dieser Erziehung sind betheiligt Familie, Gemeinde, Staat und Kirche. Die landläufige Nebeneinander- und Gleichstellung von Schule, Staat und Kirche ist demnach grundfalsch, die Schule ist nur Mittel, nicht Selbstzweck. Dem Staat fällt die

rechtliche Sicherstellung und Gewährleistung der Bildungsüberlieferung zu, aber keineswegs ist er Quelle und am wenigsten die einzige Quelle der Bildung. Wie Ketteler vom gesellschaftlichen und religiösen, so verwirft Willmann vom gesellschaftlichen und didaktischen Standpunkt aus das absolute staatliche Schulmonopol und tritt mit aller Entschiedenheit für das Recht der Familie und Confession und dessen Wahrung in confessionellen Schulen ein.[1]) Nicht Centralisation sondern eine gewisse Decentralisation verlangt er. Jede Dorfschule müßte ein selbstständiges individuelles Gepräge tragen.[2])

Unsere Wissenschaft steht in Gefahr, sich in lauter Einzelwissenschaften aufzulösen, die sich fern, ja feindlich gegenüber stehen; so häuft auch der gegenwärtige Schulunterricht im Schüler eine Masse zerstreuter Einzelkenntnisse an, sie müssen ein gemeinsames Ziel erhalten: Christus.[3])

---

[1]) Vgl. Die Herbart'sche Pädagogik und die Confessionsschule, Katholik 1891, 1, 385 ff.

[2]) „Auch die bescheidenste Quelle volksthümlichen Geisteslebens verdient heutzutage erhalten und selbst mit einer Brunneneinfassung umhegt zu werden, auch die geringste lokale und traditionell begründete Besonderheit hat Anspruch auf Beachtung in einer Periode, wo der Zeitgeist alles nivellierend, zersetzend ergreifen möchte." Didaktik II. S. 502.

[3]) Es sei gestattet hier einmal an Einem wichtigen Punkt die geistige Übereinstimmung zwischen Ketteler, O. Willmann und dem Rembrandtdeutschen in Citaten zu zeigen. Ketteler, Deutschland S. 213: „Es ist offenbar, daß trotz der außerordentlichen Ausdehnung, welche die Wissenschaften gewonnen haben, gerade diese Fähigkeit der Seele, diese architektonische Seelenkraft, die aus allen Erkenntnissen einen großen geistigen Tempel der Erkenntniß aufbaut, in dem dann der wahre Gott, der vollkommenste Geist seine Verherrlichung findet, mehr und mehr und genau in dem Maße verloren geht, wie sich die Wissenschaft vom Christenthum abgewendet hat. Der Umfang der Erkenntnisse nimmt zu; alle Wissenschaften sind wie große Steinbrüche, aus denen das kostbarste Material zu einem geistigen Riesenbau zusammengetragen wird; aber es fehlt die architektonische Weisheit, die es verstände, all diese kostbaren Steine zu einem Bau zusammenzutragen, welcher der Ehre Gottes diente, es liegen diese geistigen Steine wüst durcheinander, wie in einer babylonischen Verwirrung."

Rembrandtdeutsche S. 60: „Mangel an Philosophie: Das Gefühl für den direkten Zusammenhang der einzelnen und einzelnsten natürlichen, wie menschlichen Erscheinungen mit dem großen und einheitlich ausstrahlenden Weltganzen ist der heutigen Wissenschaft durchgängig verloren gegangen; insofern ist sie unphilosophisch und irreligiös zu nennen. Ja man könnte noch weiter gehen; man könnte sagen, daß sie in wesentlicher Hinsicht geistlos sei; denn Geist ist eben: die Beziehung aller Theile zum Ganzen und des Ganzen

Das Buch fand in der bedeutendsten Herbart'schen Zeitschrift, den „Lehrproben und Lehrgängen für den erziehenden Unterricht an Realschulen und Gymnasien", durch den Direktor der Francke'schen Stiftungen in Halle eine begeisterte Besprechung. Was ihm selbst als höchstes Ideal stets vorgeschwebt, sagt O. Frick, sei in der Didaktik Willmans erreicht, Ausgleichung zwischen Wissenschaft und Christenthum auf einem Gebiete, das keines der beiden Faktoren entrathen könne. An Tiefe der Auffassung und umfassender Weite des Blicks werde die Didaktik O. Willmanns nur erreicht von der Didactica magna des Commenius, der sie auch den Namen entnommen. Bei jeder Gelegenheit empfiehlt der nunmehr verstorbene edle protestantische Pädagog das Werk des katholischen Gelehrten und des öfteren kann er die herbe Bemerkung nicht unterdrücken, daß es für das geistige Niveau vieler Lehrerkollegien nicht gerade schmeichelhaft sei, daß man in Lehrerbibliotheken O. Willmanns Didaktik so selten finde. Möchten diese Zeilen zur Verbreitung derselben beitragen. Ihre Anschaffung lohnt sich, auch wenn der Preis theuer und die Lektüre keine leichte ist, das Werk will durchdacht sein, wiegt aber auch ganze Centner der pädagogischen Dutzendlitteratur auf. Aus O. Willmann können die Lehrer — einerlei ob Volksschul- oder akademisch gebildete Lehrer, er umspannt alle — Begeisterung für ihren Beruf und den Muth schöpfen, offen für eine christliche Schulbildung einzutreten; freudig werden sie gewahren, wie Wissenschaft und Christenthum, Schule und Kirche, Confession und Vaterland keine Gegensätze sind, sondern verschwistert zusammenwirken müssen zum Segen unseres Volkes.

In dem philosophischen, aufs Universale gehenden, in über-

zu allen seinen Theilen. Die heutige Wissenschaft schwelgt in Einzelheiten; sie hat sich wie manchem ihrer Verehrer damit den Magen verdorben."

O. Willmann, Didaktik I S. 388–91: „Es hieß zu optimistisch sein, wenn man darum der modernen Bildung wahren Reichthum und echte Tiefe zusprechen wollte. Was ihr dazu fehlt, ist die Kraft, die Menge des Stoffes und die Vielheit der Gesichtspunkte auf ein leitendes und organisierendes Prinzip zurückzuführen. Ein solches gebricht unserer Zeit. . . . Wir vermeinen die Bildung durch Addition der Bildungselemente zu erzeugen. wir sind darauf bedacht, was man den Körper der Bildung nennen könnte, und erwarten, daß die Beseelung nicht ausbleiben werde, wenn jener hergestellt ist. Diese mechanistische Grundauffassung liegt ebensowohl dem Eklekticismus der allgemeinen Bildung als der specialisierenden Tendenz der modernen Wissenschaft zu Grunde: jene will ein Lebendiges herstellen durch Zusammenführen von Atomen, diese ein Lebendiges erkennen durch Zerfällen in Atome."

geordneten Prinzipien zusammenfassenden und doch das Einzelne als Theil des Ganzen liebevoll pflegendem Zug, in dem steten Hinweisen auf das Unum necessarium, in der Werthschätzung der katholischen Vergangenheit und ihrer volksthümlichen Bildung, im Betonen der sittlichen Persönlichkeit, in der Anerkennung der natürlichen und korporativen Verbände und ihrer Rechte, in dem Eintreten für deutsches Recht und deutsche Sitte, in dem Loslösen von der phrasenhaften Alltagsweisheit nivellierender Aufklärerei, in der vornehm-aristokratischen und doch oder auch eben darum liebevoll-volksthümlichen Gesinnung, in der Hingabe an das deutsche Volk und dem daraus fließenden Streben nach Erhaltung und sittlicher Kräftigung desselben, berühren sich enge Bischof Ketteler, der Rembrandtdeutsche und Otto Willmann. Merkwürdig, wie drei in ganz verschiedenen Geistes- und Berufssphären wirkende Männer, von verschiedenen Punkten ausgehend, auf verschiedenem Wege wandelnd, zum gleichen Ziel gelangen; sie haben die gleichen Führer: weitschauenden, vorurtheilsfreien Blick, Hoheit und Tiefe der Bildung, Adel der Gesinnung. So möge denn dies Kapital ausklingen in den Worten, mit denen O. Willmann seine Didaktik schließt: „Kultur und Gesittung sind durch das natürliche und materielle Moment mitbedingt. Triebe, welche zum Theil im Leben der Thiere ihr Analogon finden, Bedürfnisse aller Art, Noth und Kampf, sinnlich-selbstische Strebungen haben mitgewirkt, dem menschlichen Leben Erfüllung und Ordnung zu geben; aber ebenso ursprünglich hat ein dem Naturleben fremder, höherer Zug mitgewirkt, welcher das Bedürfniß hintenansetzen lehrte und die von ihm entfachten Kämpfe befriedete! Das menschliche Wesen gleicht dem Baume, welcher seine Nahrung aus der Tiefe saugt, in der seine Wurzeln gebettet sind, aber auch aus der Höhe, zu der seine Krone aufsteigt, dem Lichte entgegen. Ohne den transcendenten Zug wäre die Kunst nicht über das Handwerk einerseits und das Spiel anderseits hinausgekommen; denn was dem Gestalten und Darstellen Schwung und Ernst zugleich gegeben hat, ist die Religion, welche antrieb, vom Wohnhause zum Tempel, vom Liede zum Hymnus, vom Tanz zur Prozession fortzuschreiten. An der Aufgabe die hl. Kunde festzuhalten hat sich die Litteratur und die Wissenschaft heraufgearbeitet; was ihr und der Kunst einen höheren, edleren Charakter verleiht, als ihn die Industrie besitzt, ist der Umstand, daß sie einer selbstlosen Pflege fähig sind, bei der das Bedürfniß schweigt und

die Hingebung des Geistes an von ihm selbst gestellte Aufgaben das Bestimmende ist; Selbstlosigkeit und Hingebung aber entstammen dem transcendenten Zug der Menschennatur, sie kann der Daseinskampf nicht lehren, von dessen Standpunkt aus sie vielmehr ohne Sinn und thöricht erscheinen müssen.

„Alle Kultur bedarf ferner der Tradition, alle Tradition aber erhält ihre Weihe und ihre Festigkeit durch die Ueberlieferung eines geheiligten Inhaltes. Was die Tradition für das Gebiet der Lebenserfüllung, das ist die Autorität für das Gebiet der Lebensordnung; alle Autorität aber bedarf eines letzten Stützpunktes, eines Grundes, aus welchem in letzter Linie alle Verbindlichkeit fließt; dieser kann nicht wieder in menschlichen Verhältnissen liegen, welche selbst wieder der Stützung und Bewurzelung bedürfen, sondern muß einer anderen Ordnung angehören. Nur eine höhere Ordnung, welche zugleich den Menschen im Innersten anfaßt, kann seine Gesinnung binden, während alle menschliche Autorität immer nur im Aeußeren haften bleibt, und gar nicht das Recht hat, das Innere nach sich zu bestimmen, wenn sie nicht Lehen trägt von Einem, der Befugniß hat.

„Das Uebertriebene und der innere Widerspruch des modernen Kulturbegriffes ist nicht eben schwer zu erkennen; schwerer ist es, die Nichtigkeit der von manchen Wohldenkenden gehegten Hoffnung einzusehen, derselbe werde sich von selbst im Fortgang der Entwicklung berichtigen. Nicht so; um das Gelöste neu zu knüpfen, das Verschobene zurechtzurücken, ist es nöthig den Standpunkt der Betrachtung, der Berichtigung außerhalb des modernen Wesens zu nehmen und dieser archimedische Punkt ist nirgends anders zu suchen als in der Segensmacht, welche schon einmal eine aus den Fugen gehende Welt, die antike, erneuert hat, im Christenthum.

„Am weisesten hat die ältere christliche Anschauung und Sitte das Verhältniß der Bildungsarbeit zu den höheren Ordnungen bestimmt. Wenn unsere Altvordern dabei nur mit einem beschränkten Kreise von Kulturwerthen gearbeitet haben, so ist nach dieser Richtung ein Hinausgehen über sie nothwendig, aber es ist nicht gerechtfertigt, die festen Grundlagen zu verlassen, welche ihre Weisheit gelegt hat. Da dies aber geschehen ist, so ist Rückkehr dazu geboten, nicht vermöge einer starrsinnigen Reaktion oder kurzsichtigen Restauration, sondern geleitet von dem Geiste, welchen das Pfingstlied anruft, das Unlautere zu reinigen, das Verdorrte zu feuchten, das Wunde zu heilen, das Harte zu beugen, das Starre zu erweichen und was vom Pfade wich, zurückzuführen."

Ausblick.

> Und es erhob sich ein großer Streit: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt mit sammt seinen Engeln! Geh. Offenbarung 12, 7.

Ist eine solche christliche Staats- und Gesellschaftserneuerung, wie O. Willmann, wie Papst Leo XIII. und Bischof Ketteler sie verkünden, überhaupt möglich? Eine solche Frage scheint eine Versündigung zu sein gegen den hl. Geist und gegen die Kirche, der er verheißen ist; denn die Kraft der göttlichen Wahrheit ist dieselbe heute wie vor 18 hundert Jahren und in alle Zukunft. Ganz recht, das Christenthum hat seine befreiende und erlösende Kraft nicht eingebüßt, aber es ist mit ihm und den Völkern, wie mit der Seele und dem Einzelwesen. Christenthum und Seele sind von Gott und unsterblich, aber um in die Wirksamkeit zu treten, bedürfen sie einer Unterlage, eines Körpers, und dieser kann altern, welken, sterben. Das Christenthum stirbt den Völkern nicht ab, aber ganze Völker können ihm absterben. Seine schönsten und herrlichsten Früchte trug es in unverdorbenen, jugendfrischen Naturvölkern; in greisenhaften, durch Zweifelsucht zerfressenen, durch Ueberkultur überreizten Volkskörpern, wie im ost- und weströmischen Reich, mühte es sich vergebens, die Gesellschaft als solche zu retten, es mußte sich begnügen, dem Einzelnen das Heil zu bringen. Obige Frage ist also zu allgemein, sie müßte spezieller lauten: Sind unsere modernen Kulturvölker einer Regeneration durch das Christenthum noch fähig? und diese Frage wage ich nicht ohne Weiteres zu bejahen. Unsere Kultur kann dem Untergang geweiht sein. Der äußere Glanz darf darüber nicht hinwegtäuschen, Bäume, wie Völker sterben von innen

aus ab, und als die römische Kultur innerlich bereits hohl und morsch geworden, da entfaltete sie äußerlich ihre größte Pracht und Herrlichkeit, da erhoben sich in den Städten die großartigsten Monumentalbauten, und über das ganze Reich erstreckten sich jene staunenswerthen Heeres- und Verkehrsstraßen, die als Denkmale einer untergegangenen Kultur in die Gegenwart hineinreichen.

So kann es auch heute wieder kommen, und gerade jenes Volk, das bis vor einem Vierteljahrhundert noch als eigentlicher Träger der modernen Civilisation galt und mit Stolz sich selber pries als die große Nation, scheint in rasch vorwärtsschreitender physischer und psychischer Degeneration begriffen zu sein. Wir haben es mit den Waffen besiegt, aber seine falsche Kultur und Bildung nicht überwunden, sondern vielfach adoptiert; das ist die Gefahr! Manigfache Zeichen scheinen darauf hin zu deuten, daß der Charakter des deutschen Volkes, wenigstens soweit es sich in Presse und Parlament äußert, nicht überall mehr der ist, wie er früher gepriesen wurde.

Wie schmähte die liberale Presse den Theil des hannöverischen Volkes, der nach der Niederlage seines unglücklichen Königs sich nicht freudejauchzend dem Sieger in die Arme warf? Wie verhöhnte und verdächtigte sie Windthorst, weil er, ohne die Pflicht gegen die neue staatliche Ordnung zu verletzen, doch auch des Eides nicht vergessen konnte, den er seinem Könige einst geleistet! Sind das auch die Deutschen, welche die Treue gegen den Waffengefährten so hoch schätzten, daß sie, die damit verknüpfte Auflehnung gegen den Kaiser übersehend und verzeihend, Jahrhunderte hindurch im Lied verherrlichten den Herzog Ernst von Schwaben?

Wahrhaft tragisch ist der Abfall unseres Volkes von seinem Recht. Die Achtung vor der Person und ihrem Recht ging im Mittelalter so weit, daß jeder Deutsche nur nach seinem heimathlichen Recht beurtheilt werden durfte. Der Mainzer in Lübeck berief sich auf sein Mainzer Recht und mußte nach diesem gerichtet werden. Jetzt verwirrt man mit dem Grundsatz „Unkenntniß schützt vor Strafe nicht" den einfachen Rechtssinn des Volkes und schafft ein Privileg für professionsmäßige Gesetzesfabrikation und rechtliche Bevormundung und Hilflosigkeit.

Auch hier offenbart sich wieder der wahrhaft volksthümliche und ächt deutsche Grundzug der Katholiken, denn das ist's was sie fordern, leben zu dürfen und gerichtet zu werden nach katholischer

Lehre und katholischem Recht und nicht nach einer mechanisch zugeschnittenen Staatsrechtsschablone oder nach protestantischer Lehre. Und so fremd ist der Deutsche seiner eigenen Geschichte und Überlieferung geworden, daß ihm dies Verlangen als Vaterlandsverrath und Reichsfeindschaft erscheint!

Unsere Vorfahren zahlten keine Steuern, sie kannten nur persönliche Leistungen; auch hier hat sich eine große Veränderung vollzogen, die über das bloße Anpassen an veränderte Verhältnisse hinausgeht. Immer mehr sucht man sich persönlicher Leistungen Gemeinde und Staat gegenüber zu entledigen und durch Geld abzulösen, an Stelle der freiwilligen Feuerwehr tritt die Berufsfeuerwehr, an Stelle des Bürgermeisters der besoldete Jurist, keine Leistung ohne Diäten. Die Person wird ersetzt durch das Metall, das gestaltet die Regierungsgewalt unabhängiger, ist aber nicht deutsch sondern jüdisch; nur in einem Punkt, in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ist eine gesunde Reaktion erfolgt.

Am einschneidendsten ist die Veränderung in den sittlichen Anschauungen. „Nunquam liberorum finire flagitium habetur, schreibt Tacitus, zugleich den Verfall der römischen Kultur kennzeichnend, von unseren Vorfahren, neque corrumpere ac corrumpi saeculum vocatur." Und nun vergleiche man damit die Feuilletons und Inseratentheile unserer Presse! Welch ein Abfall von der Sittlichkeit unserer heidnischen Altvorderen enthüllt sich da! Das ist die Einimpfung französischer Entartung und Sittenverderbniß in unsern Volkskörper.

Auch im römischen Kaiserreich versuchten thatkräftige Imperatoren eine ernste Erneuerung und sociale Reform der Gesellschaft; sie scheiterten an der sittlichen Entnervung derselben. Vielleicht ist es in Deutschland, und wir hoffen es, noch nicht zu spät. Was sich mit lautem Geschrei gerne als öffentliche Meinung giebt, deckt sich durchaus noch nicht mit dem Fühlen und Denken des Volkes, dasselbe hängt mit tausend Fäden noch an seiner christlichen Religion, der die fern stehen, welche die öffentliche Meinung machen. Noch schlummern in der Tiefe der Volksseele große sittliche Kräfte: man muß sie wachrufen, ihnen Raum zur Bethätigung geben, man darf sich nicht fürchten vor dem Geist des Christenthums, sonst dürfte ein vorurtheilsfreier Geschichtschreiber alle die gegenwärtigen

Anläufe und Ansätze zur Reform, all das Ringen nach Organisation mit den Worten charakterisieren:

„Da rufen sie den Geist an in der Noth, und grant ihnen gleich, wenn er sich zeigt."

Was wird geschehen, wenn eine christliche Socialreform nicht durchdringt? Dann stehen wir vor zwei Möglichkeiten: vor einer revolutionären Anarchie oder vor einer socialistischen Despotie.

Die parlamentarische Socialdemokratie ist mit Ausnahme des Jahres 1879 noch bei jeder Reichstagswahl an Zahl der Vertreter bedeutend, bedeutender noch an Zahl der Stimmen gewachsen. Sie hat große Minoritäten, die rasch zu Majoritäten werden können. Die fortschreitende Zerreibung des Mittelstandes wird sie mächtig fördern, und die heranreifende Jugend sie vermehren, sie hat die Hoffnung der Zukunft. Aber im Momente des Sieges, wird sie sich dessen nicht erfreuen können. Die socialistische Parteileitung hat aus der alten, ja aus der mittelalterlichen Gesellschaft Etwas herübergenommen, dem sie bis jetzt alle Erfolge, einst aber auch den Untergang verdanken wird: die berufliche Organisation, die Fachvereine! Die modernste aller Parteien ist am mittelalterlichsten organisiert: ihr Programm kennt nur Staat und Individuen, und zur Durchführung des Programms schuf sie organische Verbände; das ist ein innerer Widerspruch, aber auch das Geheimniß ihres Erfolges, sie schuf dem pulverisierten Arbeiterstand eine berufliche Organisation, hierin durch und durch reaktionär.

Heute benutzt die Parteileitung diese Verbände wesentlich als Agitations- und Wahlvereine, einst aber werden die Fachvereine sich fühlen als das, was sie ihrer Natur und dem Namen nach sind, als Berufs- und Interessenvereine und sie werden der centralistischen Parteileitung gegenüber, sobald diese zur einflußreichen Staatsleitung wird, ihre auseinandergehenden partikularistischen Interessen geltend machen. Die größte Gefahr für den socialdemokratischen Parlamentarismus sind die socialdemokratischen Fach- und Kassenvereine. Diese Körperschaften, welche der Parteileitung zum Siege verhelfen, werden ihre Antheile an der Beute verlangen, und die centrale Leitung wird nicht im Stande sein, die festgefügte, eisengeschmiedete Organisation, die sie den Fachverbänden gab, rechtzeitig zu zertrümmern. Es wird ein wildentfachter Kampf der widerstrebenden

beruflichen und lokalen Interessen entstehen, und hierin liegt die Gefahr revolutionärer Anarchie.

Es ist nicht die einzige Gefahr; die Socialdemokratie erhofft das friedliche Hineinwachsen der bestehenden Gesellschaft in den socialistischen Staat nicht ohne Aussicht auf Erfolg, denn die Gegner der Socialdemokratie sind nicht einig, weil sie Gegner sind in verschiedenen Graden und aus verschiedenen Gründen. Das liberale Bürgerthum sieht sich durch die Socialdemokratie in der Ruhe seines Genusses bedroht; seiner Weltanschauung nach steht es derselben nicht fern; beider Ideal ist der irdische Lebensgenuß, „das volle Ausleben", aber es theilt nicht gern mit dem Proletariat, es möchte daher die Socialdemokratie als unliebsamen Störenfried beseitigt wissen. Aber wenn sie sich nicht beseitigen läßt? Dann wird die Bourgeoisie den Frieden nicht erkämpfen, sondern erkaufen; der gewitzigtere Theil derselben, das Judenthum, hat ihn bereits erkauft. Nur die gläubigen Elemente des Protestantismus und Katholicismus stehen der Socialdemokratie wesensfeindlich gegenüber; beide wissen das und handeln darnach.

Auch die Regierungsgewalt bekämpft die Socialdemokratie, vielleicht nur deshalb, weil sie das Wesen des socialdemokratischen Staates nicht recht erfaßt hat. Man nimmt gewöhnlich an, unsere Regierungen seien durch den Constitutionalismus bedeutend in ihrer Macht beschränkt — ein Irrthum! Die preußischen Könige verfügen heute über mehr Machtfülle wie die französischen Könige vor der Revolution. Letztere konnten nicht einmal alle Offiziersstellen selbstständig besetzen über welches Heer von Beamten erstreckt sich dagegen heute der Einfluß der Regierungen, welche Machtmittel stehen ihnen zu Gebote in Post, Eisenbahn und Telegraph, welcher Einfluß durch die Presse!

Die faktische Macht, welche die modernen Regierungen durch die Verstaatlichung des Verkehrs-, Unterrichts- und Militärwesens erlangt haben, ist unendlich mehr gestiegen, als sie durch Constitution und Parlament beschränkt wird. Denn diese Beschränkung ist nur eine scheinbare; eine Regierung, die sich ihrer Machtmittel bewußt ist und sie zu gebrauchen den Muth hat, wird diese sogar benützen ihren Willen durchzusetzen und hat dabei noch den Vortheil, es im Namen des Volkswillens thun zu können. Das Beispiel der preußischen Regierung beweist es: sie brachte noch nach jeder

Reichstagsauflösung ihre Vorlagen durch, selbst 1893, wo sie bei den Wahlen anerkanntermaßen sich sehr loyal verhielt, und auch 1887 waren noch lange nicht alle Machtmittel angewandt; eine energische Regierung kann, wenn sie will, den ganzen Verkehr sistieren; stets fand die preußische Regierung eine Mehrheit für ihre jedesmalige Politik und wie widersprechend war sie oft: Culturkampf, Friedenspolitik, Freihandel, Schutzzoll!

Diese Machtmittel würden nun im socialdemokratischen Staat durch Verstaatlichung aller Erwerbszweige ins Unendliche gesteigert. Hierin liegt eine große Lockung für eine thatkräftige Regierung. Wie wenn einmal eine solche, wie die preußische, vor die Alternative gestellt, sich mit der Socialdemokratie abzufinden, entweder gewaltsam oder friedlich, zu ihr sagte: Zeigt her euer Programm!

„Auf wirthschaftlichem Gebiet den Socialismus!" Gut, wir acceptieren es, wir werden successiv allen Privatbesitz in Staatseigenthum überführen — liegt ohnehin in der Linie unserer Entwickelung.

„Auf religiösem Gebiet den Atheismus." Wir modificieren es, wir sagen den Deismus, den Staatsdeismus, der Staat ist Gott, ausgestattet mit allen Attributen des Transcendenten, er ist allweise, allgütig, allgerecht. Wir acceptieren die Modifikation, werden die Socialdemokraten sagen, wir meinten es ohnehin so.

„Auf politischem Gebiet die Republik." Keinen Streit um Worte, werden die Socialdemokraten höflich entgegenkommend erläutern, wir negierten nur das alte Königthum von Gottes Gnaden, nicht das socialistisch umgestaltete.

Dies die Grundlinien, in denen vielleicht eine künftige Entwickelung sich vollzieht. Die Möglichkeit eines Compromisses zwischen Regierung und Socialdemokratie scheint zur Zeit völlig ausgeschlossen, der Gedanke daran wie Thorheit und wir möchten schwache Seelen ausdrücklich bitten, vorstehende Zeilen als solche zu bezeichnen, obschon es an Analogien aus der Geschichte nicht fehlt. Haben nicht Fürsten ihre Throne zu retten versucht durch Bündnisse mit der Revolution, geistliche Kurfürsten durch Eingehen auf die Aufklärung? Der socialistische Staat bedarf einer einheitlichen Spitze mehr wie jeder andere, dem Königthum erwächst aus der Verstaatlichung des Besitzes ungeheuere Macht, die Schließung eines Compromisses liegt nahe. Sein Resultat wäre die cäsarische Socialdespotie, sie wäre verhängnißvoller wie die Revolution, denn aus letzterer kann eine Gesundung, eine

Volkserneuerung hervorgehen, während die socialistische Despotie zur Erstarrung aller Kultur führen wurde. Die Langweile und Ideenlosigkeit eines großen Theiles unserer Bureaukratie würde sich dem ganzen Volke mittheilen. Eine so große geistige Bewegung, wie die Socialdemokratie doch eine ist, wäre in solch socialistischem Staate selbst undenkbar.

Die Gefahr ist gekennzeichnet, nicht um zu entmuthigen, sondern um zu ermuntern und anzuspornen im Kampf für die geistigen und materiellen Güter unseres Volkes.

Zwei der socialistischen Schriften Kettelers führen den Titel „Arbeiterfrage". Das Wort ist in der jetzigen Litteratur zurückgetreten; man spricht nicht mehr von der Arbeiterfrage, sondern von „der socialen Frage". In dem Wechsel der zwei Worte liegt die Geschichte einer geistigen Entwickelung: die Standesfrage hat sich erweitert zur Gesellschaftsfrage. Ketteler sah diese Entfaltung voraus und kennzeichnete die Arbeiterfage als einen Theil der socialen Frage der Zukunft; er gab auch an, wie diese große Gesellschaftsfrage heiße: Christenthum oder Atheismus.

Der wissenschaftliche Socialismus hat diese Formulierung adoptiert: Christenthum oder Atheismus! Entweder will man letzteren und dann muß man die Gesellschaft auf dieser Grundlage einrichten und dann tritt die Socialdemokratie in Recht, oder man wählt ersteres, dann muß man es auch erfassen, voll und ganz! Auch der Liberalismus hat eine Formel, die auf dasselbe hinausläuft: Fortschritt oder Reaktion. Ganz recht! Entweder vorwärts zum Socialismus oder rückwärts zum Christenthum; was dazwischen schwankt und vermitteln will, wird zerrieben.

Eine Thatsache aber ist außerordentlich beachtenswerth. Indem der Socialismus Gott leugnet, wird er doch den Gottesbegriff nicht los, er überträgt ihn auf die menschliche Gesellschaft; er schafft sofort einen neuen Gott, Liebknecht hat ihn neulich im Reichstag feierlich proklamirt: „der neue Gott ist der Socialismus."

Das ist das socialistische Dogma: der übernatürliche persönliche Gott wird ersetzt durch den natürlichen gesellschaftlichen.

Nach dem Christenthum wurde Gott Mensch in der Person Christi, nach dem Socialismus wird die Menschheit Gott im Zu-

kunftsſtaat. Das iſt das Geheimniß der Unverſöhnlichkeit zwiſchen Chriſtenthum und Socialismus. Es iſt in neuer Form der alte Kampf: „Und es erhob ſich ein großer Streit im Himmel: Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache ſtritt mit ſammt ſeinen Engeln, aber ſie ſiegten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel", und die Macht des Socialismus prophetiſch geſchildert: „Und ſie beteten den Drachen an, der die Macht dem Thiere gab, und beteten das Thier an und ſprachen: Wer iſt dem Thiere gleich und wer kann mit ihm ſtreiten? Und es ward ihm ein Mund gegeben, um große Dinge und Läſterungen auszuſprechen. Und es that ſeinen Mund auf zur Läſterung gegen Gott, zu läſtern ſeinen Namen und ſeine Hütte und die Bewohner des Himmels. Und es ward ihm Macht gegeben über alle Stämme und Völker und Sprachen und Nationen. Und alle Bewohner der Erde beteten es an, deren Namen nicht geſchrieben ſind im Lebensbuche des Lammes."

Auch dies ſah Ketteler kommen: „Auf den Verſuch des einzelnen Menſchen, ſich über Gott zu erheben, folgt mit einer gewiſſen relativen Nothwendigkeit der Verſuch, die Menſchheit, das Menſchthum, den Menſchen in ſeiner Geſammtheit über Gott zu erheben; der Selbſtvergötterung des einzelnen Menſchen folgt die Selbſtvergötterung des Menſchenthums. Nach ſo vielen Anzeichen der Zeit können wir wohl annehmen, daß wir in dieſer Entwickelung begriffen ſind; ja, daß dieſes der tiefſte Grund vieler Erſcheinungen der Gegenwart iſt. Dieſes Wort der hl. Schrift — Ihr werdet Gott gleich werden — erklärt uns daher nicht nur die Geſchichte der Menſchen in den abgelaufenen Jahrtauſenden, ſondern auch in unſeren Tagen in ganz überraſchender Weiſe. Für dieſen Verſuch aber, die Menſchheit als ſolche zu vergöttern, iſt keine andere Form zu finden, als die des Staates — und zahlloſe Richtungen der Zeit laufen, wie viele kleine Bäche, in dieſen Einen Strom zuſammen: der Gott-Staat, der Staat ohne Gott, der Staat als die Darſtellung des reinen Menſchenthums und als die höchſte Verwirklichung und Verherrlichung desſelben — das iſt das Weſen des modernen Staates."[1]) Das iſt das Weſen des Socialismus: gottgewordene Geſellſchaft, allweiſe, allgütig, allvorſehend und allgerecht. Dieſes neue Dogma verlangt Glauben und Opfer mehr wie das

[1]) Deutſchland nach dem Kriege von 1866. S. 206. ff.

Chriſtenthum und verheißt Seligkeit hier auf Erden — ein innerer Widerſpruch, und viele ſind's, die ihm anhangen. .

Ein ſtolzes Banner führt dieſer Socialismus, es trägt die uralte Inſchrift: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum! Wir kennen ſie, es iſt die Verheißung — der Schlange! Und ihr gegenüber ſteht das Wort: Quis ut Deus? Wer iſt wie Gott? und die Verheißung Chriſti:

Et portae inferi non praevalebunt.

Joseph II. als Kirchenreformator.

Von

Sebastian Brunner.

1. Warum Joseph II. sich am liebsten mit der Kirchen-Reformation beschäftigt hat. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus der Charakterbildung des Kaisers, aus seinen im höchsten Grade eigensinnigen und absolutistischen Anlagen. Nun sind die kirchlichen Personen und Zustände zur Zeit seines Regierungsantrittes durch das Einwirken des Geheimbunds zu seinen geplanten Eingriffen in das Kirchenregiment schon vollkommen vorbereitet gewesen; auf diesem Gebiete hatte er am wenigsten Hindernisse zu befürchten.

Zu Bischöfen wurden in den letzten Decennien der Regierung M. Theresias auf Einrathen der Minister nur Persönlichkeiten ernannt, die entweder ihrem Geist oder ihrem Charakter nach erwarten ließen, daß sie sich den gewaltthätigen Maßregeln des Kaisers nicht entgegen setzen würden. Für den Sturm gegen Klöster und geistliche Genossenschaften war die Stimmung von Seite der protestantischen und Freimaurer-Literatur vom Auslande her schon vorbereitet; und gleich beim Regierungsantritte Joseph II. ist eine Schimpf-, Schmäh-, Lügen- und Verläumdungsliteratur wie aus der Erde herausgewachsen. Die Maurer rühmten sich am Ende selber, daß sie es waren, die durch ihre Literatur dem Kaiser zu seinen Reformen die Wege geebnet haben.

2. Cardinal Herzan, Vertreter Oesterreichs in Rom, sein bedauerliches Wirken. Schon während der Regierung M. Theresias war Herzan 1770 Uditore della Rota Romana, bis 1775 Geschäftsträger in geistlichen Angelegenheiten. 1780 wurde er Cardinal und Gesandter am päpstlichen Hofe, hier blieb er bis zu seiner Flucht 1799 — und war thätig bei der Wahl Pius VII. zu Venedig. Es existiren 25 Fascikel seiner Berichte an Kaunitz und Thugut. Wir haben sie alle durchgelesen und das historische Korn aus der Strohmasse von Angelegenheiten, die nur den Stadt-

klatsch und die Tagesinteressen berühren, herausgesucht und in einer eigenen Schrift herausgegeben.[1]) Aus diesen Tausenden von Berichten Herzans wird ersichtlich, wie an vielen Gewaltthätigkeiten, die man dem Kaiser allein in die Schuhe geschoben, gerade Persönlichkeiten des mächtigen Clerus eine große Schuld tragen, theils durch Handlangerdienste und anderes thätiges Mithelfen bei der Vergewaltigung, theils durch Connivenz und Menschenfurcht, die vor allem ihr eigenes Wohlsein zu wahren sucht, und sich scheut, der Kirche mit Aufopferung persönlicher Interessen dienstbar zu sein. Daß nur diese Persönlichkeiten zu Macht und Einfluß kamen, ist auch wieder nicht der Kirche als solcher zuzuschreiben, sondern dem Hineinregieren in dieselbe und zwar in der schädlichsten Art: durch Ernennungen füg- und biegsamer Persönlichkeiten für Machtstellungen in der Kirche.

Herzan konnte dem argwöhnischen Kaiser (der bisweilen die Furcht durchmerken ließ, als ob sein Gesandter doch auch seiner Verpflichtungen als Cardinal bei den Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst eingedenk sein könnte) nicht oft genug schriftlich versichern, „daß bei ihm (Herzan) der Dienst des Hofes das erste sei, dem jede andere Rücksicht weichen müsse." In diesem Sinne wandte er alle möglichen Machinationen an, um die beabsichtigte Reise Pius VI. nach Wien in Rom zu hintertreiben, und als ihm dies nicht gelungen war, suchte er die eventuellen Vorstellungen des Papstes an den Kaiser auszuforschen, um den Kaiser und Kaunitz auf dieselben vorzubereiten. Er selber begibt sich nach Wien, um während des Aufenthaltes Pius VI. dort wirken zu können. In seiner Servilität gegenüber dem Kaiser hatte er sich schon so sehr erniedrigt, daß er jeden Funken von Ehrenhaftigkeit glücklich unterdrücken konnte. Aus hunderten von Beispielen nur eines. Während der Rückreise des Papstes nach Rom traf Herzan in Brixen mit Pius VI. zusammen und benützte diese schöne Gelegenheit, ihn unter allerlei schmeichelhaften Versicherungen und Vorwänden auszuspioniren, um dem Kaiser über das, was er herausgebracht, ein Referat zusenden zu können. Der längere, an Kaunitz von Roveredo adressirte Brief vom 11. Mai 1782 schließt mit folgendem sehr charakteristischen Coup: „Mehrere Ordensmänner haben

[1]) Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profan-Geschichte in Oesterreich 1770—1800 aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Von Sebastian Brunner. Wien 1868.

mich über ihr zukünftiges Schicksal befragt. Ich habe allen geantwortet, daß sie guten Muthes sein könnten, und für des Kaisers Erhaltung unabläßig bitten sollten. Diese Antwort, welche in der Wahrheit gegründet ist, sichert den Staat vor Verschleppung, welche sich bei den Jesuiten geäußert haben soll." Diese Worte deuten auf eine widerwärtige Verwirrung der Begriffe von Eigenthum und Diebstahl hin; denn sie behandeln die Eigenthümer als Diebe und sehen die Diebe für Eigenthümer an. Sie enthalten einen eclatanten Beleg, wie weit sich Herzan den Plänen des Kaisers zur Verfügung gestellt hat. In dieser Combination von Frage und Antwort mußten sich die bekümmerten Ordensmänner denken: wenn wir guten Muthes sein können und für des Kaisers Erhaltung anabläßig bitten sollen, so will das doch nicht besagen: wir werden aus unsern Conventen ausgetrieben und Hab und Gut unserer Klöster wird uns weggenommen und an Meistbietende verkauft werden. — Wenn Herzan einen Diplomaten der Pariser Revolutionsregirung 1793 über sein künftiges Schicksal in Rom gefragt hätte, und dieser Diplomat hätte ihm geantwortet: er solle guten Muthes sein und für die damalige französische Regierung unabläßig bitten, so hätte Herzan nach seiner eignen Diplomatie diese Worte dahin auslegen müssen: Sie werden von den Franzosen davongejagt, aber ich habe gute Gründe Ihnen dieses nicht zu sagen, denn wir Franzosen wollen uns Ihrer Mobilien und Ihres sonstigen Nachlasses bemächtigen und es wäre uns unlieb, wenn Sie uns früher etwas davon verschleppen würden.

3. Absolutistische Diöceseneintheilung und Bischofsernennungen. Nach dem Tode des Cardinalbischofs von Passau nahm Joseph II., ohne den Papst zu fragen, eine neue Diöceseneintheilung vor, gründete das Bisthum Linz, St. Pölten ꝛc. Cardinal Herzan sucht den Papst, der ob dieser Gewaltthaten sehr betroffen ist, zu trösten, er meint: der Kaiser habe nur die Besitznahme des Temporale im Plane gehabt, „welches Ihrer Majestät als Landesherrn unstreitg und allein zusteht." Auch über die neue Ehegesetzgebung beklagte sich der Papst und Herzan versicherte ihm darauf, Allerhöchst Ihrer Majestät Gegenstand hierbei wäre bloß der Civilcontrakt", vermochte es aber nicht, den Papst damit zu beruhigen.

Dem Kaiser war es darum zu thun die Ernennung der Bischöfe in der Lombardei, welche seither von den Päpsten vorgenom-

men wurde, als Privilegium für sich zu gewinnen. Auch da mußte wieder Herzan den diplomatischen Vermittler machen und er that es wie immer, indem er nach seiner eigenen confidentiellen Mittheilung an Kaunitz die Projecte des Kaisers dem Papste „auf die reizendste Art" vorzustellen wußte.

Am 6. August 1783 schreibt Herzan über das Project des Kaisers: „Graf Philipp Strasoldo, apostolischer Vikar von Aquileja, solle, weil er den Verordnungen des Kaisers in publico nicht gehorsam, auf Verlangen des Kaisers abgesetzt werden und der Papst solle diese Absetzung auf sich nehmen." So diplomatisch war nun Herzan schon, um einzusehen, daß er mit diesem im höchsten Grade den Papst verletzenden und sein Ansehen total untergrabenden Ansinnen in Rom nicht durchdringen werde, und machte seine Bedenken in einem sehr höflich gehaltenen Brief dem Kaunitz gegenüber geltend, dessen Tenor ist: man könne dem Papst nicht zumuthen, daß er jene selber bestrafe und absetze, welche ihm und seinen Gesetzen gehorchen wollen.

4. Joseph geht nach Rom, um seinen Willen durchzusetzen. — Herzan immer für den Kaiser gegen den Papst. Der Kaiser, der besonders in seinen kirchlichen Projecten nie nachgeben wollte, begab sich selbst nach Rom, überraschte den Papst und das Cardinalcollegium — und wußte in seiner Art und Weise dem Papst die Ernennung der lombardischen Bischöfe abzuringen. Ueber diesen Gegenstand, den Herzan nach Kräften zu fördern geholfen, schreibt derselbe am 4. Hornung 1784 dem Kaunitz (in zweiter Linie immer dem Kaiser, welchem Kaunitz die Depeschen aus Rom gleich nach Empfang mittheilen mußte) folgendes Lob für sein eifervolles Verhalten:

„Die freundschaftliche Beilegung der heikeligen Angelegenheit des Ernennungsrechts auf die Bisthümer und anderen geistlichen Pfründen ist das Werk Sr. Majestät des Kaisers, welches hier bei den einsichtigen und unparteiischen Männern und insbesondere von den fremden Ministern als der Scharfsinnigkeit des Geistes unseres Monarchen würdig angepriesen wird. Das wichtigste in dieser Sache, wie Euer Libden Ihrer gewöhnlichen Klugheit nach wohl erwägen, war freilich das Ernennungsrecht auf die Bisthümer, und diese ist es auch, warum ich diesen Vergleich sehnlichst gewünscht habe."

So sehen wir Herzan immer höchst wohldienerisch geschäftig,

wenn es gilt, dem Papst von seinen bisherigen Rechten etwas abzuzwacken, seinen Einfluß zu verringern oder zu beseitigen. Er rühmt sich noch seiner politischen Weisheit und sieht hoffnungs- und erwartungsvoll auf die gedeihlichen Früchte, welche der Absolutismus und die Herrschaft des Kaisers über die Kirche der Regierung einbringen werde. Am 6. März 1784 dankt Herzan dem Kaunitz für sein Lob, weil dieser einsieht, daß bezugs dieser nun dem Kaiser überlassenen Bischofs- und Dignitär-Ernennungen in der Lombardei die „diensteifervollen Bemühungen" Herzans nicht ohne Frucht waren und der Minister „Beifall verdient habe". — — —

5. Die kurzsichtige Politik des Kaisers, seines Ministers und seines Gesandten. Wir wollen hier nur aus einem Beispiele ersehen, was Herzan, Kaunitz und der Kaiser zusammen für kurzsichtige Tagespolitiker gewesen sind, die sich eines momentan errungenen Vortheils höchlich erfreuten, deren Augen aber über die Folgen ihrer Errungenschaft völlig geblendet gewesen sind.

Der Schreiber dieses ist im Frühjahre und Herbst 1858 (also eben vor dem Jahre 1859, in welchem die Lombardei für Oesterreich zum zweiten Male verloren ging) in Mailand gewesen. Gerade damals sagte uns ein sehr kenntnißreicher und Oesterreich wohlgesinnter Mann bezüglich dieser von Joseph durchgesetzten Bischofs-Ernennungen folgendes: „Der Papst hätte mit seinen Ernennungen gewiß Oesterreich mehr genützt, als Oesterreich sich selber genützt hat. Die Regierung war in der Regel zufrieden, für Bischofsitze Männer zu finden, die ihr ergeben waren; ob Clerus und Volk dieselben haben wollten und diesen Bischöfen zugethan sein könnten, darum kümmerte man sich wenig, oft sogar mit einer unklugen verletzenden Verachtung." So wurde der erzbischöfliche Stuhl in Mailand, das Patriarchat in Venedig mit Deutschen besetzt (Graf Gaysruk, Pyrker). Die Unzufriedenheit hierüber wirkte nachhaltig, und das Gerede währte auch noch fort, nachdem der eine (Pyrker) nach Erlau versetzt wurde und der andere (Gaysruk) gestorben war. Auch durch die Ernennung unbeliebter Italiener in Kirche und Staat hat sich die Regierung eine große Mißstimmung des Volkes zugezogen. Pyrker soll nach in Venedig gemachten Erfahrungen der Regierung in Wien selber den Rath gegeben haben, die Bisthümer im italienischen Sprachgebiete nicht mehr mit Deutschen zu besetzen.

6. Die Vergewaltigung des pflichttreuen Erzbischofs von Görz. Der Erzbischof von Görz, Graf Edling, war ein Mann der alten Schule, treu seinen Pflichten und den Anforderungen des Kaisers nicht fügsam. Er war ein Hinderniß und sollte entfernt werden. Herzan gab sich dazu her, durch allerhand Manöver das Zurücktreten Edlings von seinem Bisthum durchzusetzen.

Graf Edling mußte auf Befehl des Kaisers nach Rom gehen, um sich daselbst mit Herzan zur „freiwilligen" Resignation auf Görz bearbeiten zu lassen. Herzan that dies in gewohntem „Diensteifer" und führte für diese Resignation die lächerlichsten und unhaltbarsten Gründe an. Ein tragikomischer Grund, dessen sich Herzan im Berichte vom 17. Juli 1784 an Kaunitz noch rühmt, ist folgender: „Ich habe auch (dem Edling) die kanonische Ursache der Abneigung des Volkes angeführt, welches der Souverain vorstellt, daß ein Bischof ohne Schutz des Landesfürsten wenig Gutes wirken kann."

Merkwürdig ist, daß der Erzbischof Edling nicht resigniren wollte, weil er dem Volke als ein pflichttreuer und auch wohlthätiger Mann sehr beliebt gewesen ist. Nun belehrte ihn Herzan mit seiner diensteifrigen Logik, der Kaiser repräsentiere das eigentliche wahre Volk und weil dieses Volk dem Erzbischof abgeneigt sei, so liege hierin der Grund zu seiner Resignation!

Nach vielen Intriguen und Bearbeitung von Seite Herzans in Rom gab endlich der gute Mann nach und übereichte dem Papste die freiwillige Resignation, was Herzan mit vielem Jubel über sein diplomatisches Talent dem Kaunitz berichtete.

In einem Schreiben an Kaunitz nennt er die Sprache des päpstlichen Bullen „hochlautend". Er lobt die Hofcommission in Wien, weil diese im Interesse der landesherrlichen Gewalt der Bulle zu Leibe geht, bewundert den Kaiser im Briefe an Kaunitz (den der Kaiser selbstverständlich zu lesen bekommt). Er spioniert aus, ob das Kloster Alt-Sandez eine Geldsumme für die Kosten einer Heiligsprechung nach Rom gesandt, und giebt einen Rath, wie der Fiskus dieses Geld für sich heraus bekommen könnte.

7. Intriguen gegen den Erzbischof von Wien. Judenintermezzo. Joseph in einer demüthigenden Situation. Es werden Intriguen gegen den Erzbischof von Wien Graf Migazzi gesponnen — Herzan hilft mit. Der Nuntius Zonzadari wird durch die österreichische Regierung aus Brüssel aus-

gewiesen. Der Papst beklagt sich über diese unqualifizirbare Gewaltthat. Herzan wagt es dem Papst gegenüber diesen Act noch zu vertheidigen, bezeichnet aber dem Kaunitz im Vertrauen diese Ausweisung als einen Fehlgriff.

Die Judengesellschaft Schönfeld, Brigenthi und Bienenfeld, welche um einen Spottpreis sämmtliche Gold- und Silbergefäße der aufgehobenen Klöster in Oesterreich durch gute Freunde zu kaufen bekam, wurde zur Belohnung für ihr aufopferndes Wirken von Kaunitz dem Papste anempfohlen zur Erlaubniß des Ankaufes von Hafer, Korn und Weizen im Kirchenstaate — — um den Beweis zu liefern, daß für die Juden der Weizen auch im Kirchenstaat blühe!

Der Kaiser bittet den Papst, er möge an die Bischöfe in den Niederlanden schreiben und selbe wieder für ihn umstimmen, aber dieses Schreiben des Kaisers an den Papst soll geheim bleiben. Selbst der früher schandvoll in Brüssel ausgewiesene Nuntius Zonzadari wurde nun bittlich von Oesterreich angegangen zur Calmirung der Niederlande mitzuwirken. Das ist wohl eine der bittersten Demüthigungen für den Kaiser und das Kabinet Kaunitz und für Herzan gewesen. Pius VI. sendet wirklich das von Oesterreich erbetene Breve an den Cardinal Frankenberg, Erzbischof von Mecheln — aber es kommt zu spät, die Niederlande waren verloren.

8. Herzan hält eine jemalige Veröffentlichung seiner Berichte für rein unmöglich. Herzan, von Leopold II. und Pius VI. in seiner Stellung bestätigt, blieb in Rom, bis die Franzosen einrückten. Wir haben hier nur zur Characteristik der Verhältnisse zwischen Joseph II. und dem Papst einen Minimalauszug aus den von uns veröffentlichten Regesten gebracht. Wie Cardinal Herzan sicher nie daran gedacht hat, daß sein von ihm selber in den Akten deponirtes Wirken in Rom der Oeffentlichkeit könnte überliefert werden, ist aus folgenden Worten eines Briefes an das Ministerium in Wien (14. November 1792) ersichtlich:

„Da das Archiv der hiesigen Legation sich in dem Toskanischen Pallast befindet, so scheint es mir in Sicherheit zu sein; dennoch werde ich die 36 Folianten, welche die Depeschen meines Ministeriums enthalten und nach der Veränderung der Zeiten vielleicht allein meinem Nachfolger dienen könnten, wie auch das auf die Conclave Bezügliche absondern und in einem noch sicherern Orte verwahren."

Aus diesem Berichte geht hervor: 1. daß Herzan von dem Gedanken, es könnte von der Römischen Kurie ein Einblick in seine Correspondenz genommen werden, nicht sehr erbaut war; und 2. daß er meinte, nur allein sein Nachfolger könne von seiner Correspondenz Gebrauch machen; und 3. daß er sich von einer jemaligen Publikation seiner Berichte nichts träumen ließ; denn hätte er auch nur an die Möglichkeit gedacht, daß alle jene unerbaulichen Finessen, mit denen er dem Kaiser und Kaunitz gegenüber geradezu zu prahlen suchte, je veröffentlicht würden, so würde er — wenn er auch seine Handlungsweise beibehalten hätte, doch in seinen Berichten manchen Passus vermieden haben. Beim Conclave in Venedig (1800), aus welchem Pius VII. hervorging, spielte Herzan eine wahrhaft klägliche Rolle. Wir haben seine Intriguen und die eklatante Niederlage seiner Diplomatie in „die theologische Dienerschaft" S. 299—314 beschrieben und beigefügt: „So endete damals die Politik des Ministers Herzan und Comp. Es war eben eine Politik, die sich mit ihren Finessen von einem Tag auf den andern das Leben fristet, die sich kindisch über momentan errungene Vortheile freut und auch keine anderen anzustreben weiß, die keinen Blick in die Zukunft hat und der es an allem Verständniß für die Faktoren mangelt, welche die Geschichte construiren." — — —

9. Herzan als Bischof. Herzan wurde 1800 Bischof von Steinamanger in Ungarn und starb am 1. Juli 1804 während seines Aufenthaltes in Venedig. Die historische Gerechtigkeit erfordert, dem Streben dieses Mannes (der als Diplomat eine bedenkliche Wirksamkeit sich zu Schulden kommen ließ) als Bischof während der kurzen Dauer seines Episcopats alle Anerkennung zu zollen. Er predigte und katechisirte selbst bei kanonischen Visitationen; wenn nach einer Visitation der frugale Tisch beendet war, fragte er, ob keine Kranken am Orte seien, die er dann zu besuchen pflegte. Ein alter Mann, der an der Wassersucht darniederlag, rief bei einem solchen Besuche, nachdem er den Segen empfangen: „Nun, o Herr, laße deinen Diener in Frieden dahingehen." Einmal begegnete er einem Priester, der eben die letzte Wegzehrung zu einem Kranken trug. Er schloß sich dem Zuge an, ging den beschwerlichen Weg mit bis in die Stube des armen Mannes, kniete dort nieder und empfing den Segen mit dem Allerheiligsten, begab sich dann während der Beichte mit anderen Anwesenden in die armselige Küche, um hier zu warten,

bis die Beicht vorüber war. Hier sagte er zu den anwesenden Leuten: „Meine Kinder, unser lieber Mitbruder liegt schwer krank darnieder, er hat einen entscheidenden Weg vor sich, bitten wir nun Gott den Allmächtigen, daß er ihm mit seiner Gnade beistehe.“ Er kniete sich dann mit den Leuten in der Küche nieder und betete mit ihnen. Nachdem der Kranke die Beicht vollendet, ging der Cardinal mit den Leuten wieder in die Stube und wohnte knieend der Spendung des Altarsakraments und letzten Oelung bei, danach ging er zum Bette des Kranken, richtete an ihn die liebevollsten Worte des Trostes, ermahnte ihn, sich in den heiligen Willen Gottes zu ergeben, und verließ ihn, nachdem er den Armen mit reichlichem Almosen beschenkt hatte. Aehnliche Züge wurden nach seinem Tode viele erzählt. Dieses sein Wirken als Bischof gleicht einem versöhnenden Regenbogen, der nach dem Vorübergehen seines trüben kirchenpolitischen Gebahrens am Horizont seines Lebens sichtbar ward.

10. Vorgänger Herzans mit ähnlicher Gesinnung. Zu einiger Entlastung Herzans ist zu bemerken, daß dieser in seiner Stellung als Vertreter Oesterreichs in Rom schon einen ihm ähnlich gesinnten Vorgänger gehabt. Als Initial des Foliobandes österreichischer Kirchenvergewaltigung figurirt Graf Thun, Bischof von Gurk, der als Vertreter Oesterreichs in Rom in seiner Stellung eine besondere, aus persönlichen Rücksichten hervorgegangene Feindseligkeit gegen den römischen Hof schon 1744 entwickelte, indem er auf gehäßige Maßregeln gegen Rom in Wien eingerathen. Dieser Thun betrieb die sehr unglücklich ausgefallene Eroberung Neapels durch den Feldmarschall Fürsten Lobkowitz und wohnte selbst dem Kriegsrathe bei. Lobkowitz brachte dem Papst in Rom mit dem gesammten Offizierskorps die Huldigung zur Freude der Römer dar, um den Beweis zu liefern, daß Oesterreich mit dem Papst nicht in offener Feindschaft stehe — denn der Botschafter Thun wurde wegen seiner Gehäßigkeit beim Papste gar nicht mehr vorgelassen. So finden wir auch hier wieder als Beginn der Feindseligkeiten einen theologischen Staatsdiener der sich mit Politik und Krieg befaßte, in beiden nicht glücklich war und besser gethan hätte, wenn er entweder zu Hause geblieben und seine Diöcese gewissenhaft verwaltet, oder in Rom wenigstens nicht vergessen haben würde, wie er sich hätte als katholischer Bischof dem Primat gegenüber benehmen sollen.

Aus den bisherigen Thatsachen haben wir zum Theile gesehen, daß der Boden für das Eingreifen in das Kirchenregiment durch Joseph schon vor ihm gelegt worden ist.

Der Weihbischof in Trier Hontheim (Febronius) hatte dem separatistischen Streben seiner Zeit eine formelle kanonische Unterlage gegeben, welche von den Aufklärern in Oesterreich gehörig benutzt wurde. Rautenstrauch, Abt des Benediktinerstiftes Brzewnow in Böhmen, später k. k. Hofrath und Referent über theologische Studien, fertigte ein Lehrbuch des Kirchenrechts im Sinne des Febronius an, welches mit den verquickten und verzwickten Staats- und Rechtsanschauungen der ganzen Periode harmoniren sollte; aus der Kirche wollte man eine Art polizeiliche Anstalt zum Dienste des höchsten Staatszweckes machen. Ein ähnliches Kirchenrecht, ein wenig gemildert, wurde vom Professor Riegger 1776 in 4 Bänden herausgegeben. Die höchste Leistung in diesem Sinne ist das 1784 erschienene Lehrbuch von Pehem, zwangsweise eingeführt in allen k. k. österreichischen Staaten.

11. Die Bischöfe Ungarns gewissenhaft gegen die Vergewaltigung. Wir müssen zur Erklärung, wie eine derartige Vergewaltigung ohne Einsprache der Bischöfe möglich gewesen ist, wiederholt aufmerksam machen, daß schon vor Joseph Männer eines möglichen Widerstandes, eines Bewußtseins ihrer Hirtenpflicht, einer energischen Kraft nicht für Bischofstühle auserkiesen wurden.

Nur in Ungarn war es wegen der noch theilweise vertragsmäßigen Landesvertretung nicht gelungen, so schweigsame Diener der Regierung auf bischöfliche Stühle zu bringen.

Wie gewissenhaft und ehrenvoll ist die Eingabe an den Kaiser von dem Primas Graf Batthyanyi im Namen der anderen Bischöfe Ungarns, in welcher dieselben betonen, daß sie die in Kirchenangelegenheiten erlassenen Verordnungen im Vertrauen auf eine bessere Ueberzeugung nicht veröffentlicht hätten, und ohne Verletzung ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung auch nicht veröffentlichen könnten. Er (Cardinal Batthyanyi) wollte zwar Sr. Majestät den Vorwurf nicht machen, als maßten sich dieselben eine Gewalt über die Kirche an, sehe sich aber gleichwohl genöthigt, in tiefster Unterthänigkeit zu erinnern, daß die neuen kaiserlichen Anordnungen in Kirchensachen die Grenzen der bloß politischen Gewalt überschreiten, wenn sie auch im übrigen mit dem Bei-

Digitized by Google

falle und auf den Rath geistlicher Personen getroffen worden seien, die Sr. Majestät vielleicht mehr aus Schmeichelei als aus Liebe zur Sache gedient haben.

12. Wie Joseph die Bischöfe in Ungarn behandelt. Wenn sich Joseph in seinem Eigensinn, wenn auch in der bescheidensten und höflichsten Art im mindesten beeinträchtigt fühlte, konnte er wohl ganz auf seine Herrscherwürde vergessen und sich zu tyrannenhaften Äußerungen hinreißen lassen. So hier; er erwiederte: Er habe die Verordnungen in Kirchensachen nach reiflicher Ueberlegung und auf Anrathen mehrerer frommen und weisen Rathgeber des geistlichen Standes erlassen. Fern sei von ihm der Gedanke, dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun, daher räume er jedem, der in Betreff dieser Verordnungen sein Gewissen nicht beschwichtigen könne, die Freiheit ein, seinem Amte zu entsagen und auszuwandern.

Die Frömmigkeit der Rathgeber des Kaisers konnte nur Gott beurtheilen, aber die Weisheit derselben muß sich schon einer Beurtheilung von Seite der Menschen gefallen lassen. Die sogenannte und gerühmte Weisheit dieser Rathgeber hätte den Kaiser noch um seinen ganzen Länderkomplex gebracht, wenn er länger am Leben geblieben wäre, mit dem Verlust der Niederlande war schon der unselige Anfang hereingebrochen.

Es ist psychologisch merkwürdig, den ungehemmten, rücksichtslosesten Zorn Josephs gerade gegen die Bischöfe jener Länder (Niederlande und Ungarn) losbrechen zu sehen, die durch ihre vom Kaiser selbst beschworene Verfassung zu den von ihnen gemachten Gegenvorstellungen auch staatlich vollkommen berechtigt waren. Der Zorn und Unwillen hat zuvörderst den Verfassungen gegolten, welche er vernichten wollte — deßhalb war es ihm in erster Linie zu thun, jene, welche sich auf diesen Rechtsboden stellen wollten, von diesem hinwegzudrängen. Daß der Kaiser durch die gestellte Alternative den Clerus, den Adel und die ganze Nation nicht nur tief verletzen, sondern geradezu in Harnisch bringen werde, daran dachte er nicht — es war eben sein größter Fehler, wenn er etwas durchsetzen wollte, weder Vorsicht, noch Rücksicht, noch Nachsicht zu kennen, sondern unbekümmert, was daraus entstehen mag, auf sein vorgestecktes Ziel loszusteuern. Gerade an solche Bischöfe hat sich das ganze Volk in Ungarn und in den Niederlanden angeschlossen, während

die Servilen, welche ihm beistehen wollten, beim Volk nichts weniger als Achtung erlangen konnten.

13. Servile Staatsbischöfe. Der Bischof Hay von Königgrätz erließ einen Hirtenbrief zu Gunsten der Josephinischen Gesetzgebung und sprach dabei von den, den Gesetzen willig gehorchenden Unterthanen, folgsamen Bürgern, „sorgfältigen Hausvätern", während er selber auf die Pflichten eines Bischofs keine Rücksicht genommen. Nun wird aber, wer die Lehren der Kirche befolgt, ohnedies kein Rebell, ungehorsamer Bürger und nachläßiger Hausvater sein; deswegen hat aber doch die Kirche eine höhere Aufgabe, als gehorsame Steuerzahler und idyllische Spießbürger heranzubilden, oder wie es in dem damaligen Kanzleistil hieß: zu erzielen.

Auch der Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Colloredo, fand es für zeitgemäß 1782 einen Hirtenbrief zu Gunsten der Josephinischen Reformwerke zu erlassen, und zwar bei Gelegenheit der 12hundertjährigen Jubelfeier Salzburgs (Wien bei Trattner 99 Seiten). Darüber erschien eine Kritik vom kirchlichen Standpunkte unter dem Titel: Gedanken eines Landdechants über den Hirtenbrief von Salzburg mit dem Motto: Ihr seid das Salz der Erde, und wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen? Matth. V, 13 (Seiten 262). In dieser Schrift wird in der anständigsten Sprache von der Welt dieser Hirtenbrief logisch, historisch und dogmatisch nicht nur gerichtet, sondern zu Grunde gerichtet. Derselbe Erzbischof hatte auch ein Hirtenschreiben gegen den verschwenderischen Glanz des kirchlichen Cultus erlassen. Auf diesen Hirtenbrief folgte wieder eine Entgegnung vom kirchlichen Standpunkte aus. Auch der Bischof von St. Pölten Keerens suchte im gleichen Sinne zu wirken. Er verbot bei Suspension seinen Priestern die Weihegebete, welche zu den Sakramentalien gehören, und wollte alle Opfergaben und sogenannten Votivbilder, welche von Gläubigen nach einer Gebetserhörung in Wallfahrtskirchen gespendet waren, abgeschafft, entfernt und vertilgt wissen. Der Bischof Morosini von Verona wollte strengstens alle Gebetsbrüderschaften aufgehoben wissen. Der Bischof von Mantua verbot seinen Diöcesanen sich in Ehedispens-Angelegenheiten nach Rom zu wenden, er selber werde auf Befehl des Kaisers von nun an dispensiren. Als sich die unterdrückten Karthäuser an ihn wandten um Schutz gegen ihre gewaltthätige Aufhebung, belehrte sie dieser Bischof: „Gott habe den Landesfürsten eine unbeschränkte, gesetzgebende und mit Gewalt versehene und von allen

Menschen, wer sie immer seien, unabhängige Macht verliehen, eine Macht, die in allen zeitlichen, es sei weltlichen oder geistlichen oder gemischten Dingen, ihm allein zusteht, nur solche ausgenommen, welche bloß die Seele betreffen und unmittelbar Gottes Sache sind."

Auch der Bischof von Laibach, Graf Herberstein, suchte seine Diöcesanen für die allerhöchsten Vorschriften zu gewinnen. Er war schon ein Jansenist in optima forma und schrieb sogar nach Utrecht, um einen Rector für sein Seminar in Laibach zu gewinnen. Das war selbst dem Kaiser zu arg; denn zu einem offenen Schisma wollte er es nicht kommen lassen. Herberstein erließ einen Hirtenbrief mit einer förmlichen Kriegserklärung gegen die kirchlichen Institutionen und mit völliger Verachtung des ganzen Primates, eines der schmachvollsten Denkmäler jener Zeit.

14. Katholische Priester und Laien schreiben gegen die servilen Staatsbischöfe. Ein gelehrter und scharfsinniger Autor, mit tüchtigen kanonischen Kenntnissen ausgerüstet, schrieb dagegen eine eigene Broschüre (in Quart 71 Seiten stark), in welcher dieser Hirtenbrief völlig unmöglich gemacht wird. Der Autor setzt voraus, daß dieses Machwerk unmöglich einen katholischen Bischof zum Verfasser haben könne. Er beginnt: „Mit Bedauern sieht man, daß es einem Skribenten von der Modegelehrsamkeit gelungen ist, unter dem ehrwürdigen Namen eines Bischofs erscheinen zu dürfen, und seine schon längst verworfenen Grundsätze unter der Aufschrift eines Hirtenbriefs auskramen zu können. Diesen Skribenten verstehe ich in meinen Anmerkungen, wenn ich von dem Conceptisten rede, denn ich habe vor der bischöflichen Würde zu viel Erfurcht, als daß ich mich mit einem Mann, der damit geziert und bis zum Gipfel des Priesterthums erhoben ist, persönlich in Widerspruch einzulassen getraute ꝛc."

Es scheint wirklich aus ferneren Enthüllungen in dieser Schrift, daß die klägliche Mache von den kriecherischen Kanzleimännern in Wien dem schwachen Bischof von Laibach gesandt worden, und dieser seinen Namen darunter gesetzt, denn die den Regierungserlassen freundlichen Hirtenbriefe tragen sämmtlich den Stempel der Wiener Fabrik an der Stirne, sie behandeln mit wenig Variationen dieselben Themata, so daß man sich geradewegs denken muß, eine Skizze zu diesen Hirtenbriefen sei in der Kanzlei der geistlichen Hofcommission fabricirt und durch diese den „gutgesinnten Bischöfen" zur Darnachachtung zugesandt worden. — Auch eine populäre Zu-

rechtweisung mußte sich dieser Bischof gefallen lassen, in welcher verschiedene wörtliche Remonstrationen enthalten sind, die ein katholischer Bürger in Laibach dem schwachen Mann in aller Ruhe über sein Hirtenschreiben ins Gesicht gesagt hatte.

Auch der Bischof von Gurk, Joseph Franz von Auersperg, erließ ein Hirtenschreiben über die Toleranz ganz im Sinne der Aufklärer. Es scheint sämmtlichen Hofbischöfen von der Wiener Kanzlei aus unter verschiedenen anderen Winken auch der gegeben worden zu sein, sie sollten bei Besprechung des kais. Toleranzpatentes darauf hinweisen, wie dann auch den Katholiken in protestantischen Ländern die bisher verweigerte Toleranz gewährt werden müsse. Das war aber nur eben eine Vorspiegelung. Den herrschenden Maurern war es nicht darum zu thun, den Katholiken in protestantischen Ländern die Toleranz zu Wege zu bringen; denn wäre dies dem Kaunitz Ernst gewesen, dann hätte er mit Schweden, Mecklenburg, Preußen, England Verhandlungen hierüber anknüpfen müssen; davon findet sich aber auch keine Spur!

Der Bischof von Gurk schoß in seinem Toleranzhirtenbrief so weit über das Ziel hinaus, daß er Controverspredigten völlig verbot, dafür aber den Pfarrern befahl, nicht nur mit den protestantischen Pastoren Frieden zu halten, sondern dieselben auch in ihren Häusern zu besuchen. Revers über Kindererziehung bei gemischten Ehen soll nicht mehr gefordert werden. Rosenkranz und Weihwasser sollten nur mit der größten Behutsamkeit angewandt werden, Pfennige zum Umhängen und derlei Mönchsgeschenke, längst verboten, sind um so mehr hintanzuhalten, als hierdurch der sinnliche Mensch nur gar zu sehr das Wahre beseitigt und in dem Aberglauben, so ohnehin bei dem Pöbel im Schwunge geht, noch mehr gestärket wird. Es ist widerlich das arme religiöse Volk in einem Hirtenbrief als „Pöbel" bezeichnet zu lesen.

Zehn Jahre nach diesem Hirtenbrief ist ein echter aufgeklärter Pöbel in Paris zur Herrschaft gekommen, der sicher jeden Aberglauben an Rosenkranz, Weihwasser und Mönchspfennige weit hinter sich gehabt hat. Die Perlen des Rosenkranzes, welche dieser echte Pöbel zu Ehren der Vernunftgöttin betete, waren die Tausende von Köpfen, vom Kopfe des Königs angefangen, die in Frankreich über das Schaffot in die unten bereit stehende Kiste mit Sägespänen kollerten.

15. Die Skandalpresse hebt die Staatsbischöfe in

den Himmel und zieht die pflichttreuen in den Staub herab. Die der Regierung unbedingt ergebenen Bischöfe wurden von den offizielen Aufklärern über die Massen gelobt, die pflichttreuen, welche gewissenhaft ihres Amtes walteten, wurden geradezu tyrannisch behandelt. In einem Lobwerk der Josephinischen Aera[1]) ist zu lesen: „Der Bischof von Görz wollte in seinem Kirchensprengel das Toleranzsystem nicht eingeführt wissen. Er protestirte dagegen und vermeldete, daß er sich deßhalb mit dem hl. Vater in Correspondenz gesetzt habe. Allein man machte ihm gleich zu Anfang des März von allerhöchsten Orten zu wissen, daß er in dreimal 24 Stunden sein Bisthum verlassen, sich in der Residenz stellen und die ganze eingeleitete Correspondenz mitbringen und von hier aus weitere Belehrung zu erwarten haben solle." —

Es muß hier erinnert werden, daß dieser und andere Bischöfe sich nicht im allgemeinen gegen Toleranz verwahrten, sondern daß ihre Verwahrung speciell dem gegebenen Gesetz gegolten hat, welches die Kirchengesetze geradewegs vergewaltigte.

Der Bischof von Lodi, welcher ein päpstliches Indult bezüglich der Fastenspeisen mit dem Ausdrucke publicirt hatte: daß dem Papst allein zukomme, dies zu bewilligen, wurde unverzüglich zur Verantwortung nach Wien beschieden.

Selbst die nachgiebigen Bischöfe, welche hie und da bescheiden eine Modification irgend eines Erlasses beanspruchten, wurden nicht erhört. So wollte z. B. der Bischof von Konstanz das Generalseminar statt in Freiburg im Breisgau, in Konstanz haben; seine Bitte wurde ihm rundweg abgeschlagen.

Als schon eine gute Anzahl von Bischöfen, deren Willfährigkeit bereits unter M. Theresia vor der Ernennung derselben ausgekundschaftet worden, für das „Reformwerk" gewonnen war, suchte die von Kaunitz benutzte „öffentliche Meinung" in Broschüren immer zwingender und dringender auch an die anderen heranzukommen, die bisher mehr oder weniger kräftigen, oder doch passiven Widerstand leisteten. So erschien 1787 eine förmliche Aufforderung an die Bischöfe,[2]) welche geradewegs auf eine Trennung von Rom und auf eine deutsche Nationalkirche hinstrebte. Sie fordert auf, das Beispiel der vier

[1]) Geisler: Skizzen aus dem Charakter Joseph II. Halle 1785. 15 Bände. 3ter Band, Seite 252.

[2]) Die hier nur angedeuteten Broschüren finden sich mit ganzem Titel und wesentlichem Inhalt in: Die theologische Dienerschaft.

Erzbischöfe zu Mainz, Trier, Köln und Salzburg nachzuahmen, welches ein wahrhaft erhabenes Beispiel sei. Nun konnten aber gerade diese vier Oberhirten die Folgen ihres ungesegneten Beginnens, ihre Auflehnung gegen den Primat, an ihren eigenen Sitzen erfahren — selbe wurden alle nacheinander einfach davongejagt, ihrer Länder, ihrer weltlichen Fürstenhüte und Ehren beraubt. Zur Darnachrichtung für die noch kirchlich gesinnten Bischöfe erschien auch eine halb offizielle Schrift, welche ihnen die Punktationen des Emser Congresses als höchst annehmbar — ja als für den Episkopat sehr sieg- und glorreich darstellte. Mit einer langen Philippika an die österreichischen Bischöfe schließt der aufgeklärte Broschürenschreiber: „Der Geist der Aufklärung, der über Josephs Staaten seine Schwingen ausbreitet, endeckt vor den Augen des Volkes den Ungrund der römischen Anmaßungen, Deutschlands erste Bischöfe treten öffentlich auf und fordern die freie Ausübung der Rechte zurück, die ihnen und euch durch Roms Künste sind entrissen worden. Der deutsche Kaiser, der die Rechte seiner Untergebenen schützt, unterstützt eure Forderungen. Die schönsten Aussichten eröffnen sich euch u. s. w."

Wenn dieser Broschürenschreiber, der seine Wünsche als Volkswünsche proklamirt, wirklich einen prophetischen Blick in die nächste Zukunft besessen hätte, so wäre sein Lob der Punktatoren und sein Hinweis auf die schönsten Aussichten gewaltig verfinstert worden. Als wahrer Prophet hätte er sagen müssen: Eure Throne werden umstürzen, eure Hermeline die Motten zerfressen, die Fürstenhüte in alten Rumpelkammern vermodern und eure deutsche und kurfürstliche Herrlichkeit in kürzester Zeit in Trümmer auseinander fallen!

16. Die Aufklärer bemächtigen sich der theologischen Schulen, um die Zukunft zu gewinnen. Selbstverständlich suchte sich der reformatorische Geist sogleich auch der Schulen zu bemächtigen. Der Einfluß der Bischöfe auf die theologische Facultät und sonstige Schulen, die von der Kirche ihnen befohlene Obsorge, daß die Reinheit der Lehre gewahrt bleibe, daß Irrlehren ferne gehalten werden — das sollte gebrochen werden, der Staat mit seiner Omnipotenz wollte die Erziehung und Bildung der Candidaten des Priesterthums ausschließlich sich aneignen.

Der Sturm gegen die theologischen Schulen war zuerst in Brünn losgebrochen. Ein Geistlicher Namens Blarer trat dort

im Josephinischen Sinne als Reformator auf, die Vorsteher des Seminars gaben den Alumnen protestantische Bibeln und Bücher der Jansenisten (Quesnel, Paskal, Arnold und Nikole) zu lesen. Als die Herren von Seite des Ordinariats wegen dieses Verfahrens interpellirt wurden, beklagten sie sich beim Kaiser. Da kam ein scharfes Reskript herunter, darin heißt es unter anderem: Die Geistlichen seien mit dem Gift, welches sie zu bekämpfen haben werden, bekannt zu machen, die Schriften der Jansenisten können gelesen werden, weil dieselben von der k. k. Censur erlaubt seien, und weil die Bischöfe öfters die besten Bücher, die sie nicht einmal kennen, oder welche nicht mit ihren Principien übereinstimmen, verketzern und verdammen, solche auch auf alle mögliche Art aus den Händen ihrer Geistlichen zu bringen suchen, weshalb die Bischöfe in Hinkunft keine von der k. k. Hofcensur erlaubten Bücher verbieten dürfen. „Der Ordinarius habe sich keine Hoffnung zu machen, jemals die anverlangte und schon zu verschiedenen Malen versuchte, vollkommene Gewalt über das Priesterhaus zu erlangen." Die Seminaristen dürfen nur an größeren Festen in den Dom gehen ꝛc. Der Olmützer Domherr Graf von Vetter, der für das Recht der Bischöfe die Erziehung des Clerus zu überwachen einstehen wollte, „könne als ein so übel denkender und so schlechter Handlungen überwiesener Mann weder als Vorsteher des Priesterhauses noch als Archidiakonus, weil er als solcher einen sehr großen Einfluß auf die Geistlichkeit ausübt, ferner geduldet, und müsse sowohl vom Archidiakonat als auch vom Vorsteheramt sogleich entfernt werden ꝛc." In dieser Weise wurden im selben Erlasse Bischöfe (darunter Migazzi in Wien) und Priester herabgekanzelt, und am Schlusse sagt der Kaiser: „Das Brünner Priesterhaus erkläre ich ob aller wider solches vorgebrachten Anschuldigungen für unschuldig, und will selbes vielmehr wohlverdient in meinen Schutz nehmen."

Blarer war als Gesandschaftskaplan in Berlin mit dem ganzen Chor der dortigen Rationalisten, mit Teller, Engel, Ulrich, Mendelssohn bekannt geworden, und versuchte es, im Sinn oder Unsinn der Aufklärer auch als Vorstand des Wiener Generalseminars zu wirken; er war auch sonst ein sehr obstinater Kopf — die Messe wollte er nur mit helllauter Stimme, als dies nicht geduldet wurde, gar nicht celebriren; über diese im ganzen nur durch sein Aufklärungsstreben, aber weder durch Geist noch Wissen hervorragende Persönlichkeit liegen noch ganze Aktenstöße von Ver-

handlungen vor, die zwischen dem Cardinal Migazzi und der Hofstelle gepflogen wurden. Blarer nennt sich in seinen Vertheidigungsakten dem Erzbischof Migazzi gegenüber immer mit großem Selbstbewußtsein „den k. k. Oberaufseher des hiesigen Alumnats." Nur als Beispiel einen Passus aus einer langen Schrift an Migazzi, in welcher Blarer in belehrendem, autoritativem Ton sich gegen den Cardinal vernehmen läßt: „Da Se. Majestät unser allergnädigster Monarch einen Oberaufseher über das hiesige geistliche Alumnat in meiner geringen Person zu bestellen geruht hat, um zu sehen, ob und wie weit die allerhöchsten Befehle vollzogen werden, so muß die Erfüllung dieser allerhöchsten Befehle die Grundlage dieser Instruktion ausmachen. Die allerhöchsten Befehle bestehen darin, daß die jungen Geistlichen zu guten Seelsorgern erzogen, d. i. in den ächten Lehren und Grundsätzen der hl. Schrift und der heiligen Väter, welche auf allerhöchsten Befehl in allen erbländischen Schulen gelehrt werden müssen, unterrichtet und mit guten Büchern, welche nämlich die k. k. Hofkommission vorschreibt und die k. k. Hofcensurkommission gutheißt, bekannt gemacht werden."

Auf viele energische Verwahrungen Migazzi's gab der Kaiser in diesem Falle doch nach und dieser Oberaufseher wurde entfernt.

17. Wie von den Generalseminarien aus der Hauptschlag gegen die Kirche geführt werden sollte. Welcher Geist zu dieser Zeit in den Regionen der k. k. Hofkommission geherrscht, das ist aus einem offiziellen Aktenstück zu ersehen, aus welchem nur einige Stellen hier angeführt werden.[1]) „Noch ist die Nationaldenkungsart nicht durchaus gleich, noch bringen die Candidaten der Generalseminare die gewünschte Vorbildung nicht mit sich, noch lassen mächtige Laien sich durch gewisse Körper und Oberhäupter, die in Generalseminarien die Besiegung der abergläubischen Hydra und den vollkommenen Sturz des Ultramontanismus sehen, nach Gefallen leiten." „Joseph, dem hellsehenden Staatenbeglücker," konnten die Nachtheile, welche dem Staat aus der bisherigen ungleichen Bildung des Clerus erwachsen, nicht gleichgültig sein. „Alle die in der Folge den geistlichen Stand in einem Kloster oder in der Welt antreten, sollen in echten und gleichförmigen Grundsätzen zur Leitung der Seelsorge vorläufig unterrichtet werden." — So wurden nun 7 Generalseminare in den deutschen Erblanden

[1]) Entwurf zur Einrichtung der Generalseminare in den k. k. Erblanden. Wien, Sonnleithner 1784.

errichtet, zu Wien, Prag, Olmütz, Lemberg, Gratz, Innsbruck, Freiburg in Breisgau. Vom Priesterthum ist in diesen und andern offiziellen Aktenstücken keine Rede mehr, immer heißt es nur: Von der Bildung der „Volkslehrer", „Volksführer", „nützlicher Staatsbürger." Keine „Afterandachten", „Andächteleien" werden geduldet und es sind überhaupt „keine Andachtsgattungen einzuführen, die ihre Erfindung erst den späteren Jahrhunderten, wo Andachten zu Nahrungsgewerben gemacht und erfunden wurden, verdanken."

„Das heilige Abendmahl sollen sie wenigstens alle Monate zu genießen trachten."

„Die Erbauungsbücher sind mit größter Sorgfalt zu wählen." „Der Vicedirektor muß in seinen Belehrungen besonders auf die k. k. Staaten die Anwendung machen, und den Alumnen das Glück in diesen Staaten zu leben ans Herz legen.[1]) Hiedurch wird in ihnen der Patriotismus erweckt und verstärkt, ihnen der Geist eines guten Bürgers eingeflößt, und dem Staate werden in den dereinstigen Seelsorgern zugleich gute Bürger geschenkt." — — —

Diese Herrn betrachteten die Religion rein nur als ein Leitseil[2]), um den Staatswagen auf den ihnen beliebten Bahnen fortzuschieben; alle Religion und alle Erziehung ging bei ihnen nur auf das Ende hinaus: gute Staatsbürger und gehorsame Steuerzahler zu erzielen!

Selbst die Lehr- und Lesebücher wurden vom Staate vorgeschrieben, unter den deutschen zumeist protestantische, wie z. B. die Moral von Gellert und Leß. Sittenlehre Jesus des Sohnes Sirach von Linde 1783. Sprüche Salomons von Döderlein 1782. Spalding (der Berliner Rationalist), Bestimmung der Menschen. Van Espen: Jus ecclesiasticum. Pitroffs Anleitung zur praktischen Gottesgelehrtheit. Loostholns Geistliche Redekunst 1780. Seelenlehre für Kinder von Campe. Jacobi: Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes.

---

[1]) In unseren Tagen würde man diesen oder einen ähnlichen Passus für einen Scherz halten, durch welchen der Leser zu einem Lächeln bewegt werden soll.

[2]) So der vielbelobte jüdische Schwindler Sonnenfels, den wir in „Mysterien der Aufklärung" aktenmäßig einer Oellieferungsmauschelei überwiesen haben, bei welcher er von Joseph II erwischt worden ist, der ihn seit jener Zeit, wie der liberale Historiker Baron Hormayr in seinen „Anemonen" berichtet, en canaille zu behandeln pflegte.

Ueber die vom Staate ernannten Rektoren der Generalseminarien heißt es: „Sie sollen Lehrer der Religion Jesu Christi erziehen und bilden. Wäre es wohl verantwortlich, wenn sie das Beispiel des Hauptlehrers und ersten Erziehers, des ersten Seelsorgers in dieser Religion, unseres Heilands Jesus Christus je außer Acht lassen? Dieses herrliche Beispiel also, welches die Apostel in ihrem Lehrer und Erzieher beständig vor Augen hatten ꝛc." — — —

Bekanntlich hat man den ebenso dumpfen als traurigen Nachhall aus dem Generalbaß der Generalseminarien noch fast in die Mitte des 19. Jahrhunderts herein vernommen, indem noch in Hirtenbriefen Christus der Herr nur als Lehrer vorgestellt wurde und immer nur von der „reinen Lehre Jesu" die Rede war.

18. Der beabsichtigte Plan, die katholische Kirche in Oesterreich gradewegs auszurotten. Der offiziell herausgegebene Entwurf zur Einrichtung der Generalseminarien enthüllt mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, den Plan, die katholische Kirche in Oesterreich geradewegs unmöglich zu machen, und zwar von innen heraus durch den in der Josephinischen Schule herangezogenen Clerus. Hören wir ferner: „Sie (die Lehrer) sollen den Zöglingen keine andern Lehren und Pflichten aufdringen, als welche aus der Heiligen Schrift, den Vätern und anderen landesherrlichen und kirchlichen Verordnungen hergeleitet werden." „Es wird auch sehr ersprießlich sein, wenn sie jene auserlesenen Stellen des neuen Testaments ihren Zöglingen vorlegen, in welchen die herrlichsten Bruchstücke eines wahrhaft apostolischen Lebens vorkommen. Dies sind die sichersten Muster eines geistlichen und apostolischen Lebenswandels. Auf diese müssen die Zöglinge unaufhörlich hingewiesen werden, um in denselben den wahren Geist eines seelsorglichen Lebens, der freilich nicht im schwarzen Rock, Tonsur und Cölibat (!) besteht, in seiner echten Gestalt kennen zu lernen."

Bezüglich der Erbauungsbücher heißt es: „Jeder Seminarist muß ein erbauliches Buch haben. Doch derlei Bücher sind mit großer Umsicht zu wählen, damit die Zöglinge nicht in Irrthümer gerathen und schlechte Grundsätze einsaugen."

Gleich darauf werden als Bücher mit guten Grundsätzen Schriften von den Stimmführern der Jansenisten empfohlen wie Nicole, Arnauld, Pascal, Duguet u. s. w.

Wenn diese Reformatoren scheinheilig die „Religion der Liebe",

die Religion des Jesus betonen, so kommt doch immer gleich darauf wieder ein Geständniß über den eigentlichen Plan, den sie verfolgen. So: „Die Diener dieser Religion müssen vor allem nach den wahren Grundsätzen des Sokrates erzogen werden.“ Am Ende wären diese Herren Reformatoren eigentlich vollkommen befriedigt gewesen, wenn sie die ganze Erziehung des Clerus nach den Grundsätzen des gesellschaftlichen Vertrages von J. J. Rousseau hätten einrichten können.

Die Folgen dieses bedauerlichen Systems waren, daß nach einigen Jahren der Wirksamkeit dieser Generalseminarien sich außerordentlich wenige Zöglinge mehr fanden, welche den geistlichen Stand zu ihrem Beruf gewählt hatten. Die Klosterschulen, welche arme talentvolle Knaben unentgeltlich unterrichteten und verpflegten, waren geschlossen. Vormals unterstützte man den Armen, jetzt sollte er zahlen. Durch die ekelhafte Gemeinheit und Schmähsucht der Broschürenschreiber war der geistliche Stand so sehr in Verachtung gekommen, daß ein Siegfried Dornheim 1788 in einem Büchlein über die Verminderung der Geistlichkeit in den k. k. österreichischen Staaten schreiben konnte: „Es braucht ja nichts als Priester zu sein, um verachtet, mißhandelt zu werden. Ein Mann mag noch so rechtschaffen, noch so verdient sein, genug, daß er ein schwarzes Kleid trägt, und sein Verdienst ist verkannt, herabgesetzt. Der Priesterhaß ist nun einmal Mode geworden. Bei Tafeln und in Bierschänken äußert man ihn. Kaum eine Unterredung, wo man nicht damit aufgezogen kömmt. Wenn darin Aufklärung besteht, so waren es die Türken schon lange, denn auch sie hassen die katholischen Priester. Eine Wirkung von so vielen ehrschänderischen, ärgerlichen Schriften, die eine Zeit her ans Licht kommen. Den Haß, der in ihnen gegen die Geistlichkeit quillt, hat der Jüngling bis zur Berauschung hineingesoffen, und jetzt soll er ein schwarzes Kleid anziehen. Welche Forderung!“ — Aber auch in den Schulen hielten es die Lehrer für eine Pflicht, als Jünger der Aufklärung den Klerus zu verspotten und zu verschimpfen. Derselbe Autor sagt: „Wie wenig öffentliche Lehrer sind wohl, deren Lieblingsstoff es nicht ist, ja die es sich nicht zur Gewissenspflicht rechnen, Ausfälle auf die Klerisei zu machen.“ „In Fächern, wo man es am wenigsten vermuthete, wurden Päpste, Bischöfe, Priester durchgehechelt und lächerlich gemacht, und dies nicht nur in Hörsälen, sondern auch in Schulzimmern. Wie soll nun der Jüngling einen Stand wählen, in dem er sich bei allen seinen Fähigkeiten, bei aller seiner Verwendbarkeit nur herab-

gesetzt sehen würde! Wer Ehre im Leib hat, dem ist es nicht gleichgültig, ob sein Verdienst erkannt oder verkannt wird. Welche Aussichten hat der junge Geistliche? 5 bis 6 Jahre muß er in einem Seminar unter soldatenzwangsähnlicher Zucht schmachten u. s. w., als Kaplan bekommt er 130 fl., im Defizientenstand bekommt der Geistliche 200 fl. In diesem elenden Zustande der Krankheit soll er mit 200 fl. Arzt, Apotheke, seine Bedürfnisse bestreiten." „Die Klostergeistlichen werden noch mehr beschimpft. Wie soll ein Geistlicher in ein Kloster gehen! Die Klöster müssen nun Kleriker ins Generalseminarium schicken und dort für den Kopf 1200 fl. zahlen, aufs Gerathewohl, denn hat er ausstudirt und tritt er aus oder wird er Weltpriester, so hat das Kloster sein Geld umsonst ausgegeben."

Aus der Bestimmung dieses Kostgeldes von 1200 fl. (eine Summe, die nach den gegenwärtigen Lebensverhältnissen mindestens 3000 fl. repräsentirt) ist zu ersehen, daß es darauf abgesehen war, die damals noch bestehenden Klöster finanziell auf den Aussterbeetat zu bringen.

19. Wie unter den damals obwaltenden Umständen junge Leute nicht mehr in Seminare eintreten wollten. Ein ebenso ehrenhafter als glaubwürdiger Mann, Graf Heinrich Odonell, erzählte dem Herausgeber eine hierher gehörige Begebenheit: „Mein Vater war in den achtziger Jahren Gubernialrath in Galizien und der Kaiser Joseph war demselben besonders gewogen. Bei einem Aufenthalt des Kaisers in Lemberg handelte es sich um neue widerwärtige Verfügungen gegen den Clerus. Als davon die Sprache war, bemerkte mein Vater dem Kaiser freimüthig folgendes: „Aber, Majestät, es dürften sich dann kaum mehr junge Leute finden, welche Theologie studiren und in Seminarien eintreten." Der Kaiser erwiderte: „Da ist leicht zu helfen, ich werde sie dann dazu ausheben lassen, gerade wie zum Militär.""

Auch schon während der Regierung M. Theresias gab es verschiedene komische Momente, die sich beim Hineinregieren der Staatsgewalt in die Kirche bemerkbar gemacht haben. Beispielsweise folgendes: Die Minister wollten das Studium der Theologie durch Vermehrung der Doctores Theologiae zu heben suchen. Einen Antrag dieser Art fanden wir im Resolutionsbuche von M. Theresia 14. März 1780 (Staats-Archiv).

„Nota. Die bessere Emporbringung der Gottesgelahrtheit,

dann mehrerer Erzieglung der Doctorum Theologiae in Böhmen. Placet. In der Decretensammlung aus Böhmen 1780 p. 340. 13. Mart. 1780, Dekret an das böhmische Gubernium, daß die sammtliche Ordinari und Prälaten von der anbegehrten Äußerung über die bessere Emporbringung der Gottesgelahrtheit und mehrere Erzieglung der Doctorum Theologiae zu entheben und die dießfälligen Verordnungen vom 23. Oct. 1773 und 28. Mart. 1778 mit dem zu repnblicieren seien, daß jedes Kloster und vorzüglich die Prälatenklöster zwei oder mehrere Doctores Theologiae zu erzieglen hätte."

Wie es überhaupt in den Generalseminarien ausgeschaut, darüber hat Theiner ein abschreckendes Bild entworfen[1]).

Ein Bischof aus Oesterreich theilte einem Bischof in Belgien 13 Propositionen mit, welche im Generalseminar vorgetragen wurden. Wir wollen nur ein paar hervorheben, die uns zeigen, wie schon damals die im 19. Jahrhundert gepflegte Cultur des „reinen Menschenthums" ihre Verehrer und Lehrer gefunden hat. 7. „Der Zweck der Menschen ist keineswegs Gott und die Verherrlichung seiner göttlichen Vollkomenheiten, sondern der Mensch ist sich selbst seine Seligkeit. 12. Die Liebe zu sich selbst ist die einzige Tugend, welche alles in sich faßt."

Die Stellung des Kaisers gegenüber diesen Vorgängen schildert Theiner in einem Nachweise, wie die Aufklärer diesen an sich edlen und wohlwollenden Monarchen nur zu ihren Zwecken ausnützten. Theiner sagt (S. 296): „Joseph II, ein Regent von sonst so herrlichen Eigenschaften, und gewiß vom innigsten Wunsche durchdrungen, das Glück seiner Staaten zu befördern, war so unglücklich, in die Hände eines Complots von schlechten, verworfenen, irreligiösen geistlichen wie weltlichen Ministern zu fallen, die seine Güte, seinen Eifer und sein für jedes Gute begeistertes Herz auf eine beispiellose Weise mißbrauchten und ihn zu Maßregeln verleiteten, die gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte, herbeiführen mußten." Theiner nennt dann einige dieser Herren wie den Baron Swieten, „einen Holländer, der durch seinen Einfluß, durch seine Verbindungen mit den französischen und deutschen Philosophen (Encyklopädisten), namentlich mit denen von Berlin, es beim Kaiser dahin zu bringen wußte, daß er Vorsteher des Unterrichtswesens in Oesterreich wurde. Verstärkt durch Sonnenfels, Born und Eybel,

[1]) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Von Augustin Theiner. Mainz 1835.

die eifrigsten Beförderer des Illuminatismus, wußte er den Kaiser dergestalt zu umstricken, daß er durch ihn alles, was er nur wollte, durchsetzen konnte, und mit einer Härte, die, wie selbst Carracciolí, der Biograph Joseph II und Clemens XIV. sagt, den Handlungen des Kaisers den Anstrich des Despotismus gab. Des van Swieten bediente sich wieder die verruchte Sekte „vom heiligen Medardus", um ihre teuflischen Zwecke in Oesterreich durchzusetzen und wie sich Voltaire so höhnisch ausdrückt, die Oesterreicher zu decapuziniren und zu enttölpeln."

20. Joseph in seinen Reformbestrebungen von Kirchen- und Staatsrechtslehrern und von sämmtlichen Logen getreulich sekundirt. Selbstverständlich suchten die damaligen Kirchen- und Staatsrechtlehrer den Kaiser in seinen eigenthümlichen absolutistischen Anschauungen immer mehr und mehr zu befestigen. Wie die Anschmeichelei der Fürstengewalt bei diesen Katheberbesitzern oft geradewegs ins Drollige hinüber schlägt, dafür nur ein Beispiel. Einer der rabbiatesten Staatscanonisten war ein gewisser Neupauer. In einem Büchlein[1]) desselben (er schrieb viele) sagt er im Vorbericht:

„Dank sei es dem Himmel, wir sehen nur noch geringe Ueberbleibsel jener unglücklichen Zeiten, in welchen gothische barbarische Unwissenheit alles Licht des menschlichen Verstandes umnebelte, und Deutschland sonst Freiheit gewohnte Nationen geneigt machte, ihren Nacken einem jeden Joche, das ihnen von Verschlagenen aufgelegt wurde, zu beugen. Die unterdrückte Menscheit behauptet wieder ihre ursprünglichen Rechte, die Fürsten lernen einsehen, welche Gewalt ihnen zur glücklichen Beherrschung ihrer Unterthanen zusteht, wir bewundern die wohlthätigen Verordnungen, die sie zum Besten ihres Volkes ergehen lassen, die geistliche Gewalt wird in die von Christo selbst festgesetzten Gränzen der belehrenden Liebe zurückgewiesen, Aberglaube und Menschenhaß getilgt, wahre Frömmigkeit und Bruderliebe allgemein gemacht, die Künste und Wissenschaften verbreitet und der edeldenkende Weltbürger kann sich der Freudenthränen nicht enthalten, da er die Beherrscher Europas so unermüdet an der allgemeinen Glückseligkeit arbeiten sieht."

[1]) Die Klerisei hat vermöge ihrer Einsetzung kein Recht Gesetze zu geben. Von Franz Xaver Neupauer, Lehrer des Kirchenrechts und der Landesgesetze. Gratz 1787.

Dieser hochberühmte Katheder-held hat offenbar das Schlözer'sche Staatslexikon, welches seiner Zeit doch eine große Autorität gewesen ist, gar nicht gekannt, sonst hätte er doch im 6. Bande lesen können, wie 1779—1780 Hessen Cassel, Braunschweig, Hannover, Hanau, Anspach, Waldeck und noch einige Kleinfürsten ihre Unterthanen zusammenfangen ließen und dieselben auf dem Sclavenmarkt der Engländer zum Verbrauch im amerikanischen Krieg für 34 Millionen Reichsthaler verschacherten. Diese armen Teufel sind nun in die Neupauer'sche Kategorie der Freudenthränenweiner über die Beherrscher Europas, welche unermüdet an der allgemeinen Glückseligkeit arbeiteten, nicht hinein gefallen.

Dieser kaiserlich königliche Professor des Kirchenrechts hat alle möglichen Lobsprüche über die vom Monarchen ausgeheckte Aufklärung und über dessen heilsame Reform zur Beglückung der Staatsbürger losgelassen und die Vernunft, die Offenbarung und die Geschichte beschuldigt, diese drei Potenzen hätten den Landesfürsten geheißen, diese seine Kirchengesetze zu geben.

Die Kirche war diesen Herren nichts anders als eine Magd der Polizei. Sonnenfels hatte diesen Satz mit den dürren Worten ausgesprochen: „Die Religion ist das wirksamste Mittel, den sittlichen Zustand auszubilden. Die weltliche Gesetzgebung würde in manchen Stücken unzureichend sein, wenn das Band der Religion und ihre Strafen ihr nicht die Hände böten: daher sie in der Polizei nicht als Endzweck, sondern als ein Mittel nicht aus den Augen gelassen werden kann."

Diese für die Kirche und ihre Bestimmung außerordentlich schmeichelhafte These stellte Sonnenfelds schon 1767 auf, und ein Edler von Keeß, Jurist, mußte selbe in dem gewöhnlichen Hörsale der Kameralvorlesungen am 12. Mai vertheidigen.[1]) Es muß wiederholt betont werden, daß das Vorgehen Josephs gar nicht möglich gewesen wäre, wenn dieser Art von Reform pflichtvergessene Bischöfe und Priester nicht secundirt hätten; und wenn hinwiederum der freimaurerische Einfluß auf die Verleihung von Machtstellen — den Boden für diese Art des Fortschrittes — nicht vorbereitet und geebnet haben würde.

In Wien gab sogleich mit Beginn der Regierung Josephs ein Probst Wittola die „Wienerische Kirchenzeitung" heraus, ein Organ,

[1]) Feil: Sonnenfels und Maria Theresia. Wien. Gerold 1858.

welches sich der widerwärtigsten, ja ekeligsten Denunciationen bediente, um pflichttreue Bischöfe und Priester einzuschüchtern, ihr Wirken theils zu hemmen, theils unmöglich zu machen. Dieser Wittola war ein Jansenist reinsten Wassers, ein abgesagter Feind sämmtlicher Orden, besonders der Jesuiten, denen er doch zum größten Dank verpflichtet gewesen wäre, weil dieselben ihn als armen, aus Schlesien kommenden Studenten unterstützt und durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Studium der Theologie möglich gemacht haben.

24. Schon Maria Theresia von dem Netz der Maurer umgarnt; Probst Wittola eine reformliche Berühmtheit. Welchen Einfluß die Maurer schon während der Regierung der aufrichtig frommen Kaiserin Maria Theresia geltend machen konnten, ist aus folgender Begebenheit ersichtlich. In Mähren erklärten sich die Bewohner einiger Bauerndörfer, sie wollten lutherisch werden. Da wurden nun als Apostel zur Bekehrung der Bischof Hay von Königgrätz, Probst Wittola und Freiherr von Kressel hingesendet, der sich unter Joseph offen als entschiedener Freimaurer entpuppen konnte. Wittola war mittelst seiner Zeitung zu einem Denuncianten der niedersten Sorte herabgesunken, was bei Pfründenverleihungen für jene Persönlichkeiten im Clerus, die er schwarz (als der Reform nicht hold) zu machen beflissen, die übelsten Folgen nach sich zog. Joseph erklärte sich eigenhändig, daß er nur reformfreundliche Geistliche bei Stellenbesetzungen berücksichtigen werde. Dafür nur ein Beispiel aus dem Resolutionsbuch (im k. k. Staatsministerium). „Vortrag. Die Besetzung der Probstei Innich in Tirol, 23. Mai 1783." Resolution: „Diese Probstei hat in suspenso zu bleiben, da ich erst sehen will, welche Geistlichen sich bei der neuen Einrichtung am verdienstlichsten machen, werde nur solche beachten, sie einem von ihnen zu verleihen. Joseph." Wittola war in seiner Aufklärungsfurie so weit vorgerückt, daß er sehr oft sich seiner polizeilichen Akte in seiner „Wienerischen Kirchenzeitung" noch rühmte. Nur ein Beispiel von vielen. Er erzählt mit der unbefangensten Miene: „In Linz sei eine Litanei zum Herzen Jesu gedruckt worden;" nach fleißiger Fahndung nach dem schrecklichen Attentäter, der diese Litanei drucken ließ, und nach dem pflichtvergessenen Censor, der dieselbe zu drucken nicht verboten, und nach Erzählung, wie alle Exemplare dieser anstößigen Litanei bei der Feichtingerin (Druckereibesitzerin) confiscirt worden, um Oesterreichs

Untergang, der durch diese Litanei hätte herbeigeführt werden können, hintanzuhalten, schreibt Wittola wörtlich: „Um die Sache kurz zu machen und Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen, so will ich nur sagen, daß ich dieses Aergerniß pflichtmäßig nach Wien berichtet und meinem Berichte eine solche Litanei beigelegt habe. Sie wurde von der k. k. Hofbücher-Censur noch unter dem Grafen von Clary verboten." Auf Seite 31 seiner Kirchenzeitung spricht Wittola von der „phantastischen Herz-Jesu-Andacht, wider welche doch der Bischof zu Pistoja im Toscanischen erst den 3. Juni 1781 einen so nachdrücklichen Hirtenbrief herausgegeben hat." Uebrigens war diesem Mann sein fanatisch-polizeiliches Wirken nicht so leicht; es wurde ihm von pflichttreuen und opfermuthigen geistlichen Schriftstellern oft auch sehr verbittert.

Nur ein Beispiel von vielen. Ein Autor gab heraus: Drei Predigten auf das hohe Fest der heiligen Pfingstfeiertage, welche vorzüglich den Herrn Predigerkritikern und Kirchzeitungsschreibern zur höchstnöthigeu Belehrung dienen mögen. Wien. Gehlen 1787.

Darin heißt es bezüglich Wittolas: „Welch große Schande überdeckt nicht solche Verfasser, so aus den pöbelhaftesten falschen Nachrichten oder wohl gar schändlichsten Erdichtungen ihre Blätter zusammenstoppeln, und welche unauslöschliche Schmach drückt nicht jene in den tiefsten Schlamm darnieder, wenn sie noch dazu geistliche Würden bekleiden, aber aus zeitlichen Absichten oder Leidenschaft sich nicht bloß zu Zeitungs-, sondern auch zu mehrmalen öffentlich und förmlich aufgeforderten Lügenschreibern, dann Verläumdern herabwürdigen, und dennoch mit einem menschenfeindlichen Tartüffe in die Faust lachen u. s. w." „Nachdem diese Herrn schon so oft geladen worden sind, einige über alle Kritik erhabene Predigten, wie sie solche von unsern geistlichen Volkslehrern fordern, zu halten, oder wenigstens im Drucke vorzulegen: so ist es wahrhaftig eine die Kritiker übel bezeichnende Schande, daß sie dieses zu bewerkstelligen sich nicht getrauen, noch vermögen und also an Tag legen, daß sie keine schulgerechten Kritiker, sondern nur muthige Tadler seien, welches niederträchtige Handwerk aber von der ganzen gesitteten Welt mit dem größten Abscheue verachtet wird."

22. Die Zerstörung der Bruderschaften. In Wien gab es bis 1779 121 Bruderschaften. — Selbe theilten sich in vier Classen: 1. Bruderschaften zur Verehrung einzelner Heiligen. 2.

Zur Verehrung einzelner Religiongeheimnisse wie Dreifaltigkeit, Corpus Christi. 3. Welche auf Fürbitte zur Hilfeleistung für die Seelen im Fegfeuer gerichtet sind. 4. Welche die Belehrung der Jugend bezwecken. Diese Bruderschaften besaßen alle zusammen ein Vermögen von 688,248 Fl. Das war Privateigenthum, von den Mitgliedern dieser Bruderschaften im Leben gesammelt oder durch Vermächtnisse erworben.

Die geistliche Hofcommission fand diese Bruderschaften für überflüssig; denn, meinte sie, die Heiligenverehrung ist nicht geboten, gehört also nicht zum Wesentlichen des Christenthums, auch das Beten für Verstorbene ist kein Religionsgebot, sondern bloß eine gute und ersprießliche Sache. Katechisiren dürfen nur Geistliche, die sich hierzu ein Zeugniß erworben haben u. s. w. Summa Summarum — das Verwögen der Bruderschaften wurde confiscirt.

Außer den 121 Bruderschaften in Wien bestanden in Viertel Unter-Wienerwald und sonst noch in Niederösterreich 521. Die Willkür, mit welcher die Mitglieder dieser Bruderschaften ihres Vermögens an Geld, Gründen und Werthgegenständen man kann schon sagen räuberisch ausgeplündert wurden, ist für jedes Rechtsgefühl geradewegs empörend. Die Rechtsbegründung, welche die geistliche Hofcommission zu diesem Akte dem Kaiser vorlegte, gipfelte in dem Beweise: es habe über 1000 Jahre im Christenthum keine Bruderschaften gegeben, *also* wären dieselben nicht nothwendig, *also* hat der Staat das Recht die Güter dieser Bruderschaften einzusacken.[1]) Eine widerrechtliche Entfremdung des Eigenthums unter dem eigentlichen Schlagwort Diebstahl oder Raub — *das gab es nicht in jenen Zeiten*, die Staatsrechtslehrer machten einfach den Landesfürsten *zum Herrn aller Güter von Religionsgenossenschaften*, er konnte damit nach Gutdenken schalten und walten, wie es „dem höchsten Staatszwecke" in seinen Augen und nach seiner Beurtheilung dienlich erschien.

Interressant ist es, daß dem Kaiser das Freimaurerthum, seine maurerischen Beamten und Schreiberwelt doch auch schon gar zu dick geworden. Die *geistliche* Hofcommission machte dem Kaiser 9. April 1783 den Vorschlag: „Obgleich die Armen für ihre

[1]) Die Gewaltakte, durch welche Mitglieder der Bruderschaften *gezwungen* wurden, noch Rückstände ihrer freiwilligen Gaben an die Bruderschaft jetzt dem Staatsmoloch als Opfer zu bringen, in „Die Theologische Dienerschaft" S. 406—414 aus den kaiserlichen Resolutionsbüchern.

Wohlthäter zu beten im Gewissen verbunden sind, so glaubt man doch, daß die Wohlthat an ihrem Werthe verliert, wenn der Wohlthäter überzeugt sein will, daß der Arme, dem er wohlgethan hat, für ihn bete. Daher ist man wohl einverstanden, daß die Seelsorger als Hirten ihrer Gemeinde die Armen zum Gebet für ihre Wohlthäter ermahnen und bewegen sollten, nur wäre hierbei aller Zwang zu entfernen." — —

Der Kaiser pflegte mit eigener Hand in Randglossen Nummer für Nummer die Rathschläge seiner geistlichen Hofcommission zu berichtigen. Auf obigen Vorschlag bemerkt er: „Ein versorgter Armer, dem es zu schwer fällt, eben in dem Augenblick, als er das Almosen aus den wohlthätigen Händen empfängt, einige Vaterunser zu beten, würde wohl nicht werth sein, versorgt zu werden. Es kann also bei dem dießfalls in dem Buquoys-Institut auferlegten wenigen Gebet verbleiben."

23. Was für kuriose Ansichten über die Toleranz in Schwung gebracht worden sind. Wie die Regierung den Begriff Toleranz auffaßte und gegenüber der katholischen Kirche handhabte, läßt sich auf keine Weise rechtfertigen. Die katholische Kirche sollte toleriren, aber sie selber sollte nicht tolerirt werden; sie sollte sich allen Insulten, allen Injurien, ja auch der Beraubung gegenüber ganz passiv verhalten und die Aggression und Activität im Vergewaltigen bis zum büreaukratisch organisirten Ausraub durchaus nicht stören. Die Professoren der Aufklärung wollten nur eine einseitige, aber keine gegenseitige Toleranz. Wir sehen diese Herren unter Vortrag des Banners ihrer Toleranz in die Klöster eindringen, ihre Bewohner verjagen, den Erlös für ihre Güter in das große Sieb des Staatsschatzes werfen, bei welchen Manipulationen auch ein schöner Theil an den Pechhänden der aufgeklärten Aufhebungs-Commissäre hängen blieb, so daß der Kaiser in seinem Unmuth über dieses Gebahren die Aufhebungscommission eigenst handschriftlich als Räuber bezeichnete.

Schon damals schildert ein Autor sehr treffend die Toleranten seiner Tage wie folgt: „Es streitet offenbar wider die Regeln einer unparteiischen Toleranz, wenn man die Ausübung katholischer Kirchengebräuche immer verstümmelt, die Protestanten und Juden aber durchaus bei ihren Mißbräuchen läßt. Wenn man die katholischen Kirchen sperrt, entweiht und zu profanem Gebrauch verwendet, den andern Glaubensbekennern aber neue Kirchen

und Bethäuser, wo zuvor keine gewesen, gestattet, ist keine gleichförmige Toleranz, es ist vielmehr eine einseitige Intoleranz. Bei einer unbefangenen Toleranz muß man katholischen Mitbürgern des Staates, worunter die katholische Geistlichkeit mit Recht zu zählen ist, nicht ihre Güter und Vermögen nehmen und sie aus ihrem Besitzstand vertreiben, auswärtigen Protestanten aber in katholischen Landen, Städten und Dörfern Güter zu kaufen und sich ansässig zu machen erlauben. Man muß nicht verlangen, daß die Katholischen den bei ihnen verstorbenen akatholischen Christen auf ihren Gottesäckern die Ruhestätte gönnen, wo hingegen die Protestanten, wenn bei ihnen ein Katholischer stirbt, solchem nicht einmal einen Geistlichen seiner Religion zu seinem Sterbebette zulassen, sondern nach dessen Hinscheiden alsobald die Leiche aus dem Hause hinaus und auf die Gasse tragen lassen, ja sogar dem katholischen Pfarrer nicht gestatten, daß man nur einige brennende Kohlen und das Rauchfaß abholen darf, wie es erst dieses Jahr zu Frankfurt a. M., wo es doch so viele Toleranzprediger gibt, in dem dortigen von Senckenbergischen protestantischen Spital dem katholischen Pfarrer mit einer im dortigen Spital verstorbenen alten katholischen Weibsperson begegnet ist. Kurz, man muß die katholische Kirche nicht immer aus dem Besitze ihrer zur Ehrfurcht und Liebe gegen Gott aufmunternden Kirchengebräuche und Ceremonien zu vertreiben und ihr dagegen die alle wahre Religion untergrabende Jansenisten-Gleißnerei aufzubringen suchen, wie es die Port-Royalisten und deren wilde Zöglinge der heutigen Philosophensekte noch täglich machen."[1])

24. Die angeblichen Grundsätze und Rechtsgründe, die den Kaiser ermächtigen sollten, das Klostergut zu confiscieren. Interessant ist die Art und Weise, wie von den offiziellen und halboffiziellen Scribenten die Einziehung der Klostergüter als ein dem Landesfürsten mit vollstem Recht zukommender Act vorbereitet worden ist. — Die Logik, mit welcher diese Herren ihre Beweise zusammenstoppelten, ist mehr drollig als tragisch. Ein paar Beispiele werden genügen. Ein Autor führt seinen Beweis, wie folgt:[2]) „Was erhält das menschliche Leben? Die Nahrung! Wem muß ich also zugehören? Demjenigen, nicht wahr, der meine

[1]) Die neue Philosophensekte — ein gefährliches Insect für die wahre Religion und den Staat. 1784.

[2]) Der Mann ohne Vorurtheil in der neuen Regierung. Zweiter Auftritt. Wien. Hartl 1781.

Nahrung in seinen Händen hat. Wer hat die Nahrung unserer Geistlichkeit in Händen? Unsere Staaten. Wem gehören unsere Staaten? Dem Kaiser. Wen haben also unsere Geistlichen in diesem Falle zum Monarchen? Joseph den Zweiten! Siehe, wie kurz, wie einfach, wie deutlich Natur und Wahrheit ist." — — —

Mit dieser prächtigen Logik gibt es für einen Finanzminister keine Verlegenheit mehr! Dieselbe könnte als ein sehr einfach construirter Hauptschlüssel für die Kassen sämmtlicher Bankiers dienen, und Rinaldo Rinaldini, ein Schinderhannes könnten den festest construirten Galgen über den Haufen blasen. Das ist höchst primitive, grobgearbeitete Diebeslogik; man muß gestehen, daß diese in neuerer Zeit in Verfeinerung ihrer Kettenschlüsse Fortschritte gemacht hat. Im weiteren Verlaufe sagt dieser erfindungsreiche Finanzrath:

„Jesus Christus und alle seine Apostel hatten nicht so viele sichere Einkünfte, als bei uns ein Dorfpfarrer noch ziehet und ziehen wird. Glaubt ihr, daß die Religion zu Grunde gehet, wenn die Schätze der Monarchie nicht in den Händen der Geistlichen liegen? Wenn euch Feinde anfallen, euer Hab und Gut rauben, eure Weiber, Töchter schänden, was schützt euch: Kanonen, Musketen oder Rosenkränze? Wer ergreift die Waffen für euch, der Papst oder der Monarch?" — — Der Logiker will damit einfach beweisen: um das Militär zu erhalten, müssen die Klöster geplündert werden.

Ein anderer führt einen ebenso gründlichen Beweis, daß der Monarch das Recht habe, Kirchengüter einzuziehen.[1])

„Uebrigens ist zwischen Kirchengütern und den Gütern anderer ehrlichen Leute, in sich betrachtet, gar kein Unterschied und alles Vermögen, das die Kirchen und die Geistlichen dermalen besitzen, kommt von sogenannten Weltmenschen und Laien her. Durch die Verwechselung des Besitzers haben diese Güter wahrhaft keine wesentliche Veränderung erlitten, denn wer wird wohl mit Vernunft behaupten können, daß ein Acker oder eine Summe Geldes, die zu einer Kirche geschenkt worden, deßwegen ein göttlicher Acker, ein göttliches Geld heiße. Es ist dies ein noch aus den dunklen Zeiten entlehnter Kunstgriff, wenn man vorgeben will, daß die Güter nicht den Geistlichen, sondern Gott, dem St. Peter oder Paul, oder sonst einem Himmelseinwohner gegeben worden seien. Wer sieht nicht

[1]) Beweise, daß Joseph II. ein Protestant ist. 1785.

ein, daß durch solche Zweideutigkeit sehr leicht die Hälfte von Europa für göttlich könnte erklärt werden. Wider diese Auslegekunst wird aber von dem österreichischen Monarchen, sowie von allen gekrönten Häuptern in bester Form Rechtens protestirt, um so mehr, da die theils von ihren Vorfahren, theils von ihren Unterthanen der Kirche geschenkten Güter ein wahres Almosen sind, und jeder Landesherr die Pflicht auf sich hat, darüber zu wachen, daß die Absicht, warum solches eigentlich gegeben worden, erfüllt und kein unheiliger Gebrauch davon gemacht wird, ja auch alsdann, wenn ein guter Gebrauch davon gemacht würde, so wäre nichts in der Welt, was hindern könnte, noch einen bessern davon zu machen." — — —

Wir halten diese Ergüsse der Wegbereiter zu den gewaltthätigen Reformen Josephs deswegen für wichtig genug, um selbe hier vorzulegen, weil sie die Prinzipien enthüllen, nach welchen der Kaiser vorzugehen, in der vollsten Berechtigung zu sein vermeint hat.

Ueber die Folgerungen, welche nothwendig aus diesen Prinzipien hervorgehen, haben weder die Rathgeber noch die Rathbefolger nachgedacht. Denn dieselben Grundsätze geben am Ende jeder Hand das Recht, in jede fremde Tasche zu greifen, um das Geld aus derselben herauszunehmen unter dem sehr plausiblen Vorwand: „Wenn auch der gegenwärtige glückliche Besitzer es gut verwendet hat, so werde ich, der neue kühne Besitzergreifer, beflissen sein, es noch besser zu verwenden — und auf diese best möglichste Verwendung ist eben mein neues Eigenthumsrecht auf das annexirte Gut gegründet."

Die auf diesen Prinzipien gegründete Aufhebung und im eigentlichen Sinne Ausplünderung der Klöster und die damit verbundene Verschleuderung ihres Grundes und Bodens, Vernichtung ihrer Schätze in Kunst und Wissenschaft, Zerstörung ihrer architektonischen Meisterwerke und Mißhandlung der davongejagten rechtmäßigen Besitzer ist eines der traurigsten Kapitel in der Josephinischen Reformgeschichte.

Digitized by Google